

Sexuologie

ISSN 0944-7105
Band 26 / 2019
S. 113-216

3-4

Schwerpunkt

Utopien des Sexuellen – Nach 68 | Was bleibt? | Was kommt?



Sexuologie

Hrsgg. von der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft

INHALT

Editorial

- 115 From „Love“ to „Cyber“
Rainer Alisch

Themenschwerpunkt – Utopien des Sexuellen – Nach 68 | Was bleibt? | Was kommt?

- 117 Befreiung oder Flexibilisierung? Sexualwissenschaft, amerikanische Gegenkultur und die Idee der sexuellen Revolution
Magda Majewska

- 127 Cybersex und prothetischer Körper – Das Imaginäre des Sexuellen im Cyberdiskurs
Hannu Eerikäinen

- 135 Intime Beziehungen zu humanoiden Robotern
Yuefang Zhou

- 141 Sexualisierte Objektbeziehungen – ein Ausblick
Nikolaus Lehner

Fortbildung

- 145 *Kein-Täter-werden* Screeningbögen zur diagnostischen Einschätzung von Menschen mit einer sexuellen Präferenz für Kinder
Laura F. Kuhle, Klaus M. Beier, Tillmann H.C. Krüger, Constanze Jakob

- 151 Tantra – ein Beitrag zur Sexualtherapie?
Juliane Meyer, Wolfgang Weig

Historia

- 159 Oswald Schwarz – Ein Pionier der psychosomatischen Urologie und Sexualmedizin
Hermann J. Berberich, Dirk Schultheiss, Brigitta Kieser

Aktuelles

- 167 Sexuelle Obsessionen und Abgründe im Werk von Lukas Bärfuss
Herbert Csef

- 171 Dem Orgasmus auf der Spur – Interview mit Ulrike Kleynmans-Surholt
Irene Fellner

- 177 Nachruf auf Sophinette Becker
Hermann Berberich

Aktuelles – Rezensionen

- 179 Purser, Ronald E., *McMindfulness. How Mindfulness became the New Capitalist Spirituality*
Thomas K. Gugler

- 181 Johnson, David K., *Buying Gay. How Physique Entrepreneurs Sparked a Movement*
Florian G. Mildenerberger

- 182 Mahnkopf, Claus-Steffen, *Philosophie des Orgasmus*
Rainer Alisch

- 184 Wennerscheid, Sophie, *Sex machina. Zur Zukunft des Begehrens*
Nikolaus Lehner

- 186 Briken, Peer (Hg.), *Perspektiven der Sexualforschung*
Maximilian Römer

-
- 190 Dannecker, Martin, *Fortwährende Eingriffe. Aufsätze, Vorträge und Reden zu HIV und AIDS aus vier Jahrzehnten*
Florian G. Mildenberger
- 191 Böttinger, Erwin, Jasper zu Putlitz (Hg.), *Die Zukunft der Medizin. Disruptive Innovationen revolutionieren Medizin und Gesundheit*
Florian G. Mildenberger
- 194 Mildenberger, Florian G., *Sexualgeschichte. Überblick – Problemfelder – Entwicklungen*
Maximilian Römer
- 195 Eder, Franz X., *Eros, Wollust, Sünde. Sexualität in Europa von der Antike bis in die Frühe Neuzeit*
Florian G. Mildenberger
- 196 Rose, Andreas, Sandra Poppek, Thomas Möslers, Johannes Kemper, Wolfram Dormann (Hg.), *Sexuelle Probleme bei Kindern und Jugendlichen*
Kurt Starke
- 198 Melzer, Heike, *Scharfstellung – Die neue sexuelle Revolution*
Rainer Alisch
- 199 Gerlach, Michael, *Sexuelle Süchte erkennen und behandeln – Grundlagen und Therapie einer Störung der Impulskontrolle*
Wolfgang Weig
- 200 Freese, Anne, *Gewalt – Deutung – Selbstoptimierung. Eine Geschichte der posttraumatischen Belastungsstörung seit dem Vietnam-Syndrom*
Florian G. Mildenberger
- 201 Sanders, Eike, Kirsten Achtelik, Ulli Jentsch, *Kulturkampf und Gewissen. Medizinethische Strategien der „Lebensschutz“-Bewegung*
Anne Loheit
- 203 Alexander Naß, Silvia Rentzsch, Johanna Rödenbeck, Monika Deinbeck, Melanie Hartmann (Hg.), *Empowerment und Selbstwirksamkeit von trans* und intergeschlechtlichen Menschen. Geschlechtliche Vielfalt (er)leben*
Maria Kühn
- 204 Henze, Patrick, Aaron Lahl, Victoria Preis (Hg.), *Psychoanalyse und männliche Homosexualität. Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte*
Maximilian Römer
- 207 Lemma, Alessandra, Paul E. Lynch (Hg.), *Psychoanalyse der Sexualitäten – Sexualitäten der Psychoanalyse*
Maximilian Römer
- 210 Henze, Patrick, *Schwule Emanzipation und ihre Konflikte. Zur westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre*
Florian G. Mildenberger
- 212 Dugan, Jess T., Vanessa Fabbre, *To Survive on This Shore. Photographs and Interviews with Transgender and Gender Nonconforming Older Adults*
Thomas K. Gugler
- 213 Bergemann, Hans, Ralf Dose, Marita Keilson-Lauritz unter Mitarbeit v. Kevin Duhout, *Magnus Hirschfelds Exil-Gästebuch*
Florian G. Mildenberger
- 214 Rönicke, Katrin, *Beate Uhse. Ein Leben gegen Tabus*
Florian G. Mildenberger
- 215 Kjaran, Jón Ingvar, *Gay Life Stories: Same-Sex Desires in Post-Revolutionary Iran*
Thomas K. Gugler

From „Love“ to „Cyber“

Rainer Alisch

I

Obwohl sich mit dem *Woodstock*-Mythos vom friedliebenden, künstlerischen, dem *Make Love, Not War*-Amerika, andere Bilder verbinden, gehören die schier endlosen Auto-Kolonnen mit dazu. – Befreite Sexualität war mit einer automobilen Glücksverheißung liiert, ein Nachklang dessen, was Herbert Marcuse Mitte der 1950er Jahre als „repressive Entsublimierung“ beschrieben hatte, eine Allianz der „befreiten Triebe“ mit einer neuen Form von Herrschaft.

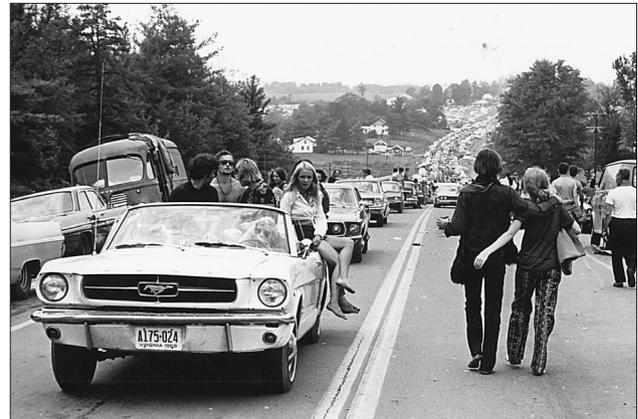
Die Bedeutung dieser automobilen Referenz für die *Utopien des Sexuellen* erschließt sich auf Umwegen: „68“ erzeugte eine ins Utopische verweisende Bruchlinie in den westlichen wie in den realsozialistischen Gesellschaften. Weniger offensichtlich sind hingegen die Erschütterungen, die die techno-kulturelle Matrix der alten- und neu-westlichen Gesellschaften ereilten, immer noch ereilen und sich bspw. in den mannigfaltigen Umdeutungen des Begriffs „Cyber“ niederschlagen.

Das Akronym des „Cyborgs“ – von Donna Haraway in den 1980 Jahren popularisiert –, geht auf die Mediziner Manfred E. Clynes und Nathan S. Kline zurück. Sie skizzierten 1960 ein „artifact-organism system“, eine raumfahrttaugliche Mensch-Maschine-Symbiose. Ging es ihnen darum, im Sinne des Homerischen κυβερνήτης ein Steuerungssystem zu entwerfen, das dem Menschen die Freiheit gab „to explore, to create, to think, and to feel“¹, so hat sich der nachfolgende „Cyberpunk“ der ursprünglichen, bloß technologischen Versprechungen zugunsten umfassend fiktionaler entledigt – spätestens mit *Blade Runner* (1982), Ridley Scotts Verfilmung des Romans *Do Androids Dream of Electric Sheep?* (1968) des US-amerikanischen Schriftstellers Philip K. Dick.

II

Als Elon Musk, der CEO von *Tesla*, den „Cybertruck“ im November 2019 enthüllte – also exakt zu dem Zeitpunkt, in dem *Blade Runner* spielt und im fünfzigsten Jahr nach *Woodstock* – verknüpfte er das Wort „Cyber“ mit einem weiteren, einem automobilen Bedeutungshorizont. Die Leistung dieser Verknüpfung liegt sicherlich nicht nur im Verweis auf die technischen Superlative, mit denen der Truck aufwarten kann: elektrischer Antrieb, beeindruckende Anhängerlast, Karosserie aus kaltgewalztem Edelstahl, inklusive „Exoskelett“. Namhafte Autodesigner vermerkten, dass die Konzeption mit nahezu allem bricht, was bislang als gültig schien.

¹ Clynes, M. E., Kline, N.S., 1960. Cyborgs and space, *Astronautics* (9), 26f.



Unterwegs am 15. August 1969 zum Woodstock Folk-Rock Festival © imagoimages



Downtown Cityscape *Blade-Runner* © Syd Mead 1981



Cybertruck 2019, Fotografie © Tesla

Somit steht der Truck zunächst für den Versuch, in ein Segment einzudringen, das sich durch eine ausgesprochene Markentreue der Käufer auszeichnet und dies – ungeachtet aller technischen Raffineszen – mit letztlich nicht viel mehr, als mit dem Wort „Cyber“, das sich lediglich wie Zukunft anfühlt. Was aber könnte das Versprechen sein?



Virtueller Sex mit dem Berliner Startup *Memento 3D*

Die Erotikindustrie war immer schon ein Treiber für neue Technologien. Die Berliner Firma hat sich darauf spezialisiert, in einer *vrXcity* den Porno-Enthusiasten der VR-Szene eine virtuelle Welt zur Verfügung zu stellen, in der sie ihre Vorlieben nicht nur interaktiv ausleben, sondern auch individuell nach ihren Wünschen gestalten können. Basis für das Abenteuer sind Stars der Erotikbranche, die sich von Kopf bis Fuß einscannen lassen, um dann als komplett animierte und sich natürlich bewegende Avatare in der virtuellen Welt zu interagieren.

Um die virtuellen Charaktere so lebensnah wie möglich abzubilden, arbeitet die Firma mit einem 3D-Fullbody-Scanner, der mithilfe von 170 Kameras jeden Zentimeter der Darstellerinnen und Darsteller erfasst. Anschließend setzt eine sogenannte Fotogrammetrie-Software den gewonnenen Datensatz zu einer dreidimensionalen Figur zusammen. Mit künstlicher Intelligenz ausgestattet werden die Charaktere am Ende des Produktionszyklus in Aussehen und Verhalten kaum von echten Menschen zu unterscheiden sein.

Dennoch geht es nicht nur um Sex. Die speziell entwickelte VR-Technologie ist auch ein Schritt in die Zukunft der Kommunikation, denn virtuelle Realität soll leichter machen, andere Menschen kennenzulernen, mit ihnen zu kommunizieren und sich im besten Fall in sie zu verlieben.

Mit der *vrXcity* entsteht somit eine revolutionäre Erlebniswelt, die die schönste Nebensache der Welt auf eine ganz neue Stufe stellt. Ob das virtuelle Erleben in seiner simplen Zugänglichkeit eine ernsthafte Alternative zum echten Leben werden kann, wird sich zeigen. Zumindest müssten Erotiksuchende keine schwierigen sozialen Kontakte pflegen, sie müssten nur einen Knopf drücken und sich in eine andere Welt versetzen lassen. Anfang 2021 soll das Projekt marktfähig sein.

Näheres: <https://me-mento3d.com> und <https://www.vrxcity.com/#>

2007 hatte Steve Jobs das iPhone vorgestellt, in dessen Name zwar noch das Wort „Telefon“ eingebettet war, bei dem es sich jedoch nur noch um eine Vertrautheit suggerierende Referenz handelte, nicht aber um den Verweis auf das innen liegende Potential, das das Phone in das Internetzeitalter katapultieren sollte – dies war dem „i“ vorbehalten. Unabhängig davon, ob es Elon Musk gelingt, die „truckness“ in gleicher Weise mit einem neuen Nutzwert auszustatten, oder ob technisch die Realisierbarkeit hinter dem imaginären Versprechen des „Cyber“ zurückbleibt, steht sein Unterfangen für den Versuch, über eine disruptive Neucodierung das „Cyber“ des Trucks mit anderen Komposita des Wortes wie bspw. „Cyberspace“ oder „Cybersex“ zu verbinden; immer steht das „Cyber“ für Transgression und Transformation – wenn auch unterschiedlichster Art.

III

Das dystopisch-futuristische Design der „Cyberpunk“-Welt in *Blade Runner* ist als sedimentierte Schichtung angelegt – gleichzeitig archaisch, frühneuzeitlich und futuristisch, das Design der Fahrzeuge etwa im „retro deco“² gestaltet. Das Neue im Alten hält den Raum offen für die zentrale Thematik des Films, die „Differenzen“ zwischen natürlich/künstlich – Mensch/Maschine – human/posthuman.

Knapp vierzig Jahre später droht diese „Differenz“ zu verlöschen, das „Cyber“ wird, wie es im Gefolge der Digitalisierung die Bühne betreten hat, zur Metapher des Verschwindens. Digitalisate, gleich ob sie auf allem was „der Fall ist“ beruhen oder aus dem Virtuellen hervorgehen, sind ununterscheidbar. Vorausgegangen ist – um es aufs *Sexuelle* wie aufs *Geschlechtliche* zu beziehen – deren Entbiologisierung, die nicht zuletzt postmodern, poststrukturalistisch und gendertheoretisch flankiert, das Symbolische mit dem Sozialen gleichsetzt. Mit dem daran anschließenden Trend, sich im Gefolge der Digital Humanities den sog. harten Wissenschaften, allen voran der Informatik zu verschreiben, droht dem Rätselgesicht des Sexuellen das Verlöschen im digitalen Nirwana.

IV

Was also bleibt von „68“? Vom Versuch her, eine Brücke zwischen den Ideen der sexuellen Revolution und denen des „Cyber“ zu schlagen, zum einen die Einsicht, dass sich diese Ideen nur insoweit nicht blamieren können, wie sie mit den materiellen Interessen eines – jetzt neoliberal vermittelten – Konsumkapitalismus einhergehen. Zum anderen – weit naheliegender –, dass die Herrschaft dieses triebvermittelten Konsumismus aufzubrechen die gegenwärtigen Formen zivilisatorischen Notstands dringend machen.

² Syd Mead im Dokumentarfilm von B.-H. Tschachotin in der Ausstellung zu Syd Mead in der O & O Galerie Berlin, November 2019.

Befreiung oder Flexibilisierung? Sexualwissenschaft, amerikanische Gegenkultur und die Idee der sexuellen Revolution

Magda Majewska

Liberation or Flexibility? Sexology, American Counterculture and the Idea of the Sexual Revolution

Abstract

The „sexual revolution“ took on forms that are compatible with late capitalism insofar as they amount to an enhancement of the possibilities for self-realization. This article addresses the discrepancy between this compatibility and the hopes for thorough political and economic social change that many of its proponents had associated with sexual liberation. Focusing on Wilhelm Reich and his reception in the United States, the article sheds light on the theoretical foundations that provided a basis for connecting sexual and political liberation in the 1960s. These theoretical foundations have brought forth a therapeutic understanding of politics and revolution, which boils down to individual self-realization.

Keywords: Sexual Revolution, Freudo-Marxism, Postmodernity, Wilhelm Reich, American Counterculture

Zusammenfassung

Die „sexuelle Revolution“ hat sich in Formen realisiert, die insofern mit dem spätkapitalistischen System kompatibel sind, als sie vor allem auf die Steigerung der Möglichkeiten individueller Selbstverwirklichung hinauslaufen. Dieser Artikel adressiert die Diskrepanz zwischen diesem Sachverhalt und dem Anspruch auf eine gesamtgesellschaftliche politische und ökonomische Veränderung, die für viele ihrer Befürworter mit der sexuellen Befreiung einhergehen sollte. Am Beispiel Wilhelm Reichs und seiner amerikanischen Rezeption werden die theoretischen Anlagen beleuchtet, die den Zusammenhang zwischen sexueller und politischer Befreiung in den sechziger Jahren erst begründet haben. Diese bringen ein therapeutisches Verständnis von Politik und Revolution hervor, welches letztlich auf individuelle Selbstverwirklichung abzielt.

Schlüsselwörter: Sexuelle Revolution, Freudomarxismus, Postmoderne, Wilhelm Reich, amerikanische Gegenkultur

Der Status von Sexualität und Erotik hat sich in der zweiten Hälfte des 20. Jh. grundlegend verändert. Dabei lassen sich die vielfachen Facetten der „sexuellen Revolution“ als Bestandteile einer kulturellen, politischen und ökonomischen Transformation begreifen, der die Epochenbezeichnung „Postmoderne“ oder „Spätmoderne“ Rechnung trägt: sie gehören somit zu einer Vielzahl kultureller und sozialer Phänomene, die im Verhältnis gegenseitiger Wechselwirkung zu den Transformationen des Kapitalismus stehen.¹ Der Soziologe Zygmunt Bauman nennt als distinktives Merkmal von Erotik und Sexualität in der Postmoderne ihre semantische Unterdeterminiertheit, die sie für eine Fülle neuer Bedeutungszusammenhänge und Funktionen öffnet: „Postmoderne Erotik ist frei flottierend; sie kann eine chemische Reaktion mit nahezu jeder anderen Substanz eingehen, sich von jeder anderen menschlichen Emotion oder Aktivität nähren“ (Bauman 1998, 19–33, hier 26). Baumans Formulierung, dem Vokabular der poststrukturalistischen Theorie entnommen, erlaubt es, die teilweise widersprüchlichen Entwicklungen, die mit der „sexuellen Revolution“ assoziiert werden, auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen: die Politisierung der Sexualität in der Gegenkultur; ihre Kommerzialisierung in der spätkapitalistischen Konsumwirtschaft; die konzeptuelle Verschmelzung von Erotik und Ästhetik im Zeichen einer neuen Sensibilität, deren Wortführer etwa Herbert Marcuse, Susan Sontag und Roland Barthes waren; die zentrale Rolle von Sexualität für spätmoderne Identitätswürfe. Voraussetzung für die neuen Sinnzuschreibungen und kulturellen Verwendungen von Sexualität und Erotik ist ihre Freisetzung aus tradierten Bedeutungszusammenhängen, vor allem aus ihrer Bindung an die Fortpflanzungsfunktion.

¹ Eine ausführliche Darstellung der Überlegungen dieses Artikels findet sich in meinem Buch *Lust und Limit: Der postmoderne Roman und die sexuelle Befreiungsbewegung in den USA* (2019). Eine zentrale Rolle spielt dabei die Rezeption sexueller Befreiungsdiskurse in der postmodernen Literatur. Die Übersetzungen aus dem Englischen sind von mir. Wiederverwendung des Textes nur mit Genehmigung durch den transcript Verlag.

Die „Freisetzung“ des Sexuellen

Vierorts ist die Trennung von Sexualität und Fortpflanzung als Dreh- und Angelpunkt der „sexuellen Revolution“ angegeben worden. Infolge dieser Trennung hat die Sphäre der Sexualität und der Erotik eine neue Bedeutung als weitgehend eigenständiger Bereich individueller Erfahrung angenommen (vgl. Snitow et al., 1983, 9–47, insbes. 11). Wie Bauman anmerkt, ist das ausschlaggebende Kriterium für die Bewertung einer als Selbstzweck verstandenen Sexualität die Intensität des sinnlichen Erlebnisses selbst. Ein wesentliches Merkmal spätmoderner Sexualitätskultur ist deshalb die Beschäftigung mit dem Orgasmus – ein Gedanke, zu dem ich in Kürze zurückkehre. Bauman nennt noch einen weiteren Punkt, der im Folgenden wichtig sein wird: die erlebnisorientierte „frei flottierende“ Form der Erotik entspricht dem im Spätkapitalismus dominierenden Modell des Individuums, zu dem Flexibilität und Mobilität ebenso gehören wie die Bereitschaft, für stets neue Reize empfänglich zu bleiben. Sie ist somit bestens mit den Anforderungen der spätkapitalistischen Ökonomie vereinbar.

Aus Sicht der politisch motivierten sexuellen Befreiungsbewegung der sechziger Jahre, deren geistiger Vater Wilhelm Reich war, kommt dies einem Scheitern der revolutionären Hoffnungen gleich, die mit der Sexualität verknüpft wurden. Doch wie ich am Beispiel Reichs und seiner amerikanischen Rezeption zeigen möchte, zielen bereits die theoretischen Anlagen, die den Anspruch auf eine gesamtgesellschaftliche Veränderung mittels sexueller Befreiung begründen, in Richtung auf ein therapeutisches Verständnis von Politik und Revolution ab – eines, das letztlich auf individuelle Verwirklichung hinausläuft.

Reich ist die Verbindungsfigur zwischen zwei Strängen des Befreiungsdiskurses, der in den USA kurz nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzte und die zunehmende „Freisetzung“ des Sexuellen theoretisch untermauert hat. Dabei handelt es sich zum einen um die Etablierung und Popularisierung der Sexualwissenschaft, zum anderen um die amerikanische Rezeption kulturkritischer und insbesondere freudomarxistischer Theoreme.²

Modernisierung der Sexualwissenschaft

Innerhalb der Sexualwissenschaft vollzog sich ein Paradigmenwechsel, der gänzlich im Zeichen eines modernen Aufklärungsdenkens und wissenschaftlichen Positivismus stand. Der Ideenhistoriker Paul Robinson beschreibt diesen Wandel in seiner wegweisenden gleichnamigen Studie als „Modernization of Sex“ (1976). Die Modernisierung der Sexualwissenschaft bestand vor allem darin, einen wissenschaftlichen Rationalismus und sexuelle Aufklärung gegen vermeintlich irrationale Vorstellungen und Tabus ins Feld zu führen, das heißt die Sphäre der Sexualität einer nüchternen, wissenschaftlichen Betrachtung zugänglich zu machen, die von jeder moralischen Abwägung Abstand nahm. Der Sexualwissenschaftler John Money brachte in den achtziger Jahren das Selbstverständnis seiner Disziplin folgendermaßen auf den Punkt: „Sexologie ist die Wissenschaft vom Sex. Sie ist unparteiisch, empirisch und, wie jede Wissenschaft, nicht wertend.“ (Money, 1988, 6)

Der Richtungswechsel innerhalb der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sexualität setzte mit den Arbeiten von Havelock Ellis ein, den Robinson neben Alfred Kinsey und dem Forscherteam Virginia Johnson und William Masters zu den einflussreichsten Vertretern dieser Modernisierungstendenz zählt. Im Unterschied zu ihren Vorgängern im 19. Jh., wie etwa Richard von Krafft-Ebing, die sich vornehmlich auf die Erforschung von Perversionen konzentrierten, wendeten sich die Sexualwissenschaftler des 20. Jh. zunehmend der „normalen“ Sexualität zu und bemühten sich dabei vor allem darum, die physiologischen Gesetzmäßigkeiten hinter körperlichen Lustempfindungen zu ergründen. Dabei verwischten sie zugleich die Grenzen zwischen „perversen“ und „normalen“ sexuellen Praktiken und erweiterten den Bereich dessen, was als „normale“ sexuelle Betätigung gelten kann.

Aus dieser theoretischen Richtung kam der vielleicht gravierendste Einschnitt in den (zumindest öffentlich aufrechterhaltenen) gesellschaftlichen Konsens bezüglich sexueller Normen. 1948 erschien *The Sexual Behavior in the Human Male* – der erste Band einer Studie Alfred Kinseys über das Sexualverhalten von Amerikanern, für die sich bald die Bezeichnung „Kinsey-Report“ einbürgerte. Im Jahre 1953 folgte ein Band zum Sexualverhalten von Frauen, *The Sexual Behavior in the Human Female*. Kinseys Studien, deren Datenumfang bis heute unübertroffen bleibt, lösten einen Skandal in der amerikanischen Öffentlichkeit aus. Nicht nur hatten Kinsey und sein Forschungsteam eine Reihe gemeinhin als deviant geltender sexueller Neigungen und Verhaltensweisen akribisch dokumentiert und sie als völlig natürliche Manifestationen des biologischen

² Foucault wird später beide Diskurse der Sexualität als Kehrseiten derselben umfassenden Tendenz deuten, sexuelle Praktiken und Phantasien in einen Sexualitätsdiskurs zu überführen (vgl. Michel Foucault, 1976).

Sexualtriebs deklariert – Kinsey stützte sich dabei auf das Argument, dass sexuelle Äußerungen in der Tierwelt in allen Variationen vorkommen. Auch förderte die Auswertung der von Kinsey und seinen Mitarbeitern geführten zwölftausend Interviews eine deutliche Diskrepanz zwischen der offiziellen Sexualmoral und dem Sexualleben der amerikanischen Bevölkerung zu Tage. Kinseys Interesse galt nicht nur dem Variationsreichtum an sexuellen Praktiken, sondern auch den physiologischen Gesetzmäßigkeiten hinter dem Empfinden sexueller Lust. So beobachtete die Forschergruppe um Kinsey etwa unter strenger Geheimhaltung sexuelle Akte (vgl. Jones, 1997).

Das Bemühen, Wissen über die Physiologie des sexuellen Aktes aus biologischer und medizinischer Perspektive zu gewinnen, stand auch im Zentrum der Forschungsarbeit des Gynäkologen William Masters und seiner Mitarbeiterin Virginia Johnson, die sie 1956 an der Universitätsklinik der Washington University in St. Louis aufnahmen. Zunächst noch unter Ausschluss der Öffentlichkeit studierten Masters und Johnson unter Laborbedingungen die Physiologie des Orgasmus bei heterosexuellen Paaren sowie masturbierenden Männern und Frauen. Erst 1966 wurden die aus der Studie gewonnenen Ergebnisse unter dem Titel *The Human Sexual Response* der amerikanischen Öffentlichkeit präsentiert.

Ähnlich wie Kinsey verstanden Masters und Johnson den Orgasmus als Indikator für sexuelle Gesundheit und entwickelten daher in den sechziger Jahren – ausgehend von ihrer Forschung – Therapien, die sich vornehmlich auf die Orgasmusfähigkeit ihrer Patienten konzentrierten. Die Ausrichtung der Sexualforschung auf therapeutische Praxis – nicht nur bei Masters und Johnson, sondern auch bei den Scharen von Sextherapeuten, die in ihre Fußstapfen traten – trug dazu bei, den Einflussbereich der Sexualforscher deutlich zu erweitern (Vance, 1983, 369–384). Wie Carol Vance anmerkt, überwiegt bei Masters und Johnson eine Sprache der Rationalität und der Selbstoptimierung (ebd., 379). Messbar wurde das sexuell optimierte Selbst anhand seiner Leistungsfähigkeit, als deren Kriterium sich der Orgasmus durchsetzte. André Béjin schreibt daher treffend, die moderne Sexuologie habe vorwiegend den Charakter einer Orgasmologie angenommen. Daraus folgt zum einen eine Konzentration auf das isolierbare und individualisierte sexuelle Erlebnis, zum anderen wird dieses in Begriffen des Funktionierens bzw. der Dysfunktion betrachtet. Béjin spricht in diesem Zusammenhang von einer „sexologischen Technokratie“, die in dem Maße an Einfluss gewinnt, wie die moderne Sexualkultur durch die Idee der „sexuellen Demokratie“ geprägt wird (Béjin, 1984, 263).

Die Aussicht, dass das Projekt der Aufklärung mit der Erforschung der Sexualität immer weitere Bereiche des Lebens erfassen würde, machte die Sexologie für

jene Intellektuellen zur Zielscheibe von Kritik, die gerade in der Rationalisierungstendenz einen Zuwachs an gesellschaftlichen Kontrollmöglichkeiten erblickten. Noch bevor Michel Foucault in seiner bahnbrechenden Studie demonstrierte, wie die zunehmende Thematisierung und Erforschung von Sexualität, unter dem Vorzeichen ihrer Emanzipation geführt, neue Möglichkeiten der Regulierung des Sexuallebens von Individuen ermöglicht hatte, erkannten die Theoretiker aus dem Umkreis der Frankfurter Schule in der Etablierung von sexueller Lust als Gegenstandsbereich von Wissen und als Anwendungsbereich von Therapien einen Schritt in Richtung der totalen Vergesellschaftung des Individuums. Dies ist der zentrale Punkt, an dem der Unterschied zwischen dem sexologisch fundierten Befreiungsdiskurs und einer zweiten – kulturkritischen – Version zutage tritt.

Freudomarxismus

Herbert Marcuse schrieb in seinem neuen Vorwort für die Neuauflage von *Eros and Civilization* vom „wissenschaftlichen Management der Triebbedürfnisse“ (1962, xii), das zum Ziel habe, Lustgewinn den Gesetzen des Marktes anzupassen. Für eine Form der sexuellen Befreiung, die das kapitalistische System in seinen Grundstrukturen unangetastet ließ, prägte er in *One-Dimensional Man* (1964) den Begriff der „repressiven Entsublimierung“. Neben Marcuse gehörte in den USA auch Norman O. Brown zu den besonders einflussreichen Fürsprechern für eine gänzlich andere Form der sexuellen Befreiung, die Hand in Hand mit einer veränderten Orientierung zur Welt bzw. einer neuen Subjektivität einhergehen sollte. Beide Denker betrachteten Formen sexueller, politischer und ökonomischer Unfreiheit als kodependent und die sexuelle Befreiung des Einzelnen als Voraussetzung jeder grundlegenden Veränderung der Gesellschaft. Darin folgten sie dem Psychoanalytiker Wilhelm Reich, der bereits in den zwanziger Jahren des 20. Jh. Psychoanalyse und Marxismus zusammenführte und den Zusammenhang zwischen Triebstruktur und Gesellschaftsstruktur postulierte.

Während Brown und Marcuse für eine neue Form von Erotik eintraten, die auf dem aufbaute, was Freud als die polymorph-perverse, prägenitale Phase der sexuellen Entwicklung beschrieben hatte und die über Sexualität im engeren Sinne hinausging, blieb Reich der Norm der „orgastischen Potenz“ (wie er es nannte) verpflichtet, die sich im genitalen heterosexuellen Geschlechtsakt erfüllte. Alle anderen Formen von Sexualität – inklusive Homosexualität und Perversion – betrachtete er als Folge repressiver Einwirkung auf den natürlichen Sexualtrieb.

Trotz dieser gewichtigen Unterschiede gingen die Vertreter des Freudomarxismus von gemeinsamen Prämissen aus. Dazu gehörte die psychoanalytische Auffassung des Menschen als eines Triebwesens. Aus dieser Sicht stellte sich der Prozess der Subjektwerdung bzw. Individuation, der stets auch als ein Prozess der Sozialisation verstanden wurde, notwendigerweise als Prozess der Triebbeherrschung dar. Der Mensch erschien somit als ein sexuelles Wesen, dessen Glücksfähigkeit an das lustvolle Erleben des eigenen Körpers gekoppelt war. Dieses Lusterleben allerdings unterstand den regulativen und einschränkenden Mechanismen der Gesellschaft. An der Sexualität und Erotik zeigte sich damit beispielhaft der Konflikt zwischen Selbstentfaltung und gesellschaftlicher Einschränkung. Genauer gesagt betrafen die Einschränkungen, die jedes Individuum im Prozess der Sozialisierung erfuhr, zuallererst die freie Entfaltung der Sexualität.

Während die Freudomarxisten Freud in der Annahme folgten, dass Einschränkungen der Sexualität grundsätzlich als anthropologische Konstante gedacht werden mussten – und zwar deshalb, weil erst diese Einschränkungen den Menschen als kulturelles Wesen auszeichneten –, wichen sie von Freud darin ab, dass sie Ausmaß und Form der Triebeinschränkungen als historisch und kulturell variabel auffassten. Darüber hinaus betonten sie – hierin der marxistischen Tradition verpflichtet –, dass Triebeinschränkungen stets der Aufrechterhaltung einer spezifischen gesellschaftlichen bzw. ökonomischen Ordnung dienten. Aus der Grundannahme einer Verschränkung zwischen der ökonomischen Organisationsform einer Gesellschaft, der spezifischen Form der Einwirkungen auf das Triebleben des Individuums und den daraus resultierenden Subjektivitätsformen, folgerten freudomarxistische Denker, dass grundlegende Veränderungen der politischen und ökonomischen Organisation zwangsläufig mit einer veränderten Triebstruktur – und das heißt auch: mit neuen Formen von Subjektivität – einhergehen müssten.

Wilhelm Reich

Reich kam eine besondere Bedeutung in der Genese dieses Denkansatzes zu. 1936, zwei Jahre nach seinem Ausschluss aus der Internationalen Gesellschaft für Psychoanalyse und der KPD, verfasste er im dänischen Exil *Die Sexualität im Kulturkampf*, das 1945 unter dem Titel *The Sexual Revolution* in den USA erschien und 1974 in einer von Therese Pol neu übersetzten Ausgabe. Reich war damit der erste, der die Notwendigkeit einer „sexuellen Revolution“ postulierte. In diese Forderung floss seine langjährige Erfahrung als Therapeut an psy-

choanalytischen Ambulatorien in Wien und Berlin ein. Die klinische Arbeit an diesen Einrichtungen bestätigte für ihn eindeutig, dass die Neurose, erstens, als „allgemeine geistige Erkrankung der heutigen Menschen“ (Reich, 1936, vii) anzusehen sei und dass sie, zweitens, unter den Bedingungen einer bürgerlichen Sexualmoral nicht zu heilen sei. Die neurotische Triebstruktur entstand infolge der Unterdrückung der Sexualität in der Familie, die als Keimzelle der Gesellschaft die Anpassung des Individuums an die Vorgaben einer gesellschaftlich verbindlichen Sexualmoral gewährleistete. Die patriarchal organisierte Familie sanktionierte zwar die Sexualunterdrückung, die Ursachen für die Unterdrückung der Sexualität lagen aber in der ökonomischen Organisation der Gesellschaft. Die kapitalistische Produktionsform verlangte nämlich nach einer Disziplinierung der Arbeitskräfte und die Institution der Familie fungierte als Schaltstelle, die autoritätshörige Charaktere hervorbrachte. In diesem Sinne war für Reich das individuelle Sexualleben nicht „unpolitisch“, sondern das Ergebnis eines sozial-ökonomischen Prozesses, der sich in der Triebstruktur verankerte. Umgekehrt bedeutete dies laut Reich, dass politische Kämpfe folgenlos bleiben mussten, solange sie nicht mit einer radikalen Umgestaltung der menschlichen Triebstruktur einhergingen. Politische Revolutionen konnten nur dann zum Ziel führen, wenn sie neben politischen und ökonomischen auch psychologische Umwälzungen herbeiführten. Jede nachhaltig erfolgreiche Revolution musste daher nach Reichs Überzeugung in der Sphäre des Sexuellen beginnen.

Reich leitet damit die Politisierung der Sexualität ein, die zum wesentlichen Bestandteil einer gegenkulturellen Haltung in den sechziger Jahren wird. Gleichzeitig ist Reich nicht nur ein Vorläufer späterer kulturkritischer Sexualitätsdiskurse und Wegbereiter für Denker wie Marcuse und Brown. Er steht vielmehr zwischen den beiden hier skizzierten Perspektiven auf die sexuelle Befreiung, indem er den Glauben an eine wissenschaftliche Rationalität mit der Interpretation von Sexualität als revolutionärer Kraft vereinte. Die Vielfältigkeit der Anschlüsse an Reich demonstriert den Facettenreichtum der sexuellen Befreiungsbewegung.

Reichs Sexualökonomie

Reichs Sexualtheorie entwickelte sich zunächst im Rahmen der Psychoanalyse. Obwohl er im Verlauf seiner Forschungen beinahe alle Grundannahmen der Freud'schen Psychoanalyse verwarf und 1934 aus der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung ausgeschlossen wurde, begriff Reich seine Theorie immer als konsequente Fortführung der revolutionären Lehre, die Freud eingeleitet hatte (vgl. Nitzschke, 1997, 68–130). Diese

wollte er mit der „Sexualökonomie“ um eine „naturwissenschaftliche, experimentell fundierte Theorie der Sexualität“ ergänzen.³

Als Reich 1920 der Psychoanalytischen Vereinigung in Wien beitrug, bildete die Theorie der Libido das Fundament der psychoanalytischen Lehre. Unter Libido verstand Freud eine als quantitativ veränderlich und prinzipiell messbar gedachte Energie der Sexualtriebe (vgl. Freud, 1921). Freud befand die Methoden der Psychoanalyse aber letztlich für nicht ausreichend, um Aussagen über die physiologischen Grundlagen der Libido zu treffen. Reich stellte seine Arbeit in den Dienst der Erforschung der somatischen Aspekte des Trieblebens mit wissenschaftlichen Methoden.⁴

Der Ausgangspunkt von Reichs Forschung war die Frage danach, woher die neurotischen Symptome ihre Energie bezogen. Für Reich stand fest, dass die Energiequelle der Neurosen (und seelischer Erkrankungen überhaupt) gestaute Sexualenergie bzw. die Differenz zwischen sexuellem Energieaufbau und Energieabbau sein musste. Für Reich unterscheidet sich also die neurotische seelische Apparatur von der gesunden durch stets vorhandene unbefriedigte Sexualerregung.⁵

Nachdem er sein Interesse auf die am Aufbau und Abfuhr der sexuellen Erregung beteiligten physischen Vorgänge gerichtet hatte, kam Reich zu dem Schluss, dass die Energiestauung nur durch die Störung der *orgastischen* Befriedigungsfähigkeit bedingt sein konnte, weil nur der Orgasmus die vollständige Abfuhr der Triebenergie ermögliche: „Nur der genitale Apparat kann Orgasmus vermitteln und biologische Energie voll entladen.“ (1969, 117) Dem Reich'schen sexualökonomischen Ansatz ist also die Vorstellung einer definierbaren psychischen und sexuellen Gesundheit immanent – Genitalität gilt darin als gesunde und normale Form der Sexualität (ebd., 92).

Im Laufe seiner Forschung weitete er das im Orgasmus wirksame energetische Prinzip auf alle lebenden Organismen aus. Zwischen 1934 und 1937 führte Reich eine Reihe von Experimenten durch, um die bioelektrische Ladung von Genitalien im Zustand der Erregung nachzuweisen (ebd., 327). Die durch mechanische Reibung entstehende Energie werde im Körper gespeichert und im Orgasmus elektrisch entladen. Eine genaue Untersuchung dieses Vorgangs lasse einen Ablauf erkennen, den Reich in der Formel *mechanische Spannung – elektrische Ladung – elektrische Entladung – mechanische Entspannung* zusammenfasst und als den bedeutsamsten Vorgang im Lebendigen bestimmt. Diese „Orgasmusformel“ ist für Reich zugleich eine Lebensformel. In *Die Funktion des Orgasmus* von 1942 schreibt Reich: „Die orgastische Potenz bildet die biologische Ur- und Grundfunktion, die der Mensch mit allem Lebendigen gemeinsam hat.“ (Ebd., 99) Im weiteren Verlauf seiner Experimente glaubte Reich schließlich, eine allem Lebendigen zugrunde liegende Energie, die Orgon-Energie, gefunden zu haben. Nach seiner Übersiedlung in die USA widmete sich Reich vorwiegend der Erforschung dieser Energie und konstruierte eine Vorrichtung, die wesentlich zu seiner Popularität beitrug – den berühmten Orgon-Akkumulator, mit dessen Hilfe Orgon-Energie gesammelt und an eine darin sitzende Person weitergegeben werden konnte.

Reich konzipierte die Orgon-Box als ein Hilfsmittel zur Steigerung der orgastischen Potenz. Doch die theoretischen Grundlagen einer Therapieform, die auf die Wiederherstellung der orgastischen Potenz abzielte, schuf Reich bereits 1933 in seinem Werk *Charakteranalyse*, das bis heute als sein wichtigster Beitrag zur Psychoanalyse gilt.

Reichs Therapieansatz

Die Gesamtheit der Verhaltensweisen und des Erlebens eines Individuums sowie das Ensemble dominierender Abwehrmechanismen des Ichs bezeichnete Reich als Charakter. Dazu gehörten auch typische Körperhaltungen und chronische Muskelverspannungen. Für Reich war der Charakter somit das Ergebnis der im Laufe der psychischen Entwicklung durchlaufenen Konflikte, von denen jeder eine Charakterverhärtung als Spur im Wesen des Menschen zurückgelassen hatte. Solche mit geologischen Ablagerungen vergleichbaren „Schichten erstarrter Geschichte“ (Reich, 1972, 129) konnten ein Gebilde formen, das den lebendigen Organismus wie ein Panzer umgab. Das Selbst panzerterte sich gegen seine eigenen sexuellen Impulse genauso wie gegen die Außenwelt. Dem Charakterpanzer kam die Funktion zu, den Organismus vor Unlust zu schützen, darunter litt jedoch

³ Wilhelm Reich, *Die Funktion des Orgasmus: Die Entdeckung des Orgons* (1969, 15). Die von mir zitierte Ausgabe ist die deutsche Fassung von Wilhelm Reich, *The Discovery of the Orgone, Volume 1: The Function of the Orgasm* (1942). Diese erschien in den USA im Selbstverlag als veränderte Fassung von Reichs gleichnamigem Buch *Die Funktion des Orgasmus* (1927), welches Reich um eine Darstellung seines wissenschaftlichen Werdegangs bis zur Entdeckung der Orgon-Energie erweitert hat. Die deutsche Ausgabe von Kiepenheuer & Witsch basiert zum Teil auf Reichs deutschem Manuskript, das der amerikanischen Ausgabe von 1942 zugrunde lag. Eine neu übersetzte amerikanische Version erschien als *The Function of the Orgasm: The Discovery of the Orgone* (1973).

⁴ Während Freud seine ursprüngliche Triebtheorie in „Jenseits des Lustprinzips“ (1920) um den Begriff des Todestriebes ergänzte, hielt Reich zeitlebens an der ersten Fassung der Triebtheorie fest, wobei er den Dualismus von Sexualtrieben und Selbsterhaltungstrieben zugunsten einer monistischen Auffassung aufgab.

⁵ Bei Freud dagegen hatten nur die Aktualneurosen eine direkte physische Ursache.

die Lustfähigkeit – und letztlich sogar die Lebenstätigkeit – des Einzelnen.⁶

Die Unterdrückung natürlicher Äußerungen des Sexualtriebs führte so zu einer „krankhaften Lenkung“ nicht befriedigter sexueller Energie. Die von Reich entwickelte Therapieform verfolgte deshalb das Ziel, den Charakterpanzer zu lockern, womit soviel gemeint war wie die Freisetzung aufgestauter libidinöser Energien. Eine derartige Freisetzung sollte laut Reich zur Herstellung der vollen orgasmischen Potenz führen (Reich, 1973, 102). Die sexuelle Energie konnte laut Reich auch durch dauernde muskuläre Spannungen gebunden werden. Diejenigen Erscheinungen im Körper, die sich im Gegensatz zu den muskulären Verspannungen durch Bewegung bzw. Fließen auszeichnen, nannte Reich in Anlehnung an den Mediziner Friedrich Kraus „vegetative Strömungen“.⁷ Im weiteren Verlauf seiner therapeutischen Tätigkeit entwickelte Reich eine *Vegetotherapie*, die durch Atemübungen und Massagen Reaktionen des vegetativen Nervensystems herbeiführen und die chronischen Charakterhaltungen lösen sollte. Letztlich kam Reich zu dem Schluss, dass muskuläre und charakterliche Haltungen dieselbe Funktion in den seelischen Vorgängen hätten und einander ersetzen könnten. Im nächsten Gedankenschritt postulierte Reich daher die Einheit seelischer und körperlicher Vorgänge, womit er den Grundstein für viele alternative Therapieformen legte, die in den sechziger Jahren Verbreitung fanden: etwa die Bioenergie, die Urschreitherapie und die Gestalttherapie.

Wie bereits erwähnt ging es Reich aber nicht nur um die Wiederherstellung individueller Befriedigungsfähigkeit, sondern – vermittelt über die Veränderung der Charakterstruktur – letztlich um die Veränderung der Welt. Im Vorwort zur vierten Ausgabe von *The Sexual Revolution* aus dem Jahre 1949 schrieb Reich: „Die Zukunft der Menschheit hängt von der Lösung des Problems der menschlichen Charakterstruktur ab.“ (Reich, 1974, xii). Damit hatte sich aber zugleich für Reich die Bedeutung von Revolution und Politik verschoben. Wie es der Soziologe Phillip Rieff formuliert: „Sein Sozialismus ist

komplett psychologisch geworden: Revolution konnte nur die Form von Therapie annehmen.“ (Rieff, 1966, 149) Rieff argumentiert überzeugend, dass hierin auch ein Grund für die enorme Attraktivität von Reichs Ideen für eine ganze Generation von amerikanischen Schriftstellern und Intellektuellen zu finden ist.

Die Rezeption Reichs in den USA und die Politisierung der Sexualität

Reichs Überzeugung, dass ein tiefgreifender soziopolitischer Wandel nur auf Grundlage einer Veränderung der Triebstruktur des Einzelnen möglich war – dass also nur eine sexuelle Revolution eine wahre Revolution sein konnte –, wurde zu einem Grundgedanken der amerikanischen Gegenkultur der sechziger Jahre. Wie das frühe Interesse an Reich in den USA zeigt, fand dieser Gedanke aber bereits in den Jahren vor der eigentlichen Hochphase der Counterculture Widerhall. Seit seiner Flucht vor dem Nationalsozialismus nach Amerika im Jahre 1939 hatte Reich dort eine rasch wachsende Anhängerschaft. Dazu zählten zunächst seine ebenfalls in die USA ausgewanderten und vor allem in New York praktizierenden deutschen und österreichischen Schüler und deren amerikanische Patienten (unter ihnen befanden sich auch zahlreiche Mitglieder der New Yorker Boheme).

Mit der Publikation seiner Werke auf Englisch erreichte Reichs Botschaft darüber hinaus eine Reihe amerikanischer Intellektueller und Schriftsteller, die Reichs antikapitalistische und antibürgerliche Perspektive teilten und die sich ebenso wie Reich enttäuscht vom Stalinismus abgewendet hatten, darunter Dwight Macdonald, Saul Bellow, J.D. Salinger und James Baldwin. Für viele von ihnen hatte die Unterdrückung der Sexualität nicht nur persönliche, sondern auch politische Relevanz. Einige der Autoren, die Reichs Ideen aufgriffen, wurden in den folgenden Jahren zu führenden Figuren der amerikanischen Gegenkultur, darunter William Burroughs, Allen Ginsberg, Norman Mailer, Paul Goodman und Timothy Leary.

Mailer greift auf Reichs Ideal der „orgastischen Potenz“ zurück, als er in seinem einflussreichen Essay „The White Negro“ (1957) einen neuen Sozialtypus (er nennt ihn den Hipster) charakterisiert, der aus der lähmenden Konformität der amerikanischen Nachkriegsgesellschaft ausbrechen will: „Orgasmus ist seine Therapie – er weiß im Kern seines Seins, dass guter Orgasmus seine Möglichkeiten öffnet und schlechter Orgasmus ihn gefangen hält.“ (1992, 347) Mailer verweist in seinem Essay bereits auf ein

⁶ Wie Juliet Mitchell anmerkt, repräsentiert für Reich der sich in der Therapie manifestierende Widerstand das Symptom, weshalb er im nächsten Gedankenschritt das Symptom mit dem gesamten Charakter gleichsetzte. Vgl. Mitchell, *Psychoanalysis and Feminism*, (2000, 166f). Vgl. auch Wilhelm Reich, *Charakteranalyse: Technik und Grundlagen für Studierende und Praktizierende Analytiker* (1933, 59, 165). *Charakteranalyse* erschien in den USA 1945 in einer leicht veränderten Version in Reichs eigenem Verlag als *Character Analysis* (1945). Die amerikanische Ausgabe ist um einige Kapitel erweitert und enthält, wie alle Werke Reichs ab 1940, Verweise auf die Orgon-Energie. Vgl. auch: ders., *Character Analysis* (1972).

⁷ Friedrich Kraus untersuchte die dynamischen Veränderungen protoplasmatischer (kolloidaler) Zellsubstanz im Organismus aufgrund von Wasser- und Ionenströmen.

weiteres Element des gegenkulturellen Denkens, nämlich die Verbindung des gesellschaftlichen Systems mit Lebensfeindlichkeit. Das Vernichtungspotenzial, das sich in einer nuklearen Katastrophe zu realisieren droht und der Konformitätsdruck, der individuelles Leben jeder Spontaneität beraubt, werden als zwei Seiten einer Medaille aufgefasst. Zeichnet Mailer die Befindlichkeit seiner eigenen Generation als vorwiegend von Angst bestimmt, so antizipiert er gleichzeitig die Haltung einer jungen Generation, deren Ablehnung des Systems mit einem Anspruch auf ein Leben einhergehen würde, das sich lebendiger, intensiver und erfüllender anfühlt.

Für die jungen Revolutionäre der sechziger Jahre stand fortan das Politische selbst im Zeichen einer derartigen Veränderung des Lebens. Dies galt sowohl für die politische Seite des gegenkulturellen Spektrums, zu der Vertreter der *Neuen Linken*, wie etwa die *Students for a Democratic Society* (SDS), gehörten als auch für die hedonistischen Hippies, die sich dem Motto des dropping out verschrieben hatten. Der Guru der Hippie-Bewegung Leary sagte etwa 1969 in einem Interview: „Die entscheidende Energie für unsere Revolution ist erotisch. Eine freie Person ist eine, deren erotische Energie befreit wurde und auf zunehmend schöne, komplexe Arten ausgedrückt werden kann. Wilhelm Reich sagte es als erster“ (Leary, 1982, 168). Ganz ähnlich schien die Sexualität für die politisch motivierten Studenten der *Neuen Linken* das Potential zu einer Erneuerung in sich zu tragen, die sich auf die Dimensionen der Subjektivität, des Selbst- und Weltverhältnisses und nicht zuletzt der Ordnung des Sozialen erstreckte.

Einerseits war Sexualität das Medium der radikalsten Form der Selbstentfaltung, andererseits wurde der Eros als bindende Kraft angesehen. Beide Perspektiven – die individualistische wie auch die gemeinschaftliche – führten zu einer Politisierung von Sexualität. Aus individualistischer Sicht wurde der eigenen Lebensweise ein revolutionärer Charakter zugeschrieben; aus kollektiver Sicht erschien die sexuelle Befreiung als notwendiger Schritt hin zur politischen Befreiung. „Wie kann man Politik von Sex trennen?“ fragte Jerry Rubin, der zusammen mit Abbie Hoffmann die Youth International Party (Yippies) gegründet hatte – eine Organisation, die sich als Hybrid aus *Neuer Linken* und Hippie-Kultur verstand. Er selbst gab die Antwort – und wies in ihr auf die gesellschaftlich-politischen Konsequenzen individueller sexueller Lebensstile hin: „Puritanismus führt uns nach Vietnam. Sexuelle Unsicherheit resultiert im Supermaskulinitätsgehabe namens Imperialismus“ (Rubin, 1970, 11). „Die Pflicht des Revolutionärs ist es, Liebe zu machen und das bedeutet, am Leben und frei zu bleiben“, verkündete Abbie Hoffman (1971).

Das Ziel politischer Veränderung war nicht mehr primär eine gerechte Gesellschaftsordnung, sondern vielmehr ein Leben, das als reichhaltiger, intensiver und individueller wahrgenommen werden konnte. Auf dieser Einsicht bauten auch erste Kritiker der Gegenkultur auf, etwa Rieff, der in *The Triumph of the Therapeutic* (1966) schrieb: „Unsere ist die erste kulturelle Revolution, in der für kein anderes Ziel gekämpft wird als eine größere Bandbreite und Reichhaltigkeit des Lebens selbst.“ (Rieff, 1966, 241)⁸ Rieff durchleuchtete schon früh die Konsequenzen der Gleichsetzung von Revolution und Therapie und nahm damit die in den siebziger Jahren deutlich werdende Kritik an der US-Kultur als einer „Culture of Narcissism“ (Lasch, 1979) oder einer „Me‘ Decade“ (Wolfe, 1976) vorweg, indem er das neue Subjekt als eines beschrieb, das sich stets auf der Suche nach Befriedigung befindet: „Das kulturell konservative Bild des Asketen wurde ersetzt durch das Bild der bedürftigen Person, die permanent mit der Aufgabe beschäftigt ist, eine großartige Vielfalt an Befriedigungen zu erreichen.“ (Rieff, 1966, 241)

Reich hatte den hier beschriebenen Verschiebungen in der Bedeutung von Politik und Revolution und der modernen therapeutischen Kultur den Boden bereitet. Allerdings beobachteten bereits zeitgenössische Kommentatoren wie Theodore Roszak oder Leslie Fiedler, dass sich das Verständnis von Sexualität im Verlauf der Gegenkultur in eine Richtung entwickelt hat, für die Reich kein geeigneter Anknüpfungspunkt mehr war. Seinen Platz nahmen stattdessen Denker wie Norman O. Brown und Herbert Marcuse ein, die für eine Erweiterung des Verständnisses von Sexualität in Richtung einer erotischen Beziehung zur Welt eintraten.⁹ Trotz des offenbaren Widerspruchs zwischen Reichs Ideal der orgastischen Potenz und dem Ideal polymorph-perverser Sexualität lässt sich letzteres verstehen als logische Konsequenz aus der Reich’schen Idee, Sex und Revolution miteinander in Verbindung zu bringen. Denn wenn Sexualität die Grundlage von Politik ist, Politik aber das Lebensgefühl zum Gegenstand hat, dann wird die Sexualität selbst zu einer Frage des Lebensgefühls und beginnt folglich, alle Bereiche des Lebens zu durchdringen. Eine derartige Erotisierung des Lebens nimmt daher den Charakter der Ästhetisierung des Lebens an.

⁸ Rieff ist damit auch zu einem Bezugspunkt für jüngere Studien zur therapeutischen Kultur geworden. Vgl. etwa Alain Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart* (2004); Eva Illouz, *Cold Intimacies: The Making of Emotional Capitalism* (2007).

⁹ Leslie Fiedler analysierte diese Verschiebung in seinem Essay „The New Mutants“, der 1965 im *Partisan Review* erschien. Siehe auch Theodore Roszak, *The Making of a Counter Culture: Reflections on the Technocratic Society and Its Youthful Opposition* (1969).

Zweifellos besteht eine Diskrepanz zwischen dem Anspruch auf eine gesamtgesellschaftliche politische und ökonomische Veränderung, die mit der sexuellen Befreiung einhergehen sollte, und den Formen, in denen sich die sexuelle Befreiung tatsächlich realisiert hat: als Steigerung der Möglichkeiten individueller Selbstverwirklichung. Dies ist jedoch nicht einfach nur ein Scheitern der sexuellen Utopien der sechziger Jahre, sondern auch eine Konsequenz aus den ihnen zugrunde gelegten theoretischen Annahmen, die auf Individualveränderung angelegt waren. Letztlich stellt sich somit die Frage, ob nicht das politische Schicksal der sexuellen Befreiungsbewegung eine Lektion bereithält über den Revolutionsbegriff, den diese Bewegung – wie so viele andere ihrer Zeit – vertrat. Revolution bezog sich hier nie nur auf das politische System oder die ökonomischen Verhältnisse. Die Pointe bestand gerade darin, Revolution auf ein umfassendes Lebensverhältnis zu beziehen, das individuelle Begierden, Gefühle und Wünsche miteinbezog. Doch war diese individuelle Dimension erst einmal mit einbezogen, schob sie sich sogleich in den Vordergrund – und führte den Revolutionsbegriff in die Entpolitisierung.

Literatur

- Barthes, R., 1974. *Die Lust am Text*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Bauman, Z., 1998. On Postmodern Uses of Sex. *Theory, Culture & Society* 15 (3), 19–33.
- Béjin, A., 1984. Die Macht der Sexologen und die sexuelle Demokratie. In: Aries, Ph., Béjin, A. (Hg.), *Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit: Zur Geschichte der Sexualität im Abendland*. Fischer, Frankfurt/M.
- Brown, N.O., 1966. *Love's Body*. Random House, New York.
- Brown, N.O., 1985. *Life Against Death: The Psychoanalytical Meaning of History*. Wesleyan University Press, Middletown.
- Burroughs, W.S., 1977. *My Life in Orgone Boxes*. *Oui Magazine*.
- Ehrenberg, A., 2004. *Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Campus, Frankfurt/M.
- Fiedler, L.A., 1965. The New Mutants. *Partisan Review* 32 (4).
- Foucault, M., 1977. *Sexualität und Wahrheit, Bd. I: Der Wille zum Wissen*. Übers. Ulrich Raulff und Walter Seitter. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Freud, S., 1920. Jenseits des Lustprinzips. In: *GW 13*, hrsg. v. A. Freud et al., Imago, London, 1940.
- Freud, S., 1921. Massenpsychologie und Ich-Analyse. In: *GW 13*, hrsg. v. A. Freud et al., Imago, London, 1940.
- Gitlin, T., 1987. *The Sixties: Years of Hope, Days of Rage*. Bantam Books, New York.
- Goodman, P., 1945. The Political Meaning of Some Recent Revisions of Freud. *Politics* 2 (7).
- Goodman, P., 1960. *Growing Up Absurd: Problems of Youth in the Organized Society*. Vintage, New York.
- Hoffman, A., 1971. *Steal This Book*. Grove Press, New York.
- Illouz, E., 2007. *Cold Intimacies: The Making of Emotional Capitalism*. Wiley, New York.
- Jameson, F., 1984. Postmodernism, or, The Cultural Logic of Late Capitalism. *New Left Review*, I/146.
- Jones, J., 1997. *Alfred C. Kinsey: A Private/Public Life*. W.W. Norton, New York.
- Kinsey, A., 1948. *Sexual Behavior in the Human Male*. W.B. Saunders Company, Philadelphia.
- Kinsey, A., 1953. *Sexual Behavior in the Human Female*. W.B. Saunders Company, Philadelphia.
- Lasch, Ch., 1979. *The Culture of Narcissism: American Life in an Age of Diminishing Expectations*. W.W. Norton, New York.
- Leary, T., 1982. Come Together, Join the Party. In: *Changing My Mind, Among Others: Lifetime Writings, Selected and Introduced by the Author*. Prentice Hall, Englewood Cliffs.
- Mailer, N., 1992. „The White Negro: Superficial Reflections on the Hipster.“ In: *Advertisements for Myself*. Cambridge: Harvard University Press, 337–358. 1st ed., 1957.
- Majewska, M., 2019. *Lust und Limit. Der postmoderne Roman und die sexuelle Befreiungsbewegung in den USA*. Transcript, Bielefeld.
- Marcuse, H., 1962. *Eros and Civilization: A Philosophical Inquiry into Freud*. Vintage, New York. 1st ed., 1955.
- Marcuse, H., 1964. *One-Dimensional Man: Studies in the Ideology of Advanced Industrial Society*. Beacon Press, Boston.
- Masters, W.H., Johnson, V.C., 1966. *Human Sexual Response*. Little, Brown & Co., Boston.
- Masters, W.H., Johnson, V.C., 1970. *Human Sexual Inadequacy*. Little, Brown & Co., Boston.
- Mitchell, J., 2000. *Psychoanalysis and Feminism: A Radical Reassessment of Freudian Psychoanalysis*. Basic Books, New York. 1st ed., 1974.
- Money, J., 1988. Commentary: Current State of Sex Research. *Journal of Psychology and Human Sexuality* 1 (1).
- Nitzschke, B., 1997. Ich muß mich dagegen wehren, still kaltgestellt zu werden. Voraussetzungen, Umstände und Konsequenzen des Ausschlusses Wilhelm Reichs aus der DPG/IPV in den Jahren 1933/34. In: Fallend, K., Nitzschke, B. (Hg.), *Der „Fall“ Wilhelm Reich: Beiträge zum Verhältnis von Psychoanalyse und Politik*. Suhrkamp, Frankfurt/M., 68–130.
- Perls, F.S., Heferline, R.F., Goodman, P., 1951. *Gestalt Therapy: Excitement and Growth in the Human Personality*. Delta, New York.
- Reich, W., 1935. Einbruch der Sexualmoral: Zur Geschichte der Sexualökonomie. Sexualpolitischer Verlag, Kopenhagen. EA, 1931.
- Reich, W., 1936. Die Sexualität im Kulturkampf: Zur Sozialistischen Umstrukturierung des Menschen. Sexualpolitischer Verlag, Kopenhagen.
- Reich, W., 1942. *The Discovery of the Orgone, Volume 1: The Function of the Orgasm*. Orgone Institute Press, New York.
- Reich, W., 1948. *The Discovery of the Orgone, Volume 2: The Cancer Biopathy*. Orgone Institute Press, New York.
- Reich, W., 1969. *Die Funktion des Orgasmus: Die Entdeckung des Orgons*. Übers. Bönner, K.H., Kiepenheuer & Witsch, Köln. EA, 1927.
- Reich, W., 1972. *Character Analysis*. Farrar, Straus & Giroux, New York. 1st ed., 1933.

- Reich, W., 1973. *The Function of the Orgasm: The Discovery of the Orgone*. Farrar, Strauss & Giroux, New York. EA, 1942.
- Reich, W., 1974. *The Sexual Revolution*. Farrar, Straus & Giroux, New York. 4. Aufl. EA, *The Sexual Revolution: Toward a Self-Governing Character Structure*. Orgone Institute Press, New York, 1945.
- Rieff, Ph., 1966. *The Triumph of the Therapeutic: Uses of Faith After Freud*. Chicago University Press, Chicago.
- Robinson, P., 1976. *The Modernization of Sex: Havelock Ellis, Alfred Kinsey, William Masters, and Virginia Johnson*. Harper & Row, New York.
- Roszak, Th., 1969. *The Making of a Counter Culture: Reflections on the Technocratic Society and Its Youthful Opposition*. Anchor Books, Garden City.
- Rubin, J., 1970. *Do It! Scenarios of the Revolution*. Simon & Schuster, New York.
- Snitow, A., Stancell, Ch., Thompson, S. (Eds.), 1983. *Powers of Desire: The Politics of Sexuality*. Monthly Review Press, New York.
- Sontag, S., 1966. *Against Interpretation*. Farrar, Straus & Giroux, New York.
- Turner, Ch., 2011. *Adventures in the Orgasmotron: How the Sexual Revolution Came to America*. Straus & Giroux, New York.
- Vance, C., 1983. *Gender Systems, Ideology, and Sex Research*. In: Snitow, A., Stancell, Ch., Thompson, S. (Eds.), *Powers of Desire: The Politics of Sexuality*. Monthly Review Press, New York.
- Wolfe, T., 1976. *The ‚Me‘ Decade and the Third Great Awakening*. *New York Magazine*, 23.08.

Autorin

Dr. Magda Majewska, Goethe Universität Frankfurt am Main, American Studies Department / Amerikanistik,
Norbert-Wollheim-Platz 1, 60629 Frankfurt am Main, e-mail: Majewska@em.uni-frankfurt.de



Magda Majewska

Lust und Limit. Der postmoderne Roman und die sexuelle Befreiungsbewegung in den USA

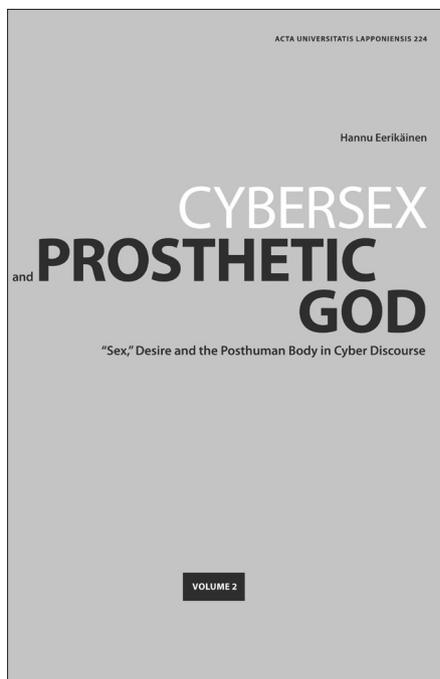
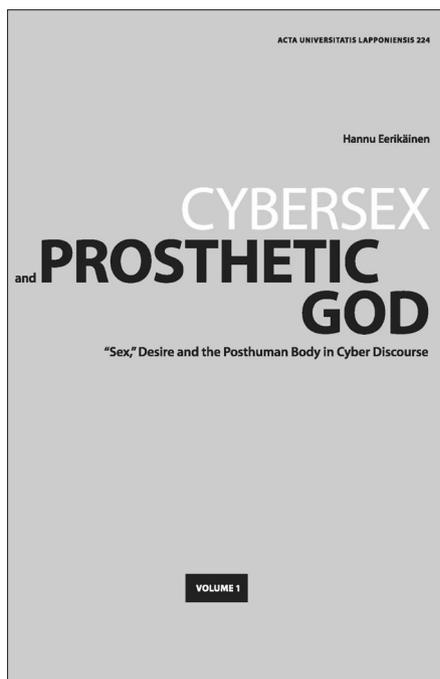
Transcript 2019

274 Seiten, kart., 39,99 €

Sexualität als Brennpunkt des Konflikts zwischen Kontrolle und Freiheit ist ein Schlüsselthema in den frühen Romanen der amerikanischen Postmoderne. Magda Majewska beleuchtet den Zusammenhang zwischen experimenteller literarischer Praxis, Kulturkritik und Sexualität am Beispiel von Thomas Pynchons *Gravity's Rainbow* und William S. Burroughs' *Naked Lunch*. Dabei rekonstruiert sie das Verhältnis von Trieb und Kultur in den beiden Romanen vor dem Hintergrund freudomarxistischer Diskurse der sexuellen Befreiung und ihrer Bedeutung für die amerikanische Gegenkultur. Erst diese ideengeschichtliche Einbettung erlaubt es, die Welthaltigkeit und politische Stoßkraft des postmodernen Romans offenzulegen.

Aus der Einleitung

Sexuelle Revolution, amerikanische Gegenkultur und postmoderne Philosophie und Ästhetik lassen sich als Bestandteile einer tiefgreifenden kulturellen Transformation begreifen (jener, in den Worten Steven Connors, „emergence of new forms of social, political and economic arrangement“, die als Übergang der Moderne in ihre postmoderne Phase gilt. Jede dieser drei Entwicklungen, die zwar miteinander verschränkt, aber nicht deckungsgleich sind, geht für sich genommen mit einer grundlegenden Veränderung im Hinblick auf den Status von Sexualität und Erotik einher.



Eerikäinen, Hannu

Cybersex and prosthetic god: „Sex“, desire and the posthuman body in cyber discourse (2014)

Volume 1 und Volume 2

ISBN:978-952-484-531-1

**Acta electronica Universitatis Lapponiensis
openAccess**

<https://lauda.ulapland.fi/handle/10024/61897>

Aus dem Vorwort

Anfang der 1990 Jahre, unmittelbar nach dem Ende des Kalten Krieges, als für einen kurzen historischen Moment alles möglich schien, tauchte am Horizont der postmodernen Wissenschaft ein neues *Theorieobjekt* auf. Dieses Objekt war nicht aus dem Nichts entstanden, sondern seinem Erscheinen ging eine Vorgeschichte voraus, die in verschiedenen Visionen von einem bevorstehenden, noch nie dagewesenen technologischen Wandel kündete. In seiner ursprünglichen Form, in den frühen 1980er Jahren, war von diesem Objekt als „Cyberspace“ die Rede, das von einer esoterischen Science-Fiction-Subkultur unter dem Namen „Cyberpunk“ rhapsodisiert wurde und von der Transzendenz des Körpers in Form der Entkörperung in der virtuellen Realität träumte. Kurz darauf folgte eine eher theoretische Einheit, die als „Cyborg“ bezeichnet wurde und von einer technophilen Theorie-Avantgarde als mythopoetisches Wunschbild eines transgressiven Körpers gefeiert wurde, der in der Lage sei, alle Arten von binären Oppositionen und Kategoriengrenzen fortwährend zu durchbrechen.

[...]

Um die Wende zu den neunziger Jahren konvergierten diese beiden Ansätze der Transkodierung des Körpers im Sinne eines postmodernen Körperfuturismus zu einem diskursiven Zusammenhang, der als sogenannte *French theory* seinen Siegeszug antrat.

Damit wurde zugleich ein neues theoretisches Zeitalter eingeläutet, das der *Science-Fictionalization der Theorie*: Eine Theorie, in der eine imaginäre Vernunft als die Rationalität des Imaginären konstitutiv für die Vernunft des „Theoretischen“ wird. Aus dieser Konstellation heraus, konnte der Körper in Bezug auf Virtualisierung und Prothetisierung neu definiert werden. Er sollte als „postnatürlicher“ künstlicher Körper durch Technologie verbessert und erweitert werden. Infolgedessen trat die Gestalt des *Posthumanen* in die theoretische Szene der Postmoderne ein.

[...]

Als ein Ergebnis einer neoimperialen Allianz zwischen Kapital und Computertechnologie leben wir gegenwärtig in einer Welt leben, in der der ein post-weberscher *Geist des Kapitalismus* zunehmend alle Lebensformen durchdringt, bis hin zu den elementarsten Zellebenen. Leben kann im Sinne einer biopolitischen Rekonfiguration des Körpers beispielsweise im Namen des Cyborgs und des Posthumanen neu definiert werden. Es ist dies eine Welt, in der Technologie und Technologiekultur den Überbau dessen bilden, was als Disziplinarregime des Neofordismus und als Wirtschaftsordnung des produktiven Konsums gelten kann, die beide in ihren komplexen Zusammenhängen auf einer radikalen Ökonomisierung des Menschen beruhen.

[...]

In diesem Rahmen beschäftigt sich meine Dissertation mit der Ausweitung des „Sexuellen“ in der Postmoderne, was sich als *theory-fiction* einer Technologisierung der Sexualität im Sinne der Sexualisierung der Technologie mittels Prothetik manifestiert. Als methodischer Schlüssel zur Annäherung an das, was als sexuell-technologischer Komplex der Postmoderne betrachtet wird, dienen die Metaphern wie Cyber-Sex und Prothesengott (im Sinne Freuds), anhand derer den posttheoretischen Konfiguration von „Sex“, „Begehren“ und „posthumanem Körper“ im Cyberdiskurs, insbesondere im Hinblick auf die Figuren des Cyberspace und des Cyborg nachgegangen wird.

[...]

Die Lektüre des Cyberdiskurses erfolgt in einem breiten historischen Kontext, der von der Aufklärung bis zur Postmoderne reicht und kulturelle, technologische, wirtschaftliche und politische Perspektiven zu einem facettenreichen Verständnis des Gegenstandes der Studie, des suggestiven Macht des „cybers“, vereint.

Hannu Eerikäinen

Cybersex und prothetischer Körper – Das Imaginäre des Sexuellen im Cyberdiskurs*

Hannu Eerikäinen

Cybersex and Prosthetic Body – The Imaginary of the Sexual in Cyber-Discourse

Abstract

The text is based on my dissertation *Cybersex and Prosthetic God*. „Sex,“ *Desire and the Posthuman Body in Cyber Discourse* (2014). Using selected publications, the article examines the „cyber“ in cybersex and asks in which sense, if at all, cybersex can be considered sex. The reflections culminate in the „initial act of pop poetry“, in William Gibson’s science fiction roman *Neuromancer* from 1984, in which he developed a vision of cyberspace as a „consensual hallucination“ in which the body disappears. On the one hand, Gibson’s roman opened a broad spectrum of technophile subculture and, on the other hand, from a theoretical-historical point of view, it made way for the idea of post-sex, which aims less at new and freer sex practices and more – prothetized – at new forms of disciplining the body and the senses.

Keywords: Cyberspace, Cybersex, Postsex, Donna Haraway, William Gibson, *Neuromancer*

Abstract

Der Text geht auf Basis meiner Dissertation *Cybersex and Prosthetic God*. „Sex,“ *Desire and the Posthuman Body in Cyber Discourse* (2014) anhand ausgewählter Publikationen dem „Cyber“ im Cybersex nach, zudem der Frage, in welchem Sinne Cybersex überhaupt als Sex gelten kann. Die Überlegungen laufen auf den „Initialakt der Pop-Poesie“ zu, auf William Gibsons Roman *Neuromancer* von 1984, einer Vision vom Cyberspace als einer „konsensuell bedingten Halluzination“, in der der Körper verschwindet. Gibsons Roman eröffnet einerseits das breite Spektrum einer technophilen Subkultur, andererseits theoriegeschichtlich den Weg für den Gedanken des Postsex, der weniger auf neue und freiere Sexpraxen zielt, sondern – prothetisiert – vielmehr auf neue Formen der Disziplinierung des Körpers und der Sinne.

Schlüsselwörter: Cyberspace, Cybersex, Postsex, Donna Haraway, William Gibson, *Neuromancer*

* Der Text basiert auf meiner Dissertation, *Cybersex and Prosthetic God*: „Sex“, *Desire and the Posthuman Body in Cyber Discourse* (2014), Vol. 1/2, Acta electronica Universitatis Lapponiensis, openAccess, <https://lauda.ulapland.fi/handle/10024/61897>. Aus dem Engl. – einschließlich der Zitate – übersetzt und redaktionell bearbeitet von Rainer Alish.

„Nothing today is less certain than sex, behind the liberation of its discourse. Nothing is less certain than desire today, behind the proliferation of its figures.“

Jean Baudrillard (1990, 129)

„I would rather go to bed with a cyborg than a sensitive man, I’ll tell you that much. Sensitive men worry me.“

Donna Haraway (1992, 18)

„Theory should not be boring; it should move, seduce, entrance, keep desire in motion, in other words, it should be ‚sexy.‘“

Jean-Michel Rabaté (2002, 16)

Das Präfix „Cyber“ als rätselhafter, aber suggestiver Signifikant ermöglicht seit den 1980er Jahren eine Theoretisierung von „Cyber-dies“ und „Cyber-das“. Doch was ist die Geschichte hinter diesem „Cyber“, das augenscheinlich die magische Kraft besitzt, alles, woran es hängt, in etwas anderes zu verwandeln, etwas, dem die Zukunft zu gehören scheint, oder etwas, das einen noch nie dagewesenen Weg in eine Zukunft des *Post* eröffnet?

Die Veränderungen, denen Wissenschaft/Technik, Sprache/Theorie sowie Körper/Sexualität seit Ende des 20. Jh. unterliegen, verlaufen nicht parallel und getrennt, sondern in enger Wechselbeziehung. So ist die traditionelle Trennung der Wissenschaften – etwa in physikalische, biologische und medizinische – einer Interdisziplinarität gewichen, die Computertechnologien bestimmen. Sprache und Theorie wandeln sich von der Reflexivität zur Produktivität, vom gegenständlichen und referentiellen Paradigma, das konstitutiv für das traditionelle Sprach- und Theorieverständnis ist, zu einer neuen erkenntnistheoretischen Ordnung, in der die Dinge nicht-fundamental, in kontingenten und sich ständig verändernden Beziehungen zueinander existieren. Diese Idee von Wissen und Wahrheit ist nicht nur der Idee der Technowissenschaften ähnlich, sondern sie ist ein Teil deren epistemologischer Ordnung, die sich als „technowissenschaftlicher“ Blick analog zum „medizinischen Blick“ verstehen lässt, den Michel Foucault verwendete, um die diskursive Konstruktion des medizinischen Wissens im Kontext der „Klinik“ im späten 18. Jh. zu beschreiben. Aus diesen Transformationsprozessen folgen neue erkenntnistheoretische und ontologische Prämissen des Organischen, die den menschlichen Körper einschließlich seiner sexuellen Dimensionalität als wissen-

schaftliches Objekt neu definieren, ihn vom biologischen Organismus zu einem post-organischen Technokörper verschieben, ihn zu einem bio-technologischen Hybrid werden lassen – Prämissen, unter denen ein biopsychosoziales Verständnis des Sexuellen als obsolet erscheint.

Das „Cyber“ im Cybersex

Die kürzeste, aber zugleich längste Definition von „Cybersex“ lautet: Cybersex ist „Sex“ im Cyberspace mit den Prothesen des Cyborgs. Cyberspace ist zunächst eine literarische Fiktion, so wie der Cyborg wiederum eine theoretische ist. Wenn Sex gemeinhin aber weder etwas Literarisches noch Theoretisches ist, sondern etwas Reales, was hat er dann mit dem Cyberspace und dem Cyborg zu tun?

Die Antwort liegt nicht so sehr im „Sex“ des Cybersexes, als vielmehr in dem, was das Präfix „Cyber“ ausmacht, das zwar als Signifikant des „Cyber“ zu verstehen ist, aber mehr ist, als nur ein Präfix. D.h. bei allem, was das „Cyber“ betrifft, handelt es sich um ein substantiiertes Präfix, das theoretisch substantielle Effekte hervorbringt, etwas das in der Kulturtheorie „Realitätseffekte“ genannt wird.

Die Rede vom Cybersex wurde etwa zur gleichen Zeit virulent, als die Postmoderne ihren Siegeszug durch die westliche akademische Welt antrat. Dieser zeitgleiche Aufstieg verlief nicht parallel in voneinander abgeschiedenen Sphären, sondern ineinander verwoben: Beide Phänomene haben einen gemeinsamen Nenner: die virtuelle Realität. Cybersex hebt auf eine technisch generierte virtuelle Realität ab, während die Postmoderne eine virtuelle Realität der Sprache generiert.

Wenn das „Sexuelle“ – im und vom Sex und in der Sexualität – an sich als ein Rätsel gelten kann, dann wird es dazu umso mehr im Kontext des Cybersex, und zwar nicht nur weil Cybersex mit Science Fiction verwoben ist, sondern weil den Cyberdiskurs eine radikale Körperfeindlichkeit durchzieht, die Sex und Sexualität im Sinne des „Cybers“ zu etwas werden lässt, bei dem Lust und Vergnügen ihre Bindung an den menschlichen Körper verlieren und damit Intimität und menschliche Berührung als weithin basale Voraussetzungen für sexuellen Genuss zunächst bedeutungslos werden.

Alle technologischen Applikationen, die in dieser Hinsicht für den Cybersex konstitutiv sind – die Entkörperlichung in der virtuellen Realität und die Prothesen des Techno-Körpers – bedingen nicht nur eine Abwertung der menschlichen Körperlichkeit, sondern eine Flucht aus dem fleischlichen Körper in das post-körperliche Leben des Cyborg, was letztlich bedeutet, dass im Sinne des „Cyber“ alle Vorstellungen von Sex und Sexualität technologisch neu definiert werden müssen. Cybersex ist durch

und durch Techno-Sex oder anders gesagt, er ist in seiner Konstitution und als Gegenstand der Theorie so etwas wie Theorie-Sex. Somit ist nicht unbedingt der Cybersex an sich verführerisch, sondern seine Idee – Cybersex als verlockendes und aufregendes theoretisches Objekt, hält den libidinösen Fluss der Theorie aufrecht. Genau in diesem Sinne meinen Post-Theoretiker, dass Theorie „sexy“ sei.

Nancy Katherine Hayles, eine amerikanische Literaturtheoretikerin, buchstabierte 1999 in *How We Became Posthuman* eine Variation dieser Theoriewelt aus: „die posthumane Perspektive denkt den Körper als die ursprüngliche Prothese, die wir zu manipulieren lernen, so dass die Erweiterung oder der Ersatz des Körpers durch andere Prothesen zu einer Fortsetzung eines Prozesses wird, der vor unserer Geburt begann“ (Hayles, 1999, 3). Auf diese Weise gibt es im „Posthumanen keine wesentlichen Unterschiede oder absoluten Abgrenzungen zwischen körperlicher Existenz und Computersimulation, kybernetischem Mechanismus und biologischem Organismus, Roboterteologie und menschlichen Zielen“ (ebd.).

Was haben der Prothesenkörper und das Posthumane wiederum mit dem „Cyber“ zu tun? „Cyborgs sind kybernetische Organismen, Hybride aus Maschine und Organismus, ebenso Geschöpfe der gesellschaftlichen Wirklichkeit wie der Fiktion“ lautet eine der weiteren Schlüsselthesen der damaligen Diskussion, wie sie von Donna Haraway (1995a, 33), einer amerikanischen Wissenschaftshistorikerin, radikalen Feministin und marxistisch orientierten politischen Aktivistin mit katholischem Hintergrund, 1985 in ihrem „Manifesto for Cyborgs. Science, Technology and Socialist Feminism in the 1980s“ formuliert wurde. Was Haraway hingegen nochmals von Hayles abhebt, ist die Bedeutung, die sie der Science Fiction zumisst, indem sie die „Grenze“, die „die gesellschaftliche Realität von Science Fiction trennt“, zu „einer optischen Täuschung“ erklärt (ebd., 34).

Haraways Betonung der Fiktionalität steht in einem Resonanzverhältnis zur Radikalisierung des sprachlichen oder sprachbasierten Verständnisses des Poststrukturalismus, wonach Sprache nicht nur als Bedingung für die Möglichkeit von Theorie gilt, sondern als die eigentliche Quelle allen Wissens. Diese *Posttheorie* (vgl. Eerikäinen, 2014, Vol. 1, 29–84) basiert u.a. auf einer Idee des Schreibens im Sinne des *écriture*, eines schriftstellerischen Schreibens, das mit frei flottierenden Signifikanten spielt und eine Theorieform hervorbringt, die keine Theorie mehr von etwas ist, sondern „einfach nur ‚Theorie‘“: Sie ist „weder die Theorie von etwas im Besonderen noch eine umfassende Theorie der Dinge im Allgemeinen“ (Culler, 1997, 1); sondern eine Form der Theorie, die im Prozess des Theoretisierens zur Theorie wird und das Objekt hervorbringt, über das sie theoretisiert, ein Objekt, über das sie eine Theorie ist – etwa über das „Cyber“.

Donna Haraways Cyborg

Mit ihrer bereits erwähnten Schrift von 1985 „A Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980s“ führt Haraway die fantasmatische Figur des Cyborgs in die poststrukturalistische/postmoderne Theorie ein. Für diese Wissenschaftsfiktionen im Namen des *Kybernetischen* gibt es keine unmittelbaren Vorläufer. Sowohl Norbert Wiensers *Cybernetics* von 1948 wie auch im Kontext raumfahrttechnischer Vorgaben entstandene Texte wie „Cyborgs and space“ (1960) der us-amerikanischen Wissenschaftler Manfred Clynes und Nathan S. Kline bewegen sich nicht nur entlang streng wissenschaftstheoretischer und technologischer Fragestellungen, sondern haben nichts damit zu tun, was das „Cyber“ meint (vgl. Eerikäinen, 2014). Das „Cyber“ entstammt nicht der Kybernetik, sondern dem Science Fiction-Genre *cyberpunk*, massgeblich initiiert von William Gibson mit seinem Roman *Neuromancer*.

Haraway hingegen formuliert in ihrem „Manifest“ wie in den nachfolgenden Texten ein radikal feministisches Kampfprogramm, in sozialistischer Perspektive, darauf gerichtet, die militärische Logik des Kalten Krieges der Reagan-Ära zu untergraben, sowie die Ideologeme des Phallogozentrismus und die damit verbundenen Sexualitätsformen zu zerstören. V.a. aber gelingt es ihr, den Begriff des Organismus einerseits technologisch zu dekonstruieren, ihn andererseits – mittels Prothetik¹ – wieder zu rekonstruieren, damit aber auch Geschlechtlichkeit und Sexualität neu konfiguriert denken zu können:

„Warum sollten unsere Körper an unserer Haut enden oder bestenfalls andere von Haut umschlossene Entitäten umfassen?“ (Haraway, 1995a, 68)

„Für uns, sowohl in der Vorstellung als auch in anderen Praktiken können Maschinen Prothesen, vertraute Bestandteile oder ein freundliches (*friendly*) Selbst sein.“ (Ebd.)

„Prothetik wird zu einer fundamentalen Kategorie für das Verständnis von uns selbst.“ (Haraway, 1995b, 598, Fn 7)

Wenn Haraway davon spricht, dass „Cyborgs [...] die partiellen, ungewissen, beiläufigen Aspekte der Geschlechtlichkeit (Sex) [aspects of sex] und geschlechtlicher Verkörperung [sexual embodiment] ernster nehmen“ könnten (1995, 70), dann basiert diese Vorstellung nicht zuletzt auf der Annahme, dass die Prothesen des Cyborgs sich als die ‚besseren‘ Organe erweisen und so eine Neu-

artikulation der sexuellen Identität bewirken können. In diesem Sinne postuliert Chris Gray, einer der führenden Cyborg-Theoretiker, dass „die Konstruktion von Geschlecht heute anders als nur kulturell bestimmt wird, denn die Produktion von Körpern ist cyborisiert“ (2001, 157). Wir befinden uns demnach in einer Konstellation, in der „Prothesen uns in die Zukunft beschleunigen“, in der „neue Geschlechter, neue Sexualitäten, aus neuen Körpern konstruiert werden“ (ebd.). Dies ist eine Welt, in der „Anatomie nicht mehr Schicksal ist; sie ist Mehrdeutigkeit und Aporie“ (ebd.). All dies hat bereits begonnen, da die zeitgenössische „Erotik der Cyborgs die eigentliche biologische Konstruktion vieler Sexualitäten und Geschlechter verspricht“ (ebd., 158). „Mit transsexuellen Operationen, komplizierten mechanischen Sexualhilfen und der virtuellen Magie der Teledildonics ist die sexuelle Identität plastischer als je zuvor.“ (Ebd.)

Die von Gray skizzierte neue Konstellation stellt ein völlig neues Paradigma des „Sexuellen“ in Aussicht, in dem „die Anatomie eine Epistemologie ist“. Es handelt sich um eine „Cyborg-Epistemologie“, die auf einer post-hegelianischen Dialektik basiert, einer Logik der „These, Antithese, Synthese, Prothese“ (ebd.). Dieses neue prothetische Paradigma, das „no-sex und many-sexes Modelle“ umfasst, entwirft „eine neue Reihe von Machtverhältnissen um den erotischen Körper herum, mit Möglichkeiten für unglaubliche Verschiebungen und Vergnügungen“ (ebd.).²

Haraways Denken ist das Verdienst zuzusprechen, den Horizont für diese Fiktionalisierungen eröffnet zu haben, indem sie einerseits auf wissenschaftlich-technische Vernunft und Rationalität rekurriert, diese andererseits in vielschichtigen mythogenen Bildern überschreitet:³ „Cyborg-‚Sex‘ erweckt einige der wunderbar barocken Formen der Replikation von Wirbellosen und Farnen zu neuem Leben (organische Hausmittel, die dem Heterosexismus vorbeugen).“ (Haraway 1995a, 34)

Die nachfolgenden Diskurse haben sich dieser manifesten Differenz zum Mythologischen weitgehend entledigt, aber was ist an dessen Stelle getreten?

Nach dem „natürlichen“ Sex

Beim „Sex“ im Sinne des „Cyber“ geht es um etwas, das Sadie Plant (1998, 30), die *Prima inter pares* des Cyberfeminismus, als „High-Tech-Sex“ bezeichnet. Ihr zufolge lässt sich diese neue Art der sexuellen Erfahrung als „Inbe-

¹ Vgl. zur Vorgeschichte der Prothetik wie auch des Cyborgs Eerikäinen, 2005; Raboldt, 2017.

² Vgl. als Beispiele dazu de Lauretis, 1997, 45–47; Battis, 2007, 49–55, 107–139; Hollinger, 2008, 150–157; Nguyen, 2009, 373–378.

³ Haraway beschreibt ihr Manifest gleich zu Anfang als „einen ironischen, politischen Mythos“ (1995a, 33).

griff körperloser Lust, des kontaktfreien Sex ohne Sekrete in einer Zone totaler Autonomie“ (ebd.) verstehen, als eine „Simulation von Sex“, die auf einer „Degeneration des ‚natürlichen‘ Sex“ basiert und „mit der Deregulierung der gesamten sexuellen Ökonomie“, einhergeht, einschließlich der „Zersetzung ihrer Verbindungen zur Reproduktion“: Sex „zerfällt in Drogen, Trance und Tanzbesessenheit; Androgynie, Hermaphroditismus und Transsexualismus treten verstärkt hervor, dazu Paraphilien, Body Engineering, queerer Sex [...]“ (ebd.).

Aber dieser „High-Tech-Sex“ umgreift noch mehr: Er findet in einer „sicheren Umgebung statt, frei von den Nebenwirkungen und Komplikationen des tatsächlichen Geschlechtsverkehrs wie übertragbaren Krankheiten, Empfängnis und Abtreibung sowie den traurigen Verpflichtungen, die emotionale Bedürfnisse mit sich bringen“; d.h. Cybersex oder Techno-Sex ist ein „geschlossener Kreislauf, ein versiegelter anderer Raum, ein virtueller Raum, zu dem man nach Belieben Zugang hat“ (ebd.); also eine postmoderne Retro-Fiktion der foucault’schen Idee von „anderen Räumen“, die das Reich der Heterotopie konstituiert (vgl. Foucault, 1993; Siebers, 1994).⁴

Aber wo ist Cybersex zu finden? Das ist die geradezu verzweifelte Frage von Stacy Gillis, einer feministischen Wissenschaftlerin, die von den Angeboten des Webs enttäuscht, resigniert zu dem Schluss kommt, dass „es dort keinen Sex gibt, keinen körperlichen Austausch von Flüssigkeiten, nur Masturbation oder das Versprechen davon“, „was die Mehrheit der Websites bietet, ist Pornographie, nicht Sex“ (2004, 92).⁵

„Während Pornographie-Websites das weitgehend männliche Modell, das Masturbation mit Visualität verbindet, konsolidiert haben, wird vom Cybersex ein falscher Eindruck erweckt, wenn er unter der gleichen Überschrift figuriert. Diese Sites als Cybersex zu bezeichnen, ist eine falsche Lesart vom Cybersex. Cybersex ist ein synchroner sexueller Austausch – ein Austausch, der innerhalb der Begrenztheit dieser pornographischen Seiten nicht möglich ist.“ (Gillis, 2004, 92f)

Was wäre stattdessen möglich? Gillis bezieht sich auf Überlegungen von Arthur und Marilouise Kroker, die in ihrem

bereits 1988 erschienenen Band *Body Invaders. Sexuality and the Postmodern Condition* die These aufgestellt haben, dass in der „technologischen Gesellschaft [...] der Körper eine rein *rhetorische* Existenz erreicht [hat]: Seine Realität ist die des Mülls, der als Überschuss-Materie ausgestoßen wird, die für das autonome Funktionieren der Technolandschaft nicht mehr notwendig ist“ (Kroker & Kroker, 1988, 21; Hervorhebung im Orig.; vgl. Gillis, 2004, 93). Für Gillis folgt aus der „*rhetorischen* Existenz“ des Körpers der naheliegende Schluß, Cybersex im Sinne eines „synchronen sexuellen Austausches“ als „die Verbindung zwischen zwei Körpern durch den Austausch von Text“ zu verstehen (Gillis, 2004, 93)⁶. Dieser Aussage folgt dann allerdings ein „letztes Geständnis“, dass sie schließlich „kein Interesse an Cybersex hat“, sie vielmehr „anderen dabei zusehen/sie lesen“ möchte, „um die Interaktion von Wörtern und die Konfigurationen von Online-Körpern zu erforschen“ (ebd.).

Mag bei dieser Neudefinition von Sex im Sinne von Cybersex schon der Voyeurismus verstören, noch befremdlicher wirkt vielleicht die Vorstellung, vom weitgehend entkörperlichten Sex. Doch diese Idee erhält durchaus ihre Plausibilität, wenn sie auf ihren weiteren Kontext zurückbezogen wird: Cybersex „ist textlicher Sex – eine textliche jouissance“⁷ und zwar daher, weil diese Art der Textualität absolut außerhalb der Pornografie liegt: „der durchdringende Blick der Pornographie fehlt im Cybersex“ (ebd., 96).⁸ Mit anderen Worten: Wenn Lynne Segal (1994, 61) in Anlehnung an die radikale Feministin Andrea Dworkin „den Penis als ‚Symbol des Terrors‘“ bezeichnet, dann ist in Gillis’ technosexuellem Paradies dessen Monstrosität ein für alle Male abgeschafft.

William Bogards „**Social Science Fiction**“, die er 1996, unter dem Titel *The Simulation of Surveillance. Hypercontrol in Telematic Societies* entwirft, teilt das Fantasma eines hoch-technologisch formierten Sex, für den sich im Zeitalter von AIDS der Körper zwingend als Risiko erweist: Sex wird „durch Informationen, Pillen oder Plastik“ realisiert. „Sicherer, sauberer, immuner Sex“ bedeutet „simulierter Sex zwischen simulierten Körpern“ (Bogard, 1996, 164). Das Ende von Sex als ‚natürlichem‘ ist gleichzeitig der Anfang von „Sex als Simulakrum, einem Regime, so könnte man sagen, des telematischen Transsexuellen, einer elektronischen Rhizomatik von Sex, eines Sex, der im Netz vollständig entrealisiert und entmaterialisiert bzw. hyperrealisiert wird“ (ebd., 162).

⁴ Heterotopien sind „wirkliche Orte, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplatzierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich getortet werden können“ (Foucault, 1993, 39).

⁵ Vgl. Williams, 2008, 311–314; in Bezug auf die „Teledildonics“, vgl. Neely, 2010, 91–92.

⁶ Vgl. auch Turkle, 1995, 210–226; Ben-Ze’ev, 2004, 4–6; Collins, 2006, 209–213; Waskul et al., 2004.

⁷ Vgl. Turkle, 1995; Reid, 1995, 1996; McRae, 1997.

⁸ „Cybersex unterscheidet sich von Pornografie in zwei entscheidenden Aspekten: Es ist weder ein asexueller Diskurs noch ist es eine Fantasiepraxis. Es ist eine sexuelle Praxis“ (Gillis, 2004, 93). Vgl. Stone, 1994, 108–109.

Für Bogard ist „hyper“ der Begriff, mit dem er das Sexuelle an seine eigentliche Thematik anschließt, die Konvergenz der „Überwachungs- und Simulationstechnologien“ in „telematischen Gesellschaften“ (ebd., 5). Simulationstechnologien sind für ihn Formen der „Hyperüberwachung“, wobei die Vorsilbe „hyper“ nicht einfach eine Intensivierung der Überwachung impliziert, sondern das Bemühen, die „Überwachungstechnologien bis an ihre absolute Grenze“ zu treiben. Diese Grenze ist eine imaginäre Linie, jenseits derer die Kontrolle sozusagen im „Vorgriff“ auf sich selbst operiert und bei der sich die Überwachung – eine Technologie der Erfassung und Aufzeichnung – zu einer „Technologie der Vorerfassung und Voraufzeichnung“ entwickelt, einem technischen Vorgang, bei dem alle Kontrollfunktionen auf „Modulationen vorgegebener Codes reduziert werden“ (ebd., 4).⁹

Wie alles begann – Der Initial-Akt der Pop-Poetik

Diese kurz skizzierten Visionen und theoretischen Entwürfe von Entkörperlichung und virtuellem Sex und Cybersex – denen sich noch eine Vielzahl anderer Visionen hinzufügen ließen (vgl. Eerikäinen, 2014) – gehen vor allem aus einer Szene in William Gibsons Science Fiction Roman *Neuromancer* von 1984 hervor, in der der Cyberspace als „einvernehmliche Halluzination“, in der der Körper verschwunden ist, imaginiert wird. Gibsons Cyberspace kann als der Ursprung all dessen angesehen werden, was als „Cyber“ gilt (vgl. Neuhaus, 2006):

„Cyberspace. Eine Konsens-Halluzination, tagtäglich erlebt von Milliarden zugriffsberechtigter Nutzer in allen Ländern, von Kindern, denen man mathematische Begriffe erklärt [...] Eine grafische Wiedergabe von Daten aus den Banken sämtlicher Computer im menschlichen System. Unvorstellbare Komplexität. Lichtzeilen im Nicht-Raum des Verstands, Datencluster und -konstellationen. Wie die zurückweichenden Lichter einer Stadt [...]“ (Gibson, 2010a, 70f)¹⁰

Der Cyberspace als einvernehmliche Halluzination ist ein postmoderner Paraspaces des „Sexuellen“, in dem die Körper frei in den unendlichen Weiten der Virtualität schweben und durch zufällige Begegnungen die Freuden der „Cybersexualität“ (vgl. Wolmark, 1999), also „Sex“ im Sinne des „Cyber“, erfahren können. Auch der Orgasmus ist im Cyberspace etwas, das buchstäblich – oder besser in diesem Zusammenhang, literarisch – außerirdisch ist, und noch mehr, der Orgasmus erreicht kosmische Dimensionen. Case, der Antiheld in Gibsons Roman, erlebt den Höhepunkt des sexuellen Aktes mit seiner Freundin Molly als erschütternden Moment.

„Als sie sich allmählich auf ihn senkte, kamen die gaukelnden Bilder zurück. Gesichter und Fragmente von Neonreklamen, die auftauchten und wieder verschwanden. Sie glitt vollends auf ihn, und er bäumte sich krampfartig auf. So ritt sie auf ihm, während er tief in ihr steckte, wippte wieder und wieder auf und ab, bis sie beide kamen. Sein Orgasmus war ein blauer Lichtblitz in einem zeitlosen Raum, so unermesslich wie die Matrix, und die Gesichter wurden in Fetzen gerissen und von brüllenden Winden davongewirbelt, und die Innenseiten ihrer kräftigen Schenkel lagen nass an seinen Hüften.“ (Gibson, 2010a, 49)

Obwohl der Orgasmus eine der körperlichsten, ja sogar eine der fleischlichsten Erfahrungen ist, kann er im Cyberspace auf eine Weise genossen werden, die die Schwerkraft des menschlichen Körpers aufhebt. Das ist das Wunder des Cybersex, über das in den letzten Jahrzehnten unzählige hochgelehrte Abhandlungen geschrieben wurden. Der *locus classicus* in Gibsons *Neuromancer* ist die Szene, in der Case, nachdem ihm der Zugang zum glückseligen Reich des Cyberspace verweigert wurde (als Strafe für seinen Verstoß gegen die Regeln seines Arbeitgebers), am Boden zerstört wird:

„Für Case, der für die körperlosen Freuden des Cyberspace gelebt hatte, war es der Sturz in den Abgrund. In den Bars, in denen er als Supercowboy verkehrt hatte, gehört bei der Elite der Branche eine gewisse Verachtung fürs Fleisch zum guten Ton. Der

⁹ Bogard vermerkt weiterführend, dass sich sein Buch eigentlich mit Ideen beschäftigt, die zur Science-Fiction gehören würden. Vgl. dazu auch seine Überlegungen auf den Seiten 30–37, 53. Zum gegenwärtigen Realitätsgehalt seiner Ideen vgl. Zuboff, S., 2018. *Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus*.

¹⁰ Die Ironie dieses konstitutiven Bildes des Cyberdiskurses besteht darin, dass es sich um ein Zitat aus einer Kinderfernsehsendung (einer „Kid's Show“) handelt, das die „Matrix“ erklärt, ein weltweites Computersystem. Merkwürdigerweise wird dies in den Kommentaren zum Cyberspace immer wieder ausgelassen: Unmit-

telbar nach der Veröffentlichung von *Neuromancer* wurde die Idee des Cyberspace natürlich nicht als alltägliche Realität verwirklicht, sondern in akademischen Theorie-Fiktionen, die die post-theoretische Ideenmatrix für den Cyber-Diskurs schufen (vgl. Benedikt, 1994). Darüber hinaus war der Cyberspace für Gibson keine Vision einer utopischen Zukunft, sondern eine dystopische Metapher. Es war eine extrapoliertere, düster-ironische und albraumhafte Beschreibung einer Welt, die von allumfassender Computertechnologie, übermenschlicher künstlicher Intelligenz und allmächtiger Techno-Biologie regiert wird – alles Bestandteile der Träume vom Cyborg als Vorbild des Posthumanen.

Körper war nur Fleisch. Und nun war Case ein Gefangener seines Fleisches.“ (Ebd., 13)

Alles Wesentliche, was den Cybersex betrifft, ist hier eigentlich gesagt. Als die Kehrseite der „Diskorporation“, der Entkörperlichung angeblich ermöglicht vom Cyberspace, wurde der Körper im Cyberdiskurs als Fleisch, als schreckliches Abjekt, bezeichnet, wie Mark Dery (1996, 234) den für die Cyberkultur typischen Prozess der Entfremdung von „unseren zunehmend irrelevanten Körpern“ nennt, begleitet von einer „Körperverachtung, einer Kombination aus Misstrauen und Verachtung für das schwerfällige Fleisch“ (ebd., 235). Doch nicht nur diese neo-futuristische Vision des Cyberspace ist in Gibsons Science-Fiction-Fantasie angelegt, ebenso wichtig ist dessen andere Seite, die Prothetik. Gibson (1988) beschreibt in *Mona Lisa Overdrive* die Cybertechnologie als prothetische Erweiterung und Anreicherung des Körpers wiederum in einer für den Cyberdiskurs konstitutiven Weise:¹¹

„Da gibt's kein Dort. So erklärte man Kindern den Cyberspace. Sie erinnerte sich an den Vortrag eines lächelnden Lehrers im Kinderhort für die leitenden Angestellten der Arcologie, an die wechselnden Bilder auf dem Monitor. Piloten mit riesigen Helmen und plumpen Handschuhen, die durch die neuroelektronisch primitive ‚Virtuelle Welt‘-Technik effizienter mit ihren Flugzeugen in Verbindung standen, wobei ihnen zwei winzige Sichtgeräte eine computergenerierte Flut von Gefechtsdaten und die vibrotaktilen Feedback-Handschuhe eine Touch-Welt von Schaltern und Auslösern lieferten [...]. Mit voranschreitender Technik schrumpften die Helme, und die Sichtgeräte verkümmerten [...].“ (Gibson, 2010b, 708f)

Dieses Bild eines technologisch erweiterten und verbesserten Körpers eines Piloten, der die Grenzen der menschlichen Körperlichkeit prothetisch zu überwinden vermag, wird signifikant für phantasmatische Visionen des Cyberspace, des Cyborgs und des Cybersex.¹²

Gibsons Cyberspace war primär Science Fiction, die aber in der poststrukturalistischen Theoriewelt phantasmatische Theorie-Fiktionen zeitigten. Der Grund dafür liegt darin, dass Gibson über die Gabe suggestiver Neuschöpfungen verfügte, um die herum eine postmoderne mythopoetische Pararealität entstehen konnte, die Theorie-Welt des *Post*. So gab es am Anfang nicht nur ein Wort,

sondern es gab auch eine Methode, die der postmodernen Theorie im Wesentlichen ähnlich war, die der „Bricolage“. Oder wie Gibson seine Idee ausdrückt:

„Setzte das Wort Cyberspace zusammen aus kleinen und leicht verfügbaren Komponenten der Sprache. Neologischer Krampf: der Urakt der Pop-Poetik. Jedem Konzept vorausgegangen. Glatt und hohl – in Erwartung der empfangenen Bedeutung. Alles, was ich tat: faltete Worte, wie gelehrt. Jetzt wachsen andere Worte in den Zwischenräumen.“ (Gibson, 1994, 27; vgl. Bukatman, 1996, 167–168; Bell, 2007, 3–4)

Roger Burrows (1997, 237) beschreibt unter dem bezeichnenden Titel „Cyberpunk as Social Theory: William Gibson and the Sociological Imagination“ die Wirkweise des Wortes „Cyberspace“ dahingehend, dass es „sein Leben als ein Wort ohne konkreten Referenten begann“, d.h. als ein leeres Wort, als ein Signifikant ohne Bedeutung. Ungeachtet dessen wurde das Wort in den 1990er Jahren – so Mark Nunes (2001, 57) – nicht nur zu „einer mächtigen kulturellen Trope, die sich zuerst in Amerika und dann auch anderswo viral verbreitete“, sondern, noch grundlegender, Gibsons „Initial-Akt der Pop-Poetik“ war das konstitutive Moment eines neuen postmodernen Diskurses, eines techno-imaginären Diskurses um das „Cyber“, gleich einer tausendjährigen Saga, eine post-utopische, messianische Vision der Erlösung: eine technophile *Genesis* (vgl. Eerikäinen, 2014, Vol. 2, 59ff).

Auf diese Weise haben „der Begriff und die Art und Weise, wie der Cyberspace in *Neuromancer* dargestellt wurde, einen tiefgreifenden Einfluss auf seine Entwicklung und seine Darstellung gehabt – einen Einfluss, den selbst Gibson, wie er zugibt, nicht vorausgesehen hat, als er das Wort zusammenschusterte“ (Bell, 2007, 3). So demonstriert „das Auslösen solcher Neologismen“ wie Cyberspace und der Cyborg bezeichnenderweise, „wie sich Begriffe und Konzepte verselbständigen und sich verbreiten und mutieren, wie ein Virus oder ein ‚Meme‘“ (ebd.). Es ist die Viralität des „Cybers“ (vgl. Baudrillard 1998, 46f), seine sprachliche, techno-affektive Ansteckungsfähigkeit, sein infektiöses Delirium im Sinne einer pop-poetischen Theorie-Euphorie, die auch heute noch in der Theorie-Welt des *Post* herrscht. Mit anderen Worten: Das „Cyber“ ist ein linguistisch-theoretischer Virus, der sich in der diskursiven Matrix der postmodernen Theorie vermehrt.

In seinem Artikel „Science Fiction as Politics. Cyberpunk Science Fiction as Political Philosophy“ fasst Thomas Michaud (2008, vgl. Eerikäinen, 2014, Vol. 1, 42f) den Wandel der Cyberpunk-Science-Fiction von der Weltsicht einer anarchistischen und technophilen Subkultur in den 1970er Jahren zu einer allgemeinen Cyber-Mythologie in den 1990er Jahren zusammen:

¹¹ Vgl. z.B. Hayles, 1999, 291; Graham, 2002, 194–195; Dinello, 2005, 147–148; Booker & Thomas, 2009, 257.

¹² Vgl. z.B. Heim, 1994, 74–75; Parisi, 2004, 194–195; Perniola, 2004, 28–36; Vint, 2007, 135; Miah & Rich, 2008, 86–87; Holmes & Federman, 2010, 71–77.

„Die Cyberpunk-Science-Fiction kristallisierte die Begriffe einer technologischen Utopie heraus, die von Informatikern und Hackern in den 1970er und 1980er Jahren geschaffen wurde. Wenn die Cyberkultur von der naturalistischen Hippie-Bewegung der 1960er Jahre inspiriert wurde, so wurde sie vor allem von der *kybernetischen Utopie* einer an Informationsnetzwerke angeschlossenen Gesellschaft angezogen. Diese Utopie wurde vor allem in den 1970er Jahren entwickelt und trug zur Entstehung einer Ideologie bei, die zum Erfolg der Technologien der Telekommunikation und zur massiven Verbreitung von Personalcomputern in den Industriegesellschaften der 1980er und 1990er Jahre beitrug. Computerhacker ersetzten die Hippies in der kollektiven Mythologie. Nach einer langen Periode, in der sich die Jugend mit dem Primitivismus identifizierte und gegen die Autorität auflehnte, wurde eine Periode des technologischen Fortschritts auf dem Glauben an das Ideal der neuen Helden gegründet: die Hacker. Sie waren in der Lage, sich an Informationsnetze anzuschließen und ideale Gesellschaften und Gemeinschaften in virtuellen Welten zu schaffen. Nach der natürlichen Utopie einer Hippie-Jugend wurde eine technologische Utopie durch die Cyberpunk-Science-Fiction-Bewegung verbreitet.“ (Michaud, 2008, 73, vgl. Eerikäinen, 2014, Vol. 1, 43f)

So wurde das, was in den 1970er und 1980er Jahren als amerikanische technophile Gegenkultur begann, in den 1990er Jahren zu einer hochfliegenden, extravaganteren postmodernen Theorie in der globalisierten westlichen Wissenschaft: „Cybertheorie“, wie John Marks (2006, 194–197, 202–203) es nennt. Ich nenne das eine für die Theorie-Welt des *Post* typische Eskalation des „Cyber“, also eine exponentiell vorwärtsdrängende Avantgarde des Cyber-Utopismus nach dem Schema: Science Fiction – anarchistische Subkultur – Populärmythologie – Werbe- und Marketingideologie – akademische Theorie (vgl. Eerikäinen, 2014, Vol. 1, 43f).

Literatur

- Battis, J., 2007. Investigating Farscape. Uncharted Territories of Sex and Science. I.B. Tauris, London/New York.
- Baudrillard, J., 1990. The Ecliptic of Sex. In: Baudrillard, J., *Revenge of the Crystal. Selected Writings on the Modern Object and its Destiny, 1968–1983*. Pluto Press, London, 129–162. EA 1979.
- Baudrillard, J., 1998. *Paroxysms. Interviews with Philippe Petit*. Verso, London/New York. EA 1997.
- Bell, D., 2007. *Cyberculture Theorists. Manuel Castells and Donna Haraway*. Routledge, London/New York.
- Ben-Zéev, A., 2004. *Love Online. Emotions on the Internet*. Cambridge University Press, Cambridge.
- Benedikt, M. (Ed.), 1994. *Cyberspace: First Steps*. The MIT Press, Cambridge, MA/London. EA 1991.
- Bogard, W., 1996. *The Simulation of Surveillance. Hypercontrol in Telematic Societies*. Cambridge University Press, Cambridge.
- Booker, M.K., Thomas, A.-M., 2009. *The Science Fiction Handbook*. Wiley-Blackwell, Chichester (UK)/Malden, MA.
- Bukatman, S., 1996. *Terminal Identity. The Virtual Subject in Postmodern Science Fiction*. Duke University Press, Durham, NC. EA 1993.
- Burrows, R., 1997. *Cyberpunk as Social Theory: William Gibson and the Sociological Imagination*. In: Westwood, S., Williams, J. (Eds.), *Imagining Cities. Scripts, Signs, Memory*. Routledge, London/New York, 235–248.
- Clynes, M.E., Kline, N.S., 1960. *Cyborgs and space*. *Astronautics*, (9), 26–27, 74–76.
- Collins, L., 2006. *Cybersex*. In: Soble, A. (Ed.), *Sex from Plato to Paglia. A Philosophical Encyclopedia*. Vol. 1. Greenwood Press, Westport, CT, 210–218.
- Culler, J., 1997. *Literary Theory. A Very Short Introduction*. Oxford University Press, Oxford/New York.
- Dery, M., 1996. *Escape Velocity. Culture at the End of the Century*. Hodder & Stoughton, London.
- Dinello, D., 2005. *Technophobia! Science Fiction Visions of Posthuman Technology*. University of Texas Press, Austin.
- Eerikäinen, H., 1999a. *Cybersex. A Desire for Disembodiment. On the Meaning of the Human Being in Cyber Discourse*. In: Inkinen, S. (Ed.), *Mediapolis. Aspects of Texts, Hypertexts and Multimedial Communication*. Walter de Gruyter, Berlin/New York, 203–242.
- Eerikäinen, H., 1999b. *Cybersex as Post-sex. Seeking Pleasure Beyond the Body*. In: Bernard, J., Gorlee, D.L., Withalm, G. (Hg.), *Sex and the Meaning of Life / Life and the Meaning of Sex. Semiotische Berichte 23 (1–4)*, 51–82.
- Eerikäinen, H., 2000. *Cyberspace – Cyborg – Cybersex. On the Topos of Disembodiment in the Cyber Discourse*. In: Flessner, B. (Hg.), *Nach dem Menschen. Der Mythos einer zweiten Schöpfung und das Entstehen einer Posthumanen Kultur*. Rombach Verlag, Freiburg/Breisgau, 133–179.
- Eerikäinen, H., 2003. *Was ist das Sexuelle am Cybersex? Über das Begehren nach Organen ohne Körper*. *Zeitschrift für Sexualforschung 16 (4)*, 328–361.
- Eerikäinen, H., 2005. *Liebe deine Prothese wie dich selbst. Das Argument*. *Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften 47 (260)*, 212–223.
- Eerikäinen, H., 2014. *Cybersex and prosthetic god: „Sex“, desire and the posthuman body in cyber discourse*. Vol. 1 u. Vol. 2, *Acta electronica Universitatis Lapponiensis*. <https://lauda.ulapland.fi/handle/10024/61897>
- Foucault, M., 1993. *Andere Räume*. In: Barck, Karlheinz (Hg.), *Aisthesis: Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Essais. 5., durchgesehene Auflage*. Reclam, Leipzig. EA 1967.
- Gibson, W., 1994. *Academy Leader*. In: Benedikt, M. (Ed.), *Cyberspace. First Steps*. The MIT Press, Cambridge, Massachusetts/London, 27–29. EA 1991.
- Gibson, W., 2010a. *Neuromancer*. In: Gibson, W., *Die Neuromancer-Trilogie*. Heyne Verlag, München. EA 1984.
- Gibson, W., 2010b. *Mona Lisa Overdrive*. In: Gibson, W., *Die Neuromancer-Trilogie*. Heyne Verlag, München. EA 1988.

- Gillis, St., 2004. Cybersex. In: Gibson, P.Ch. (Ed.), *More Dirty Looks: Gender, Pornography and Power*. British Film Institute, London, 92–101.
- Graham, E.L., 2002. *Representations of the Posthuman: Monsters, Aliens and Others in Popular Culture*. Manchester University Press, Manchester.
- Gray, Ch.H., 2001. *Cyborg Citizen. Politics in the Posthuman Age*. Routledge, London/New York.
- Haraway, D., 1992. The Actors Are Cyborgs, Nature Is Coyote and the Geography Is Elsewhere: Postscript to „Cyborgs at Large.“ In: Penley, C., Ross, A. (Eds.), *Technoculture*. University of Minnesota Press, Minneapolis, 21–26.
- Haraway, D., 1995a. Ein Manifest für Cyborgs. *Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften*. In: *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen/Donna Haraway*. Hrsg. und eingel. v. Hammer, C., Stiess, I., Campus Verlag, Frankfurt/M./New York, 33–72. EA 1985.
- Haraway, D., 1995b. Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen/Donna Haraway*. Hrsg. und eingel. v. Hammer, C., Stiess, I., Campus Verlag, Frankfurt/M./New York, 73–97. EA 1988.
- Hayles, N.K., 1999. *How We Became Posthuman. Virtual Bodies in Cybernetics, Literature, and Informatics*. The University of Chicago Press, Chicago.
- Heim, M., 1994. The Erotic Ontology of Cyberspace. In: Benedikt, M. (Ed.). *Cyberspace: First Steps*. The MIT Press, Cambridge, MA/London, 59–80. EA 1991.
- Hollinger, V., 2008. „Something Like a Fiction“: Speculative Intersections of Sexuality and Technology. In: Pearson, W.G., Hollinger, V., Gordon, J. (Eds.), *Queer Universes. Sexuolities in Science Fiction*. Liverpool University Press, Liverpool, 140–160.
- Holmes, D., Federman, C., 2010. Fearing Sex: Toxic Bodies, Paranoia and the Rise of Technophilia. In: Rudge, T., Holmes, D. (Eds.), *Abjectly Boundless. Boundaries, Bodies and Health Work*. Ashgate Publishing, Farnham (UK)/Burlington (USA), 67–80.
- Kroker, A., Kroker, M. (Eds.), 1988. *Body Invaders. Sexuality and the Postmodern Condition*. Macmillan, Houndmills/London.
- Lauretis, T. de, 1997. Fem/LesScramble. In: Heller, D.A. (Ed.), *Cross-Purposes. Lesbians, Feminists, and the Limits of Alliance*. Indiana University Press, Bloomington, 42–48.
- Marks, J., 2006. Information and Resistance: Deleuze, the Virtual and Cybernetics. In: Buchanan, I., Parr, A., (Eds.), *Deleuze and the Contemporary World*. Edinburgh University Press, Edinburgh, 194–213.
- McRae, Sh., 1997. Flesh Made Word: Sex, Text and the Virtual Body. In: Porter, D. (Ed.), *Internet Culture*. Routledge, New York/London, 73–86.
- Miah, A., Rich, E., 2008. *The Medicalization of Cyberspace*. Routledge, London/New York.
- Michaud, Th., 2008. Science Fiction as Politics. *Cyberpunk Science Fiction as Political Philosophy*. In: Hassler, D.M., Wilcox, C. (Eds.), *New Boundaries in Political Science Fiction*. University of South Carolina Press, Columbia, 65–77.
- Neely, S., 2010. Virtually Commercial Sex. In: Boyle, K. (Ed.), *Everyday Pornography*. Routledge, London/New York, 90–102.
- Neuhaus, W., 2006. Als William Gibson den Cyberspace erfand Telepolis, 15.10. <https://www.heise.de/tp/features/Als-William-Gibson-den-Cyberspace-erfand-3408271.html>
- Nguyen, M., 2003. Queer Cyborgs and New Mutants: Race, Sexuality, and Prosthetic Sociality in Digital Space. In: Lee, R.C., Wong, S.C. (Eds.), *Asian America.Net. Ethnicity, Nationalism, and Cyberspace*. Routledge, New York/London, 281–305.
- Nunes, M., 2001. Ephemeral Cities: Postmodern Urbanism and the Production of Online Space. In: Holmes, D. (Ed.), *Virtual Globalization. Virtual Spaces/Tourist Spaces*. Routledge, London/New York, 57–75.
- Parisi, L., 2004. *Abstract Sex. Philosophy, Bio-Technology and the Mutations of Desire*. Continuum, London.
- Perniola, M., 2004. *The Sex Appeal of the Inorganic*. Continuum, London/New York. EA 2000.
- Plant, S., 1997. Beyond the Screens: Film, Cyberpunk and Cyberfeminism. In: Kemp, S., Squires, J. (Eds.), *Feminisms*. Oxford University Press, Oxford/New York, 503–508.
- Rabaté, J.-M., 2002. *The Future of Theory*. Blackwell Publishers, Oxford/Malden, MA.
- Raboldt, M., 2017. Doing Sex – Zur Herstellung von Männlichkeit/en durch Prothesentechnik. *Sexuologie* 24 (1–2), 19–29.
- Reid, E.M., 1996. Text-based Virtual Realities: Identity and the Cyborg Body. In: Ludlow, P. (Ed.), *High Noon on the Electronic Frontier. Conceptual Issues in Cyberspace*. The MIT Press, Cambridge, MA, 327–346. EA 1994.
- Segal, L., 1994. *Straight Sex. The Politics of Pleasure*. Virago, London.
- Siebers, T. (Ed.), *Heterotopia. Postmodern Utopia and the Body Politic*. University of Michigan Press, Ann Arbor.
- Stone, A.R., 1994. Will the Real Body Please Stand Up? Boundary Stories about Virtual Cultures. In: Benedikt, M. (Ed.), *Cyberspace. First Steps*. The MIT Press, Cambridge, MA./London, 81–118. EA 1991.
- Turkle, Sh., 1995. *Life on the Screen. Identity in the Age of the Internet*. Simon & Schuster, New York.
- Vint, S., 2007. *Bodies of Tomorrow. Technology, Subjectivity, Science Fiction*. University of Toronto Press, Toronto/Buffalo/London.
- Waskul, D.D., Douglass, M., Edgley, Ch., 2004. Outercourse: Body and Self in Text Cybersex. In: Waskul, D.D. (Ed.), *net.seXXX. Readings on Sex, Pornography, and the Internet*. Peter Lang, New York, 13–33.
- Wiener, N., 1961. *Cybernetics or Control and Communication in the Animal and the Machine*. The M.I.T Press, John Wiley & Sons, Inc, New York/London. EA 1948.
- Williams, L., 2008. *Screening Sex*. Duke University Press, Durham, NC.
- Wolmark, J., 1999. *Cybersexualities. A Reader on Feminist Theory, Cyborgs and Cyberspace*. Edinburgh University Press, Edinburgh.
- Zuboff, Sh., 2018. *Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus*. Campus Verlag, Frankfurt/M./New York.

Autor

Dr. Hannu Eerikäinen, Liselotte-Herrmann-Str. 4, 10407 Berlin, e-mail: hannu.eerikaenen@gmail.com

Intime Beziehungen zu humanoiden Robotern*

Yuefang Zhou

Intimate Relations with Humanoid Robots

Abstract

Human-robot intimacy follows, among other things, the requirements of our human sexuality, which, apart from biological and psychological determinants, is largely determined by social factors, but also by technological developments. In intimate relationships with humanoid partners, as happens in digisexuality, dimensions of human sexuality such as attachment, desire and reproduction are put at disposition. The number of empirical studies in this area is still very limited. The text explains some key terms that relate to digisexuality and sex robots and gives an overview of the state of development of sex robots. In addition, existing studies and my own work are presented.

Keywords: Digisexuality, Sexrobots, Bonding, Affective desire, Artificial Intelligence

Zusammenfassung

Die Mensch-Roboter-Intimität folgt u.a. den Vorgaben unserer menschlichen Sexualität, die, abgesehen von biologischen und psychischen Determinanten, in hohem Maße sozial bestimmt ist, aber auch durch technologische Entwicklungen. Bei intimen Beziehungen zu humanoiden Partnern, wie es in der Digisexualität geschieht, werden Dimensionen der menschlichen Sexualität wie Bindung, Begehren und Fortpflanzung zur Disposition gestellt. Die Zahl der empirischen Studien in diesem Bereich ist noch sehr begrenzt. Der Text erklärt einige Schlüsselbegriffe, die Digisexualität und Sexroboter betreffen, und gibt einen Überblick über den Entwicklungsstand von Sexrobotern. Zudem werden vorliegende Studien und eine eigene präsentiert.

Schlüsselwörter: Digisexualität, Sexroboter, Bindung, Affektives Begehren, Künstliche Intelligenz

Digisexualität

Noch befinden wir uns am Beginn des 21. Jh., doch können wir bereits wahrnehmen, wie die Digitalisierung in fast alle Bereiche des menschlichen Lebens eindringt – die menschliche Sexualität nicht ausgenommen. So wählen wir bspw. unsere Partner über *Tinder*, werden auf *YouPorn* sexuell sozialisiert, agieren sexuell in immersiven virtuellen Realitäten (VR) und gehen mit humanoi-

den Robotern sexuelle Beziehungen ein. So liegt es nahe, über die menschliche Sexualität neu nachzudenken.

Was ist also unter *Digisexualität* zu verstehen? Zunächst einmal ist es eine Form sexueller Erfahrung, die durch digitale Technologien ermöglicht bzw. erleichtert wird (McArthur & Twist, 2017). Es lassen sich drei unterschiedliche, aber miteinander verbundene Formen benennen: *Sex durch*, *Sex über* und *Sex mit* digitalen Technologien. Die erste Form, *Sex durch* digitale Technologien, beinhaltet traditionelle persönliche, zwischenmenschliche sexuelle Interaktionen, die durch digitale Technologien begleitet wird. Ein Beispiel wäre ein Paar, das sexuell agiert und sich gleichzeitig einen Internet-Porno ansieht. In der zweiten Variante, *Sex über* digitale Technologien, wäre die immer noch zwischenmenschliche Interaktion lediglich technologisch vermittelt, wie es z.B. Internet-Chatrooms, Skye oder Snapchat ermöglichen, jene Telekommunikationsanwendungen also, die nicht speziell für sexuelle Interaktionen konzipiert sind, aber recht häufig dazu dienen. Ein weiteres typisches Beispiel wäre die Verwendung von Teledildonics – vom entfernten Partner gesteuerte Sexspielzeuge. In der dritten Stufe ist die sexuelle Interaktion direkt *mit* der digitalen Technologie verkoppelt, d.h. es handelt sich um eine unmittelbare Interaktion zwischen Mensch und Maschine. Dazu gehören VR und die sexuelle Interaktionen mit humanoiden Robotern wie sie die künstliche Intelligenz (KI) ermöglicht.

Es ist absehbar, dass die technologisch vermittelte sexuelle Erfahrung zu einem integralen Bestandteil menschlicher sexueller Identität wird und Menschen, die sich als „Digisexuelle“ verstehen, werden diese Art der sexuellen Interaktion der zwischenmenschlichen vorziehen. Meine Arbeit konzentriert sich auf diese Form, auf eine KI basierte sexuelle Interaktion also, wie sie insbesondere Sexroboter ermöglichen.

Zur Entwicklung der Sexroboter

Was sind Sexroboter? Wikipedia zufolge (Wikipedia sex robots, 2019), gab es bis 2018 noch keine voll funktionsfähigen Sexroboter, was bedeuten könnte, dass es sie inzwischen – Ende 2019 – gibt. Es ist somit die Frage, wie viel KI und robotische Funktionen in eine Puppe integriert werden müssen, bevor die Rede vom „Robot“ mehr als eine hypothetische Annahme ist, die sich auf anthropomorphe Sex-Puppen bezieht.

* Vortrag auf der Jahrestagung der DGSMTW 2019 in Berlin. Aus dem Englischen übersetzt und redaktionell bearbeitet von Rainer Alisch.

Harmony, die sog. weltweit erste sprechende Sex-Puppe oder eben auch Sexroboter, wurde 2017 von Realbotix™ produziert (Realbotix, 2019). Sie kann sprechen und verfügt über einige Gesichtsausdrücke, ebenso wie über einige Persönlichkeitsmerkmale, die sich entsprechend den Bedürfnissen des Besitzers anpassen lassen.

Einer Aufstellung der *Foundation for Responsible Robotics* (FRR) unter dem Titel „Our sexual future with robots“ (FRR, 2017) zufolge, fallen neben *Harmony* und *Henry* von Realbotix™ (<https://realbotix.systems>) noch folgende Artefakte unter die Rubrik Sexroboter: *Roxxy Gold* und *Rocky Gold* von TrueCompanion™ (www.truecompanion.com), *Android Love Doll* von der Firma Android Love Dolls™ (<https://www.androidlovedolls.com>), und die *Suzie Software* und *Harry Harddrive* von der Sex Bots Company™ (<http://www.sexbots.us/index.html>).

Genau genommen handelt es sich um Sex-Puppen, die mit verschiedenen KI- und Robotik-Funktionen ausgestattet sind – also mit Fähigkeiten zur Spracherkennung und zu Chatbot-Gesprächen, einschließlich der Möglichkeit, auf Berührung zu reagieren. Keiner dieser sog. Sexroboter kann bisher laufen. Die anpassungsfähigsten Elemente sind das Aussehen (z.B. Haarfarbe, Hautfarbe) und die Make-ups. Laut dem FRR-Bericht hat *Harmony* die fortschrittlichste KI-Funktion – also habe ich sie und ihren Erfinder Anfang 2018 bei Realbotix™ in San Diego besucht.

Harmony sieht sehr sexy aus und ihre Silikonhaut fühlt sich der menschlichen Haut sehr ähnlich an. Es sind nur sehr einfache Gespräche möglich, z.B. wie geht es dir, wie heißt du? Was mich aber erstaunte, sie kann ihren Kopf sehr natürlich bewegen und ihre Lippenbewegungen sind synchronisiert, was das Gefühl vermittelt, mit einer echten Person zu sprechen.

Man zeigte mir auch, wie Persönlichkeit und Aussehen mit der Harmony Personal Companion Application gesteuert und angepasst werden können. So lässt sich mit verschiedenen Persönlichkeiten spielen, bevor eine Bestellung aufgegeben wird. Ich habe auch mit Matt McMullen, dem CEO von Realbotix™, gesprochen. Er sagte mir, der Zweck von Begleitrobotern wie *Harmony* bestehe nicht darin, menschliche Beziehungen zu ersetzen, sondern denjenigen eine Alternative zu bieten, die Schwierigkeiten in der sozialen Interaktion mit Menschen hätten, wobei er sich sehr wohl dessen bewusst sei, dass menschliche Beziehungen sehr chaotisch sind.

Es geht also um jene Unkontrollierbarkeit, Unvorhersehbarkeit und Überraschungen, die uns am Anderen begeistern. Und so frage ich mich, ob diese Emotionen und Erfahrungen wohl simuliert werden können.

Probleme und Herausforderungen

Die Frage der Simulation menschlicher Emotionen wurde von Kit Kuksenok und Stefania Santagati ausführlich untersucht (Kuksenok & Santagati, 2019). Sie argumentieren, wenn menschliche Intimität eine Erfahrung ist, die durch gegenseitige Offenheit und Verletzbarkeit gekennzeichnet ist, wird die gegenwärtige Technologie auch in naher Zukunft nicht in der Lage sein, dies zu simulieren. Wenn wir zudem über Interaktionen mit intelligenten Maschinen im Zeitalter des Internets der Dinge sprechen, könnten wir uns den Fragen, die den Schutz der Privatsphäre und der personenbezogenen Daten betreffen, nicht entziehen. Dies ist eine Thematik, der sich Giuseppe Lugano und Kollegen zugewandt haben (Lugano et al., 2019). Sie argumentieren anhand von Beispielen des autonomen Fahrens und sozialer Roboter, einschließlich Sexroboter, dass die europäischen Datenschutzverordnungen den Schutz personenbezogener Daten als ein grundlegendes Menschenrecht verstehen.

Was die Frage der technischen Machbarkeit der Simulation der menschlichen Intimität betrifft, lässt sich festhalten, dass es ein Mythos ist, humanoide Roboter könnten auf Basis einer „starken KI“ innerhalb der nächsten Jahre über so etwas wie soziale Intelligenz oder intimes Verhalten verfügen, denn die Komplexität menschlicher Emotionen und die Herausforderungen zum Schutz personenbezogener Daten verweisen die Realisierbarkeit in eine weite Ferne.

Bindung und Begehren – erste Erkenntnisse

Nachfolgend werden vier Studien vorgestellt, die Ergebnisse hinsichtlich der Dimensionen von Bindung und Begehren berichten, sowie Resultate einer Studie von mir.

Die beiden Studien von Sarah H. Valverde (2012) aus den USA und Mitchell Lancaster-James und Gillian R. Bentley (2018) aus Großbritannien basieren auf Befragungen in Online-Puppenforen von Sexpuppenutzern. Wenn man das Jahr 2017 als Meilenstein für die Marktverfügbarkeit der Sexroboter wie *Harmony* oder *Henry* annimmt, dann bieten diese Studien Ansichten und Erfahrungen der Puppenbesitzer vor und nach der Verfügbarkeit von mit KI und Robotik ausgestatteten Puppen.

Die *Rui-Puppe* ist eine der beliebtesten Realdolls der Abyss Creations™. Puppenbesitzer in beiden Studien verwendeten diese Art von traditionellen Puppen – super realistisch, lebensgroß, ohne KI und robotische Merkmale. Es gibt eine Reihe von Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Studien. So kam bspw. die Mehrheit der Puppenbesit-

zer aus nordamerikanischen und einige aus europäischen Ländern. Darüber hinaus war die überwiegende Mehrheit der Männer weiß, heterosexuell, erwerbstätig und im mittleren Alter. Es gibt aber auch interessante Unterschiede: Erstens, etwa ein Drittel der Puppenbesitzer in der Studie von Lancaster-James und Bentley befanden sich in einer stabilen Beziehung; während 90% der Puppenbesitzer in der Studie von Valverde Singles waren. Zweitens, wenn man die Beziehungsebene betrachtet, dann werteten in der Studie von Valverde 30% der Puppenbesitzer die Beziehung als nicht-sexuelle Gemeinschaft, während in der Studie von Lancaster-James und Bentley diese Zahl auf 57% gestiegen war. Viele der Puppenbesitzer in letzterer Studie beschrieben ihre Beziehung als emotional, liebevoll und freundschaftlich, meist gekennzeichnet durch Zärtlichkeit und Zuneigung.

Eine interessante Frage ist, warum neuere Puppenbesitzer immer noch traditionelle Puppen ohne KI und Roboterfunktionen bevorzugten, obwohl KI- und robotergestützte Puppen erhältlich waren. Ich denke, die Antwort auf diese Frage passt sehr gut zu den aktuellen Diskussionen um Bindung. Viele neuere Puppenbesitzer in der späteren Studie sprachen von Freude an der Pflege, dem Anziehen, dem Gespräch mit ihrer Puppe. Sie waren stolz darauf, sie mit einer Persönlichkeit ausgestattet zu haben – sie sehen ihre Puppe als einzigartiges Individuum an. Die Einführung von KI- und Robotikfunktionen könnte dieses schöpferische Privileg in Frage stellen. Wenn man also die Erfahrungen der Puppenbesitzer in jüngerer Zeit mit denen der früheren vergleicht, scheint es eine Zunahme der Prävalenz zur sogenannten post-menschlichen Gemeinschaft zwischen Puppen und ihren Besitzern zu geben und Vorbehalte bezüglich der zukünftigen Entwicklung der Robotik.

Die beiden Studien von Matthias Scheutz and Thomas Arnold (2016, 2017), zwei Forschern aus den USA, untersuchten die öffentliche Meinung zu Sexrobotern, insbesondere, was deren emotionale Fähigkeiten betrifft. Sie rekrutierten insgesamt 298 Teilnehmer von der Online-Plattform *Amazon Mechanical Turk* und baten sie, die 14 erwartbaren Fähigkeiten der Sexroboter zu bewerten. Diese Fähigkeiten waren speziell darauf abgestimmt, dass sie die Befriedigung des sexuellen Verlangens in Aussicht stellen sollten: *sich selbst zu bewegen, kann angeleitet werden, Befehlen gehorchen, auf Berührungen reagieren, sprechen, sich an menschliches Verhalten anpassen, neue Verhaltensweisen lernen, Sprache verstehen, Objekte erkennen, hören, sich an vergangene Interaktionen erinnern, sehen, Initiativen ergreifen, menschliche Emotionen erkennen und Gefühle haben.*

Ich habe diese Skala entsprechend der Zustimmung ausgewertet – von hoch bis niedrig: Die drei am niedrigsten bewerteten Fähigkeiten waren darauf gerichtet, Emotionen zu erkennen und Emotionen zu haben. Diese Fähigkeiten bestimmen wesentlich, was als soziale und emotionale Intelligenz gilt, sie sind auch für eine effektive Kommunikati-

on zwischen sozialen Robotern und Menschen unerlässlich (Fong et al., 2003). Die drei am höchsten bewerteten Fähigkeiten wurden speziell entwickelt, um das menschliche sexuelle Verlangen zu befriedigen: *können sich selbst bewegen, können angewiesen werden und befolgen von Befehlen.* Wenn man die eventuellen methodischen Einschränkungen dieser Studien beiseite lässt, scheinen die Ergebnisse darauf hinzudeuten, dass die allgemeinen Auffassungen, zumindest im Moment, dazu neigen, Sexroboter eher als Objekte zu betrachten, die von Menschen gesteuert werden können, und weniger als autonome Wesen, die ihre eigenen Emotionen haben und diese ausdrücken können.

Ich selbst habe 30 Personen aus dem Raum um Berlin danach befragt, wie Sexroboter am besten für Menschen eingesetzt werden könnten und was die wahrscheinlichen Folgen und Herausforderungen wären. Die emotionale Bindung an Maschinen oder die Angst vor dieser Bindung erwiesen sich als die Hauptthemen. Zum Beispiel hieß es – was auch den generellen Tenor der Aussagen ausmachte: „Vielleicht können Menschen Gefühle zu Maschinen entwickeln, aber die Maschinen können diese Gefühle nicht erwidern“, „Zwischen zwei Menschen gibt es einen Gefühlsfluss, den man erleben kann, wenn man Sex miteinander hat, dies lässt sich mit einem Roboter nicht erreichen“, „Es wird für viele Menschen eine Situation schaffen, die sie normalerweise dazu veranlassen würde, mit anderen Menschen zu interagieren, so würden sie sich mehr auf sich selbst beziehen und sich immer mehr von der Gesellschaft abschotten“.

Diese Skepsis deckte sich auch mit den Aussagen zum Gebrauch von Sexrobotern zur sexuellen Bedürfnisbefriedigung: Bspw. in der Befürchtung, dass die Verfügbarkeit von Sexrobotern einsame Menschen, denen es an sozialer Kommunikationsfähigkeit mangelt und die schwer Sexualpartner finden, daran hindert, genau diese soziale Kommunikation zu erlernen. Und für diejenigen, die in einer Beziehung leben, in der es psychische, soziale und sexuelle Probleme gibt, wo eine Trennung aber dennoch nicht in Frage kommt, könnte ein Sexroboter die Lösung der Beziehungsproblematik verzögern, indem er die Kommunikation darüber verhindert. Bedenken gab es auch hinsichtlich derjenigen, die beabsichtigen könnten, rechtlich und sozial unangemessene sexuelle Praktiken auszuüben, zum Beispiel mit Kindern, oder die ihre gewalttätigen sexuellen Fantasien ausleben möchten; sie könnten durch Sexroboter in ihrem Verhalten bestärkt werden. Für behinderte Menschen, insbesondere bei geistiger Behinderung sind Sexroboter nochmals ein komplexeres Thema, denn ihr Gebrauch birgt das Risiko einer Täuschung über eine vermeintliche Zustimmung.

Meine Interviewdaten erlauben auch Auskünfte dazu, wie über Reproduktion gedacht wird. Zum Beispiel wurde erwogen, dass „Roboter nicht schwanger werden können und keine Schwangerschaft verursachen können“. Insofern könnten „Menschen den Sex mehr genießen, weil sie sich

keine Sorgen um eine Schwangerschaft machen müssen.“ Andere Teilnehmer regten an, sich mit der „Überbevölkerung auf der Erde auseinanderzusetzen“, denn wir würden „nicht wirklich Partner brauchen, die es uns ermöglichen, uns fortzupflanzen“. Insofern könnten „Roboter diese Lösung bringen“. Dies deckt sich mit einer Publikation, in der eine Gesellschaft antizipiert wird, in der die Bindungs- und Begehrensdimensionen der Sexualität von der Reproduktionsdimension getrennt ist, etwa indem „Orgasmen auf Abruf dank der im Gehirn implantierten Chips“ ausgelöst werden (Brenot & Coryn, 2016).

Affektives Begehren – erste Ergebnisse

Nachfolgend geht es um den Nachweis physiologischer und emotionaler Reaktionen, die aus dem Zusammenhang von Affekt und Begehren resultieren.

Jamy Jue Li und Kollegen führten mit einem kleinen humanoiden Roboter ein Berührungsexperiment durch (Li et al, 2017), indem sie die Teilnehmer baten, verschiedene Körperteile des Roboters zu berühren. Einige Körperteile gelten als sozial unverfänglich, zum Beispiel Hände und Arme, andere weniger, zum Beispiel der Gesäßbereich, Oberschenkel und die Geschlechtsorgane. Wenn die Teilnehmer die verschiedenen Körperteile berührten, wurde ihr Hautleitwert als Indikator für die physiologische Erregung gemessen. Dieser war höher, wenn die Teilnehmer sozial verfänglichere Körperteile (z.B. Geschlechtsorgane) berührten, was schließen lässt, dass Menschen physiologisch erregt werden, wenn sie intimere Teile auch eines kleinen humanoiden Roboters berühren.

Ich habe diese Studie mit einem größeren humanoiden Roboter namens Pepper und 21 Teilnehmern fortgesetzt.¹ Dabei war Pepper aufgefordert, die Teilnehmer seinerseits auch zu berühren, wobei keine signifikanten Unterschiede im Hautleitwert der Teilnehmer zwischen den verschiedenen Berührungspunkten festzustellen waren.

Forscher der Universität Duisburg-Essen führten ein affektives Priming-Experiment² mit heterosexuellen Männern (Durchschnittsalter 25 Jahre) durch, indem sie ihnen Bilder von Frauen und von sexualisierten weiblichen Robotern vorlegten (Szcuka & Krämer, 2017). Die Teilneh-

mer wurden dahingehend befragt, „wer Ihrer Meinung nach attraktiver“ sei. Wenn sie explizit gefragt wurden (= Selbstbefragung), gaben sie an, dass die Frauen-Bilder attraktiver seien. In einem affektiven Priming-Text, bei dem sie gebeten wurden, einige emotionale Wörter (z.B. warm, kalt) zu assoziieren, war die Reaktionszeit jedoch nicht anders. Dies deutet darauf hin, dass das Attraktivitäts-Konzept gleichermaßen mit Bildern von Frauen wie von sexualisierten weiblich aussehenden Robotern verbunden ist. Erklärt wurde dieses Resultat dadurch, dass die Bilder tief verwurzelte evolutionäre Reaktionen aktivierten.

Dieselben Forscher führten auch ein Gedankenexperiment mit ähnlichen Fotos von Frauen und von weiblich aussehenden sexualisierten Robotern durch (Szcuka & Krämer, 2018). Die Teilnehmerinnen waren heterosexuelle Frauen, im Durchschnitt etwa 25 Jahre alt. Sie wurden gebeten, sich vorzustellen, dass ihre Partner entweder mit den abgebildeten Frauen oder mit den Robotern Geschlechtsverkehr hätten. Dann wurde ihr eifersüchtiges Unbehagen gemessen. Die Ergebnisse waren faszinierend: Hinsichtlich der Vorstellung, die Partner hätten Geschlechtsverkehr, erzeugten die weiblichen Konkurrenten ein hohes Maß an Unbehagen; aber die Vorstellung, ihr Partner verbringe Zeit mit der Roboter-Konkurrentin und entwickle emotionale Bindungen, erzeugte ein höheres Unbehagen. Wurde das Unbehagen aber durch ein allgemeines Gefühl der Unzulänglichkeit verursacht, gab es keinen Unterschied. Die Autoren erklärten die Unterschiede dadurch, dass sie weniger mit persönlichkeitsbezogenen individuellen Unterschieden wie dem Selbstwertgefühl zu tun hätten, sondern als mit technologiebezogenen Variablen wie der Einstellung zu Robotern und der Offenheit für technische Innovationen. Transdisziplinäre Studien sind dringend nötig um diese Phänomene besser zu verstehen.

Literatur

- Brenot, P., Coryn, L., 2016. *The Story of Sex: From Apes to Robots*. Particular books, Penguin, London.
- Fong, T., Nourbakhsh, I., Dautenhahn, K., 2003. A Survey of Socially Interactive Robots. *Robots and Autonomous Systems* 42 (3–4), 143–166.
- Foundation for Responsible Robotics, 2017. *Our Sexual Future with Robots: A Foundation for Responsible Robotics Consultation Report*. <https://responsiblerobotics.org/2017/07/05/fr-report-our-sexual-future-with-robots/>
- Kuksenok, K., Santagati, S., 2019. Readable as Intimate: Toward a Conceptual Framework for Empirical Interrogation of Software Implementations of Intimacy. In: Zhou, Y., Fischer, M. (Eds.), *AI Love You*. Springer, Cham. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-030-19734-6_5
- Langcaster-James, M., Bentley, G.R., 2018. Beyond the Sex Doll: Post-Human Companionship and the Rise of the ‘Allodoll’. *Robotics* 7, 62. DOI: [10.3390/robotics7040062](https://doi.org/10.3390/robotics7040062)

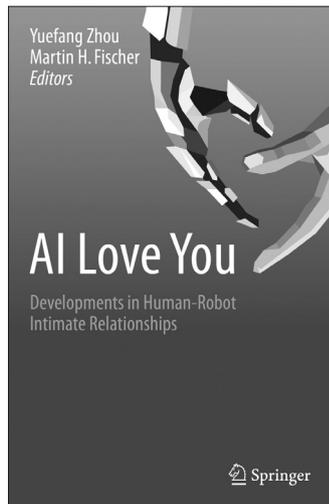
¹ Die Ergebnisse werden momentan zur Veröffentlichung aufbereitet, dazu beantrage ich eine Finanzierung für weitere Forschungen.

² Priming bzw. Bahnung bezeichnet die Beeinflussung der Verarbeitung (Kognition) eines Reizes, wobei zumeist durch vorangegangene Reize implizite Gedächtnisinhalte aktiviert werden. Die Verknüpfung des Reizes mit speziellen Assoziationen im Gedächtnis, aufgrund von Vorerfahrungen geschieht häufig und zum allergrößten Teil unbewusst.

- Li, J.J., Ju, W., Reeves, B., 2017. Touching a Mechanical Body: Tactile Contact with Intimate Parts of a Humanoid Robot is Physically Arousing. *Journal of Human-Robot Interaction* 6 (3), 118–130. DOI: 10.5898/JHRI.6.3.Li
- Lugano, G., Hudák, M., Ivančo, M., Loveček, T., 2019. From the Mind to the Cloud: Personal Data in the Age of the Internet of Things. In: Zhou, Y., Fischer, M. (Eds.), *AI Love You*. Springer, Cham. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-030-19734-6_6
- McArthur, N., Twist, M.L.C., 2017. The rise of digisexuality: therapeutic challenges and possibilities. *Sexual and Relationship Therapy* 32 (3–4), 334–344. <https://doi.org/10.1080/14681994.2017.1397950>
- Realbotix, 2019. Harmony and Henry sex robots. <https://realbotix.com/>
- Scheutz, M., Arnold, T., 2016. Are We Ready for Sex Robots? Human-Robot Interaction (HRI). Proceedings of the 11th ACM/IEEE International Conference on Human-Robot Interaction (HRI). Christchurch, 351–358. <https://hri-lab.tufts.edu/publications/scheutzarnold16hri.pdf>
- Scheutz, M., Arnold, T., 2017. Intimacy, Bonding and Sex Robots: Examining Empirical Results and Exploring Ethical Ramifications. <https://hri-lab.tufts.edu/publications/scheutz2017intimacy.pdf>
- Szczuka, J., Krämer, N., 2017. Not Only the Lonely – How Men Explicitly and Implicitly Evaluate the Attractiveness of Sex Robots in Comparison to the Attractiveness of Women, and Personal Characteristics Influencing this Evaluation. *Multimodal Technologies and Interaction* 1 (1), 3.
- Szczuka, J., Krämer, N., 2018. Jealousy 4.0? An Empirical Study on Jealousy-related Discomfort of Women Evoked by other Women and Gynoid Robots. *Paladyn, Journal of Behavioral Robotics* 9 (1), 323–336. <https://doi.org/10.1515/pjbr-2018-0023>
- Valverde, S.H., 2012. The modern sex doll-owner: A descriptive analysis. Cal Poly State University, San Luis Obispo, CA. <http://digitalcommons.calpoly.edu/theses/849>
- Zhou, Y., Fischer, M.H. (Eds.), 2019. *AI Love You: Developments on Human-Robot Intimate Relationships*. Springer, Cham. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-030-19734-6>
- Wikipedia, 2019. Sex robots. https://en.wikipedia.org/wiki/Sex_robot

Autorin

Dr. Yuefang Zhou, Departement Psychologie, Universität Potsdam, Karl-Liebknecht-Strasse 24-25, Haus 14, 14476 Potsdam, OT Golm, e-mail: yuezhou@uni-potsdam.de



Yuefang Zhou, Martin H. Fischer (Hg.)

AI Love You: Developments in Human-Robot Intimate Relationships
Springer 2019

189 Seiten, geb., 107,76 \$

Mit einem interdisziplinären Ansatz untersucht dieses Buch die aufkommenden Themen und schnellen technologischen Entwicklungen der Robotik und künstlichen Intelligenz unter Berücksichtigung der sich entwickelnden Rolle von Sexrobotern und wie sie am besten auf die Bedürfnisse des Menschen zugeschnitten sein sollten. Ein internationales Autorengremium bietet aktuelle, evidenzbasierte empirische Untersuchungen zu potenziellen sexuellen Anwendungen künstlicher Intelligenz. In den ersten Kapiteln werden die Einwände gegen sexuelle Aktivitäten mit Robotern erörtert und gleichzeitig Gegenargumente geliefert. In den folgenden Kapiteln werden die Auswirkungen von Robotersex sowie die Sicherheits- und Datenschutzprobleme im Zusammenhang mit sexuellen Interaktionen mit künstlicher Intelligenz erläutert. Das Buch schließt mit einem Kapitel, das die Bedeutung eines wissenschaftlichen, multidisziplinären Ansatzes zur Erforschung der Mensch-Roboter-Sexualität hervorhebt.

Zu den in diesem Buch vorgestellten Themen gehören:

Das Modell der sexuellen Interaktionsillusion.

Das von Realbotix™ entwickelte persönliche Begleitsystem Harmony.

Eine Darstellung der Herausforderungen der Kontrolle und des Schutzes personenbezogener Daten beim Umgang mit künstlicher Intelligenz.

Die aktuellen und zukünftigen technologischen Möglichkeiten der Projektion dreidimensionaler Hologramme.

Experten-Diskussionsnotizen aus einem internationalen Workshop zum Thema.

AI Love You ist für akademische Forscher aus den Bereichen Psychologie, Robotik, Ethik, Medizin, Soziologie, Gender Studies sowie für Kliniker, politische Entscheidungsträger und Unternehmen von Interesse.



Michel Carrouges

Die Junggesellenmaschinen

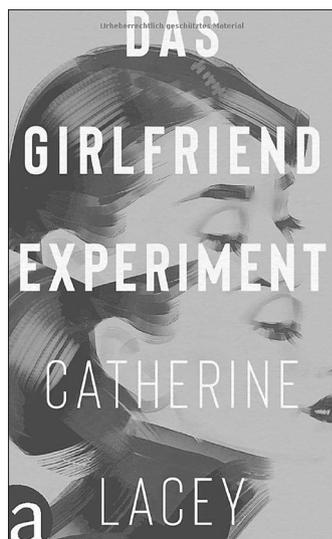
Übersetzt aus dem Französischen und mit einem Nachwort von Maximilian Gilleßen

zero sharp 2019

272 Seiten, kart., 28 €

Wenige Wortschöpfungen der historischen Avantgarde haben einen so langanhaltenden Einfluss auf die Phantasie von Künstlern, Kuratoren und Philosophen ausgeübt wie der Begriff der Junggesellenmaschine. Geprägt wurde er erstmals von Marcel Duchamp für die untere Hälfte seines frühen Hauptwerks *Die Braut von ihren Junggesellen entblößt, sogar*.

Ausgehend vom „Großen Glas“ entwirft Carrouges eine Genealogie literarischer Imagination im Zeichen der Maschine, die von Poe und Villiers de l'Isle-Adam über Jules Verne und Lautréamont bis hin zu Jarry, Roussel und Kafka reicht. Ihre enigmatischen, sich dem Gebot der Nützlichkeit entziehenden, oftmals dysfunktionalen Apparate und Mechanismen deutet er als erotisch aufgeladene Symbole für die Selbstbezüglichkeit des Begehrens und die Verweigerung der Fortpflanzung. Indem sie Eros- und Todestrieb in sich vereinen, zeugen die Junggesellenmaschinen vom Phantasma einer prometheischen Subjektivität, die sich von jeder Transzendenz befreit glaubt.



Catherine Lacey

Das Girlfriend-Experiment

Aus dem amerik. Engl. von Bettina Abarbanell

Aufbau Verlag 2019

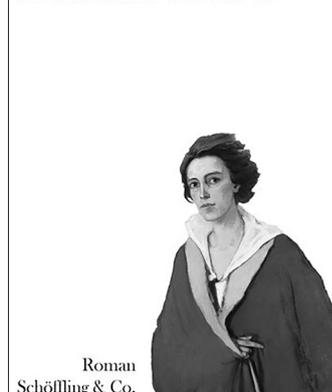
320 Seiten, geb., 22 €

In hypnotischen Sätzen zieht uns Catherine Laceys Roman hinein in das Girlfriend-Experiment, ins Leben gerufen von Kurt Sky, einem so berühmten wie exzentrischen Schauspieler. Die Geschichte um Kurt und die als „emotionale Freundin“ angestellte Mary Parson zeigt uns eine artifizielle, doch allzu reale Welt und hinterfragt spielerisch die Konventionen, die unsere intimsten Momente bestimmen. Laceys Antworten auf diese Fragen sind höchst beunruhigend.

„Catherine Lacey spielt in diesem Roman äußerst klug mit den Aporien des zeitgenössischen Liebesmarktes: Basierend auf dem Ideal der romantischen Liebe verausgaben sich Frauen in emotionaler Arbeit. Sie bleibt unentlohnt, wie Hausarbeit. Im Gegensatz zu Letzterer kann man die emotionale Arbeit aber gemeinhin nicht out-sourcen. Hier im Roman aber schon.“

Marlen Hobrack, taz

Michael Roes
Herida Duro



Michael Roes

Herida Duro

Schöfling & Co. Verlag 2019

584 Seiten, geb., 28 €

Herida Duro ist das einzige Kind von Zef Duro. Weil ein männlicher Erbe fehlt, wird sie Marijan gerufen und wächst in Männerkleidung wie ein Junge auf. Doch unter den Männern bleibt sie Beobachterin. Die Umbrüche im 20. Jahrhundert verändern das Leben in Albanien. Vom ländlichen Lazarú, wo die Partisanen kämpfen, führt Heridas Weg in die Hauptstadt Tirana, dort muss sie mit ihrem Freund Gjon harte Arbeit verrichten. Während Gjon ein Flüchtlingsschiff besteigt, um Elend und Zensur zu entgehen, macht Herida Karriere im neugegründeten »Kinostudio«, der nationalen albanischen Filmproduktion, die ganz im Dienst des Machthabers Enver Hoxha steht. Ihr eigenes Werk kann sie frei erst in Italien verwirklichen, wohin sie ins Exil geht. In Rom freundet sie sich mit dem umstrittenen Regisseur Paolo Piermonte an und findet dort auch den provozierenden Stoff für ihren ersten unabhängigen Film.

Sexualisierte Objektbeziehungen – ein Ausblick*

Nikolaus Lehner

Sexualized Object Relationships – an Outlook

Abstract

The text treats the heterosexual use of sexbots/sex dolls with female attributes as a cultural-technological development and draws conclusions about the relations between the sexes, the commercialization of sexuality and the importance of alterity and relationship. A reading is suggested that is based on the concept of perversion, and it clarifies which needs are served by the current technological development and which remain unfulfilled.

Keywords: Sex dolls, Perversion, Sexualization of objects, Gender relations, Othering

Zusammenfassung

Der Text behandelt den heterosexuellen Gebrauch von Sexbots/Sexpuppen mit weiblichen Attributen als eine kulturell-technologische Entwicklung, die Rückschlüsse auf das Verhältnis der Geschlechter, die Kommerzialisierung der Sexualität und die Bedeutung von Alterität und Beziehung erlaubt. Vorgeschlagen wird eine Lesart, die sich an den Begriff der Perversion anlehnt und verdeutlicht, welche Bedürfnisstrukturen mit den gegenwärtigen technologischen Entwicklungen bedient und gleichzeitig verfehlt werden.

Schlüsselwörter: Sexpuppen, Perversion, Sexualisierung von Objekten, Geschlechterverhältnis, Othering

In dem von Ovid überlieferten antiken Mythos fertigt der von den sexuell zügellosen Propoetiden abgestoßene Künstler Pygmalion eine weibliche Figur aus Elfenbein. Er verliebt sich in ihre makellose Schönheit, legt „prüfend die Hände an das Geschöpf, ob es Fleisch und Blut sei oder Elfenbein, und will immer noch nicht wahrhaben, daß es nur Elfenbein ist“ (Ovid, 2010, 599). Nicht ohne vorher Aphrodite um die Hand seiner Schöpfung zu bitten, legt er sich zu ihr, küsst sie, berührt ihre Brust und bemerkt, wie die knöcherne Oberfläche weich wird, den Fingern nachgibt, geschmeidig wie „Wachs [...] an der Sonne“ (ebd., 601).

* Redaktionelle Bearbeitung und Übersetzung der Zitate aus dem Englischen Rainer Alisch.

Bedienen Sexroboter und High-Tech-Puppen, die Namen wie *Roxxy*, *RealDoll* oder *Harmony* tragen, lediglich eine Pygmalion-Fantasie, oder zeichnet sich mit ihnen ein tiefgreifender Wandel ab, der nicht nur die menschliche Sexualität neu bestimmt, sondern auch was es bedeutet, menschlich zu sein? Noch sind Sexbots subkulturelle Nischenphänomene, noch handelt es sich bei ihnen um ein extremes Phänomen, doch wie sich mit Walter Benjamin sagen lässt, gerade „vom Extremen geht der Begriff aus“ (Benjamin, 1991, 215).

Lassen sich diese Androiden also ähnlich zum Sprechen bringen wie Artefakte der Vergangenheit: Als Zeugnisse einer gesellschaftlichen Verfasstheit, in der das gespiegelte Zeitgenössische das Zukünftige vorwegnimmt?

I

Etwa zeitgleich mit einer ersten Welle pornographischer Publikationen entstanden simple, in Taschenuhren eingebaute erotische Szenen. Vermutlich dienten sie v.a. der Belustigung ihrer Besitzer,¹ sodass vor dem 19. Jh. sexualisierte weibliche Puppen – von Ausnahmen wie etwa bei Matrosen abgesehen – kein Gegenstand männlicher Fantasie waren. Auch in der Literatur spielten sexualisierte Androiden, Marionetten oder Puppen bis dahin keine Rolle.² Dies mag u.a. darin begründet liegen, dass männliche Sexualität, seit dem antiken Paradigma von „dominus“ und „dominatio“ (Quignard, 2015, 23), neben Sklaven und Dingen auch über den weiblichen Körper verfügen konnte – eine patriarchale Kultur und Sozialität, die dies absichert, existiert bekanntlich in vielen Staaten bis in unsere Gegenwart hinein. Wenig verwunderlich also, dass Frauen im libertinen Milieu des späten 18. Jh. als „Lustbefriedigungsmaschinen“ (de Laclós, 1967, 318; vgl. Deneys, 1991, 56) imaginiert wurden; das Fantasma eines mechanischen Sexsklaven mit weiblichen Attributen – nichts ist schließlich so permissiv wie ein technisches Objekt – entstand jedoch erst, als sich Frauen gegen die männliche Dominanz zur Wehr setzten und – zumindest in Europa und in den nordamerikanischen Staaten – nicht ohne Weiteres mehr wie Dinge behandelt werden

¹ Im späten 18. Jh. baute der Genuese Antoine Favre-Salomon einen weiblichen, Briefe schreibenden Automaten, ansonsten gab es weiblich gestaltete, mit Cembalo und Hackbrett musizierende Androiden, Ausdruck bürgerlicher Sentimentalität (vgl. Voskuhl, 2013, 226).

² Abgesehen von einer Reihe romantischer Variationen des Pygmalion-Mythos; eine erste Erneuerung wendete ihn ins Komische: Pygmalion als „verliebter Narr“ (vgl. Frenzel, 1980, 618f).

können, Sexualität zunehmend der Kommodifizierung und somit vertraglicher Regelung unterliegt (vgl. Bierhoff, 2017; Illouz, 2011, 292).

Studien zu Androiden beschränken sich v.a. darauf festzustellen, dass deren Feminisierung mit einer symbolischen Umbesetzung zusammenfiel, dass sie vom Symbol des Aufklärungsoptimismus zu einem der technologischen Bedrohung wurden. Damit wandelte sich auch ihr Erscheinungsbild: Zu Beginn des 20. Jh. nahmen sie sexualisierte Züge des Weiblichen an – von *Metropolis* über *Blade Runner* bis zu *Her*, *Westworld* und *Ex Machina* (vgl. Huyssen, 1981/1982, 225). Es liegt nahe, die Feminisierung einem hegemonial-männlichen *Othering*³ zu unterstellen und die Erotisierung als Angstabwehr zu lesen. Doch möglicherweise greift dies zu kurz, gestaltet sich die Verbindung von ‚Maschinenliebe‘, Sexualität und Angst ungleich vielschichtiger, verweist die Sexualisierung nicht so sehr auf eine ausgeweitete männliche Kontrolle, sondern eher auf einen von feministischen Bewegungen verstärkten Kontrollverlust.

II

Die Sexualisierung von Objekten wie Statuen, Puppen, Automaten oder Robotern ermöglicht, das Sexuelle von personell realisierten romantischen Liebesvorstellungen abzutrennen. Dies könnte weitreichenden, in die sexuellen Fantasien einer heteronormativen Gesellschaft hineinreichenden⁴ sozial-ökonomischen Veränderungen geschuldet sein, aber auch dem Versprechen einer umfassenden Befreiung, nicht zuletzt von den Zumutungen eines realen ‚Anderen‘: Frauen könnten im Sexbot ein ‚Befreit-Sein‘ vom männlichen Begehren sehen⁵, brachte die sexuelle Freiheit ja auch einen ‚zwanglosen Zwang‘ zum Sex, wie es Silvia Federici bereits in den 1970er Jahren drastisch skizzierte:

„[D]ie Jahre, in denen wir sexuell aktiv sein dürfen, sind die Jahre, in denen wir am meisten mit Arbeit belastet sind, wenn das Genießen unserer sexuellen Begegnungen zu einer Leistung [...], Sex zur Arbeit wird.“ Sexuelle Freiheit helfe nicht, sie habe die Arbeit lediglich intensiviert: „In der Vergangenheit wurde

nur erwartet, dass wir Kinder großziehen. Jetzt wird von uns erwartet, dass wir einen bezahlten Job haben, das Haus putzen, Kinder haben und nach einem doppelten Arbeitstag ins Bett hüpfen und sexuell verlockend sind. Für Frauen ist das Recht auf Sex die Pflicht, Sex zu haben und ihn zu genießen [...], weshalb in den letzten Jahren so viele Untersuchungen durchgeführt wurden, welche Körperteile – ob die Vagina oder die Klitoris – sexuell am produktivsten sind.“ (Federici, 2012, 25)

Lässt man Federicis Formel vom *Sex als Arbeit* gelten, erstaunt es kaum, dass Sex an Roboter ausgelagert wird, denn in deren ‚Natur‘ ist ja angelegt, das sie tun, was sie tun sollen, nämlich arbeiten – *roboten*. Darüber hinaus impliziert dieses Phantasma, dass sich männliches Begehren gleichfalls von intimen menschlichen Beziehungen befreien könnte. Dies nicht nur, weil Sex und Sexualität „nicht notwendig an die Vitalität gebunden“ sind, die sich „im intimen Austausch ansammelt“ – Sex und Sexualität sich als ein davon abtrennbares affektives Vermögen erweisen, das in „Freiheit, Selbstverwirklichung, Ermächtigung sowie Kreativität“ realisiert werden soll (Illouz, 2018, 46f) –, sondern weil sich männliches Begehren nie nur auf *die* Frau als natürliches Geschlechtswesen richtet, sondern auch auf *die* gesellschaftlich etablierten Zeichen von Weiblichkeit. In diesem Sinne fungieren Sexbots auch als sozial determinierte Körper, die davon künden, wie eine begehrenswerte Frau aussehen soll (vgl. JOYclub, 2019).

Doch welche Schwelle des Begehrens wird – jenseits von Freiheits- und Befreiungsversprechen – damit überschritten? Über neuzeitliche Fälle von Pygmalion-Fantasien – die wohl unter Ersatzhandlungen zu subsumieren wären – berichtet Krafft-Ebing in *Psychopathia sexualis*: So etwa von einem Gärtner, der sich „in die Statue der Venus von Milo verliebt hatte“ und bei „Coitusversuchen“ (1892, 395) ertappt wurde. Ein homosexueller Jugendlicher vertraute Krafft-Ebing wiederum seine zärtlichen Annäherungen an männliche Statuen an: „Ein Haupttärgerniss waren mir die Feigenblätter auf deren Genitalien.“ (Ebd., 260)

Wie verhält es sich aber bei den inzwischen wohl gar nicht so seltenen Fällen, „when your loved one is made of silicone?“⁶ Worauf verweist die Sexualisierung einer Silikon-Puppe? Schon auf die Entkopplung der Sexualität vom *humanum*?

³ Als »Othering« (Ver-Änderung) wird ein Prozess bezeichnet, in dem die Unterschiede zwischen Eigenem und Anderem hervorgehoben werden. Das Ziel ist es dabei, den Anderen fremd zu machen (vgl. Spivak, 1985).

⁴ Einige Soziolog_innen konstatieren etwa eine „Feminisierung der Sexualität“, die dazu geführt habe, „dass sukzessive alle sexuellen Praktiken, die ehemals den Männern als lustbringend zugeschrieben wurden, als minderwertig und inzwischen auch sinnentleert gedeutet werden“ (Osswald-Rinner, 2011, 251).

⁵ Dies wäre in Korrelation zum Aufstieg einer weiblich dominierten Sex-Tech-Industrie zu denken (vgl. Basu, 2020).

⁶ Dream girl. What are intimacy and companionship when your loved one is made of silicone? <https://aeon.co/videos/what-are-intimacy-and-companionship-when-your-loved-one-is-made-of-silicone>

III

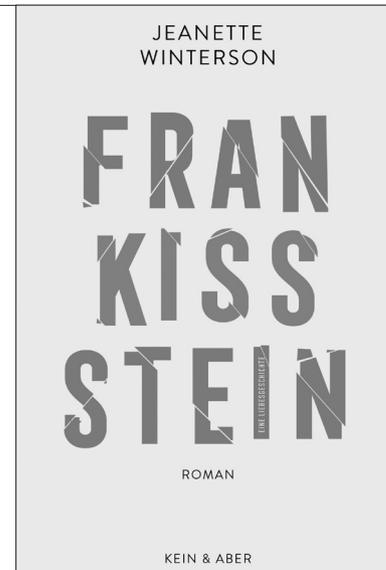
In *The Age of Perversion. Desire and Technology in Psychoanalysis and Culture* (2017) rehabilitieren Danielle Knafo und Rocco Lo Bosco den Begriff der *Perversion*. Traditionell auf sexuelles Verhalten beschränkt, das aus einer persönlichen Geschichte oder aus einem existenziellen Trauma resultiert und in den 1980er Jahren aus dem DSM verbannt und durch den Begriff der *Paraphilie* ersetzt,⁷ halten Knafo und Rocco ihn für ein geeignetes hermeneutisches Instrumentarium, um die mit der technologischen Entwicklung verbundenen Phänomene zu beschreiben: Einmal, um die nicht nur auf die individuelle Biographie bezogenen, sondern auch aus der gesellschaftlichen Bedingtheit hervorgehenden „kontroversen, atypischen, antinormativen und besonders bizarren, gefährlichen, zerstörerischen und scheinbar unerklärliche Verhaltensweisen sowie die ihnen möglicherweise zugrunde liegenden psychologischen Strukturen“ (Knafo & Rocco, 2017, 5) zu beleuchten. Zum anderen, um das im perversen Akt innewohnende transzendierende Moment zu erfassen, das „die Ordnung durcheinander bringt, Normen verdrängt, Grenzen verletzt, auf Traumata reagiert und Skripte generiert, um zu überleben“ (ebd., 19).

Dieser Ansatz macht den Begriff anschlussfähig an Überlegungen wie sie Volkmar Sigusch 2005 in seinen *Neosexualitäten* entwickelt hat. Seine Verteidigung der Einzigartigkeit und Intensität, die aus der Perversion gezogen wird, resultiert nicht nur – wie er mit Freud hervorhebt – daraus, dass der Sexualtrieb „erstaunliche Leistungen vollführt“ (2005, 78), sondern auch daraus, dass die „Perversion“ – wie er es in einer Überschrift formuliert – als „Positiv der Normalität“ (ebd., 82) fungiert, sie der Zeit den Spiegel vorhält.

In diesem Sinne lassen sich auch drei von Knafo und Rocco angeführten klinischen Fälle lesen: „Jack“, ein Mann, der seit zwei Jahren mit einer Sex-Puppe eine Beziehung führt, ein weiterer Mann, der mit drei Puppen zusammenlebt, mit einer von ihnen verheiratet ist und sich als „techno-sexuell“ (Knafo & Rocco, 2017, 26) bezeichnet; und eine Frau, die mit Baby-Puppen lebt und diese pflegt.

Die *Puppe* kann unter verschiedenen Aspekten als Beispiel für Beziehungen in einer hightech-getriebenen Gesellschaft gelten. Obwohl sie (noch) ein nahezu lebloses Objekt ist, können sich Menschen leicht mit ihr ‚verbinden‘, was wiederum den Grad ihrer Isolation verdeutlicht, sowie das dringende Bedürfnis nach einer Beziehung und die kreative Art und Weise, wie mit dieser relationalen Sehnsucht umgegangen werden kann.

⁷ Robert Stoller bezeichnete den neuen Begriff als „nasse Nudel“, ein Begriff, der kastriert, entkernt, nichtssagend sei (Stoller, 1985, 6). Vgl. in diesem Heft Seite 164f.



Jeanette Winterson

Frankissstein. Eine Liebesgeschichte

Aus dem Englischen von Brigitte Walitzek, Michaela Grabinger

Kein & Aber 2019

400 S., geb., 24 €

Im richtigen oder falschen Körper?

1816 schreibt Mary Shelley *Frankenstein* in den Schweizer Bergen. Zweihundert Jahre später, im heutigen Großbritannien, begegnen wir dem transgener Arzt Ry Shelley, der sich in Victor Stein, einen renommierten wie unergründlichen Experten für künstliche Intelligenz verliebt. Klug und mit unvergleichlichem Witz verbindet Winterson diese beiden Erzählstränge zu einer höchst originellen Geschichte, in der die Grenzen zwischen Fiktion und Wirklichkeit, zwischen menschlicher und künstlicher Intelligenz und zwischen biologischer und sexueller Identität verschwinden – eine Geschichte über die Liebe und das Menschsein selbst.

„Die Medizin erweist sich schneller darin, Lammföten in künstlichen Uteri heranwachsen oder Quantencomputer die Grundlage für künstliche Intelligenz legen zu lassen, als ihre Folgen für unser Menschensein zu durchdenken. Diese Lücke füllt die Literatur. Von jeher fabuliert sie, wo andere nur angestrengt nachdenken, beschreibt sie, was anderswo nur geahnt werden kann. [...] ‚Frankissstein‘ ist ein faszinierender Text über Liebe, Leiber und die Frage, inwiefern die eine an die anderen gekoppelt ist.“

Marlen Hobrack, taz

„[Jeanette Winterson stellt] die bange, existenziellen Fragen, die sich in Zeiten von KI und Spätkapitalismus immer noch stellen: Was ist der Körper? Sind wir Menschen an ihn gefesselt? Macht uns der technische Fortschritt unabhängig, abhängig oder überflüssig? Wie werden wir mit unseren Erfindungen zusammenleben?“

Süddeutsche Zeitung

Knafo beschreibt dies am Fall von Jack – um den es nachfolgend v.a. geht –, indem sie über dessen Geschichte hinaus, auch ihren eigenen Erkenntnisprozess reflektiert: Jack, ein Versicherungsmitarbeiter, der zweimal verheiratet und geschieden war, keine Kinder hat, kaum Kontakt zu seiner Familie pflegt, zutiefst entmutigt durch seine Beziehungen zu Frauen, entschied sich dafür, mit einer RealDoll zu leben. Die Therapie hatte er begonnen, weil Maya, seine ‚perfekte Frau‘, ihn ironischer Weise dazu brachte, „sich falsch und mangelhaft zu fühlen“ (ebd., 77). Für Knafo schien sein Verhalten unter die Kategorie der Perversion zu fallen – Verzicht auf einen menschlichen Partner, stattdessen eine „Selbst-zu-Objekt-Beziehung“ (ebd., 68), leicht als Akt der Entmenschlichung zu verstehen. Unzulänglich erscheint dieser Ansatz letztlich, weil er sich weder mit dem Variantenreichtum des Beziehungslebens der Puppenliebhaber deckt (vgl. 65ff), noch mit Knafos eigener Feststellung, Jack habe ihr geholfen, in der Puppe „viel mehr als eine Puppe zu sehen“ (81).

Was ist die Puppe aber dann? Vielleicht gleicht sie ja dem Teddybär, der für das Kind die „imaginäre Brücke zwischen Realität und Fantasie“ (80) schlägt, v.a. dann, wenn die These gelten soll, dass dieses Streben nach Transzendenz, danach Grenzen zu durchbrechen per se in der technologischen Entwicklung angelegt ist (vgl. 99, 19, 23ff, 38ff).

So symbolisiert die Puppe, der Sexbot eine menschliche Beziehung zu einem Objekt auf eine Weise, die nicht unähnlich jener der „psychosozialen Neoallianz“ zu sein scheint, die Sigusch für die „neuen Sodomiten“ ausgemacht hat, die „einsam und verlassen, ohne ihre Haustiere überhaupt keine Gefühle mehr unterbringen könnten, überhaupt keinen sinnlichen Verkehr mehr hätten“ (2005, 99), deren gesellschaftliche Dimension gegenüber den individuellen Sexualpraktiken der alten Sodomiten sich allerdings als weit umfassender erweist. Diese Dimensionalität verbindet sie – bei erwartbarem Konkurrenzverhältnis – mit den gegenwärtigen und den zukünftigen technologischen „Neoallianzen“. Der Fall von Jack, für den seine Puppe Maya letztlich ein Übergang war, kann dafür jedoch nur bedingt als prototypisch gelten, denn die (v.a. zukünftigen) Allianzen mit technologischen Objekten, bei denen die Grenze zwischen Mensch und Technik immer stärker verwischt, unbewusste emotionale Bindungen immer alltäglicher werden, zeichnen sich dadurch aus, dass die Objekte nicht mehr als „Übergangsobjekte“ gelten können, da sie nicht mehr zu verlassen sind, sodass zu erwarten steht, dass Fälle wie Jack – gleich den alten Sodomiten – „durchs Elend der normalen Liebe wegrationalisiert“ werden (ebd.).

Literatur

- Basu, T., 2020. Sex tech is slowly making a comeback at CES. About time. The world's biggest tech show still has a long way to go in accepting that sex – and women – exist. <https://www.technologyreview.com/s/615023/sex-tech-at-ces-comeback-ose/>
- Benjamin, W., 1991. Ursprung des deutschen Trauerspiels. In: Benjamin, W., GS Bd. I, Suhrkamp, Frankfurt/M. EA 1925.
- Bierhoff, B., 2017. Liebe im Konsumkapitalismus, Springer VS, Wiesbaden.
- Deneys, A., 1991. The Political Economy of the Body in the Liaisons dangereuses of Choderlos de Laclos. In: Hunt, L. (Hg.), *Eroticism and the Body Politic*. Johns Hopkins University Press, Baltimore/London, 41–62.
- Federici, S., 2012. Why Sexuality is Work. In: Dies., *Revolution at Point Zero. Housework, Reproduction, and Feminist Struggle*. PM Press, New York. EA 1975.
- Huyssen, A., 1981/1982. The Vamp and the Machine: Technology and Sexuality in Fritz Lang's Metropolis. *New German Critique* 24/25, 221–237.
- Illouz, E., Kaplan, D., 2018. Sexuelles Kapital in der Spätmoderne. *der blaue reiter – Journal für Philosophie*, Ausgabe 42. Verlag für Philosophie, Hannover, 42–47.
- JOYclub, 2019. Sexpuppen auf dem Vormarsch: Deutsche Männer wünschen sich Lena Meyer-Landrut als Real Doll. <https://www.presseportal.de/pm/106057/4422072>
- Knafo, D., Lo Bosco, R., 2017. *The Age of Perversion. Desire and Technology in Psychoanalysis and Culture*. Routledge, New York.
- Krafft-Ebing, R. v., 1892. *Psychopathia sexualis*. Mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung, Ferdinand Enke, Stuttgart.
- Laclos, P.-A.-F. Ch. de, 1967. *Gefährliche Liebschaften*. P.P. Kehlen Verlagsgesellschaft, Gütersloh.
- Osswald-Rinner, I., 2011. *Oversexed and underfucked, Über die gesellschaftliche Konstruktion der Lust*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Ovid, 2010. *Metamorphosen*. Philipp Reclam jun., Stuttgart.
- Quignard, P., 2015. *Sexualität und Schrecken*. diaphanes, Zürich/Berlin.
- Sigusch, V., 2005. *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Campus Verlag, Frankfurt/M.
- Spivak, G., 1996. *Subaltern Studies. Deconstructing Historiography*. In: Landry, D., MacLean, G. (Eds.), *The Spivak Reader*. Routledge, New York/London, 203–236. EA 1985.
- Stoller, R., 1985. *Observing the Erotic Imagination*. Yale University Press, New Haven, CT.
- Voskuhl, A., 2013. *Androids in the Enlightenment, Mechanics, Artisans, and Cultures of the Self*. University of Chicago Press, Chicago.

Autor

Dr. Nikolaus Lehner, Institut für Soziologie, Rooseveltplatz 2, 1090 Wien, e-mail: nikolaus.lehner@univie.ac.at

Kein-Täter-werden Screeningbögen zur diagnostischen Einschätzung von Menschen mit einer sexuellen Präferenz für Kinder

Laura F. Kuhle, Klaus M. Beier, Tillmann H.C. Krüger, Constanze Jakob

Kein-Täter-werden Screening Questionnaires for the Diagnostic Evaluation of People with a Sexual Preference for Children

Abstract

The *Kein-Täter-werden* Screeningbögen (Selbstbeurteilung, KTW-SDS-S and Fremdbeurteilung, KTW-SDS-F) are instruments for the assessment of sexual experience and behavior in people with a sexual preference for pre- and/or early pubescent children. The first – the self-assessment questionnaire – canvasses the patient's view of his recent sexual activity; the second, the external evaluation, comprises questions to be posed by the practitioner in regard to the patient's sexual behavior. Both questionnaires are based on the extensive experience of the prevention network *Kein-Täter-werden* (*Don't Offend*) and combine various facets and aspects of earlier instruments developed in the prevention program. The article first describes the evolution of the assessing devices and then discusses the latest screening questionnaires in detail.

Keywords: KTW-SDS-S/F, Screening sheet, Sexual behavior, Self-assessment, External assessment, Paedophilia, Hebephilia

Zusammenfassung

Die *Kein-Täter-werden* Screeningbögen (Selbstbeurteilung, KTW-SDS-S und Fremdbeurteilung, KTW-SDS-F) sind Instrumente zur Erfassung des sexuellen Erlebens und Verhaltens bei Personen mit einer pädo- und/oder hebephilen sexuellen Präferenz. Der erste vom Patienten auszufüllende Fragebogen gibt Aufschluss über die jüngsten sexuellen Aktivitäten des Patienten. Die zweite, die externe Bewertung, umfasst Fragen, die der Therapeut in Bezug auf das sexuelle Erleben und Verhalten des Patienten zu stellen hat. Beide Fragebögen basieren auf den umfangreichen Erfahrungen des Präventionsnetzwerks *Kein-Täter-werden* und kombinieren verschiedene Facetten und Aspekte früherer Instrumente, die im Netzwerk entwickelt wurden. Zunächst werden die bisherigen Erfassungsinstrumente beschrieben, um im Anschluss die neuen Screening-Fragebögen eingehend zu erläutern.

Schlüsselwörter: KTW-SDS-S/F, Screeningbogen, Sexualverhalten, Selbstbeurteilung, Fremdbeurteilung, Pädophilie, Hebephilie

Einleitung

Für die Diagnostik und Therapie von Menschen mit einer pädophilen und/oder hebephilen¹ sexuellen Präferenzstörung wird neben einem spezifischen multimodalen Behandlungskonzept (vgl. Beier, 2018) eine strukturierte und standardisierte Erfassung und Dokumentation des sexuellen Erlebens und Verhaltens der Patienten benötigt. In Ermangelung solcher standardisierter Instrumente und Dokumentationssysteme werden seit 2005 in mehreren Ausbaustufen Fragebögen für die Präventionsprojekte *Dunkelfeld* und *Kein-Täter-werden* am Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin der Berliner Charité-Universitätsmedizin Berlin und seit 2011 im Rahmen des Netzwerks *Kein-Täter-werden* entwickelt.

Der hier vorgestellte neueste Fragebogen *Kein-Täter-werden Screeningbogen zum derzeitigen Sexualverhalten* (KTW-SDS) in zwei Teilen, Fremd- und Selbstbeurteilung, basiert auf diversen Vorstufen, die gleichzeitig die Entwicklung des Präventionsprojekts reflektieren.

Entstehungsgeschichte der Präventionsprojekte

Präventionsprojekt Pädophilie Dunkelfeld (PPD)

Das *Präventionsprojekt Dunkelfeld* wurde 2005 am Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin der Charité initiiert und in den ersten Jahren im Rahmen eines Forschungsprojektes durch die Volkswagen-Stiftung finanziert. Gegenüber bestehenden Therapieangeboten für bereits straffällig gewordene Personen (sogenannte Hellfeldtäter) bestand das Novum dieses Präventionsangebots (und auch späterer) darin, dass sich das Angebot gezielt

¹ Nachfolgend wird die hebephile Präferenz im Begriff der Pädophilie mit abgedeckt. Der leichten Lesbarkeit halber wird bei personenbezogenen Substantiven und Pronomen die Sprachform des generischen Maskulinums verwendet, die als geschlechtsneutral zu verstehen ist.

an nicht justizbekannte, pädophile Menschen richtete. Der Kern des Angebots ist die präventive Behandlung von Personen mit pädophiler Präferenzstörung, welche eigenmotiviert und verantwortungsvoll mit ihren sexuellen Impulsen gegenüber Minderjährigen umgehen wollen. Aufgrund der Konfrontation mit Selbst- und Fremdstigmatisierung kommt es neben der Störung der sexuellen Präferenz sehr häufig zur Ausbildung von weiteren psychischen Störungen. Daher fußt das therapeutische Angebot des PPD auf zwei Säulen: Zunächst sollen die Patienten mit einer pädophilen Störung durch psycho- und sexualtherapeutische sowie ggf. medikamentöse Behandlung psychosozial stabilisiert werden. Die psychischen Sekundärschäden (z.B. Ängste, Suchterkrankungen und Depressionen) sollen durch eine fachgerechte Behandlung verhindert oder verringert werden. Ebenso sollen die Teilnehmer durch die Therapie in die Lage versetzt werden, die Verantwortung für ihr soziosexuelles Verhalten zu übernehmen und eine dauerhafte sexuelle Verhaltenskontrolle gegenüber Kindern zu etablieren. Das Programm umfasst die primäre Prävention von sowohl direktem als auch indirektem sexuellem Missbrauch von Minderjährigen, einschließlich der Nutzung von Missbrauchsabbildungen. Die Therapie potentieller Täter soll somit einen aktiven Beitrag zum Kinderschutz leisten.

Kein Täter werden

Im Jahr 2011 wurde das bestehende Präventionsangebot national ausgebaut und das Präventionsnetzwerk *Kein Täter werden* (KTW) gegründet (<https://www.kein-taeter-werden.de/>). Mittlerweile umfasst das Netzwerk deutschlandweit elf Standorte (Stand September 2019). Alle Standorte des Präventionsnetzwerkes KTW haben sich zu gemeinsamen Qualitätsstandards bezüglich der Öffentlichkeitsarbeit, der Gewährleistung der Anonymität, des diagnostischen und therapeutischen Vorgehens sowie der Qualifikation der Mitarbeiter verpflichtet (vgl. Scherner, 2015).

Begünstigt wurde dieser Ausbau durch die 2010 von den Bundesministerien Justiz, Familie und Bildung ausgegebene Empfehlung im Abschlussbericht des Runden Tisches *Sexueller Kindesmissbrauch*: „Täterbezogene Präventionsmaßnahmen sollen systematisch ausgebaut werden, um sexuelle Übergriffe überhaupt (primäre Prävention) oder Rückfälle (sekundäre und tertiäre Prävention) zu verhindern“ (Deutscher Bundestag, 2011).

Mit dem Gesetz zur Weiterentwicklung der Versorgung und der Vergütung für psychiatrische und psychosomatische Leistungen (PsychVVG) hat der Bundesgesetzgeber den § 65d neu in das *Sozialgesetzbuch V* aufgenommen. Durch diese Entwicklung werden die Standorte des Präventionsnetzwerkes seit Januar 2018 als Teil des Förderpro-

gramms für Maßnahmen zur Prävention und Behandlung pädophiler Sexualstörungen als Modellvorhaben gemäß § 65d SGB V durch den GKV-Spitzenverband finanziert. Gleichzeitig lautet der gesetzliche Auftrag, im Rahmen einer begleitenden wissenschaftlichen Evaluation, geeignete Therapieformen sowie deren Organisation und Finanzierungsmöglichkeiten zu bewerten.

Zur Evolution der *Kein-Täter-werden* Screeningbögen

Erste Instrumente zur Diagnostik und Therapie

Zu Beginn des Berliner Präventionsprojekts Dunkelfeld (PPD) wurden in den Jahren 2005 bzw. 2007 die Sexual Behavior Involving Minors Scale (SBIMS) (Neutze et al., 2011) und der Questionnaire of Sexually Explicit and Nonexplicit Images of Children and Adults (Q-SENICA) (Neutze et al., 2008) entwickelt und in den Folgejahren stetig überarbeitet und angepasst. Diese Verfahren dienen der Evaluation des neuen therapeutischen Angebotes am Berliner Institut und sollten messen, inwiefern die Behandlung ihr Ziel der Verhaltenskontrolle bei den Betroffenen erreicht, d.h. kein sexueller Missbrauch von Minderjährigen, keine Nutzung von Missbrauchsabbildungen, eine Senkung der sexuellen Befassthheit mit Minderjährigen. Beide Instrumente wurden zu Beginn zur Diagnostik und zum Ende der Therapie sowie im Follow-Up eingesetzt und dienen zunächst nur der quantitativen Veränderungsmessung der Symptomatik auf Basis dieser Messzeitpunkte.

Sexual Behavior Involving Minors Scale (SBIMS)

Die SBIMS dient der Erhebung von Problemen in der sexuellen Selbstregulation gegenüber Kindern anhand von insgesamt elf Items. Vier Items erfragen die Häufigkeit sexuellen Verhaltens auf den Ebenen sexueller Kindesmissbrauch, z.B. vor einem Minderjährigem masturbieren oder Nutzung von Missbrauchsabbildungen. Drei Items erheben die Häufigkeit eines nicht-sexualisierten Umgangs mit Kindern und mittels vier Items wird das Ausmaß der sexuellen Voreingenommenheit (Nutzung von Fantasien über (sexuellen) Kontakt mit Kindern zur Masturbation) registriert. Alle Items werden auf einer 5-stufigen Likert-Skala (1 = nie, 2 = wenige Male, 3 = monatlich, 4 = wöchentlich, 5 = täglich) beantwortet.

Questionnaire of Sexually Explicit and Nonexplicit Images of Children and Adults (Q-SENICA)

Der Q-SENICA erfasst die Nutzung von Medien (Bildmaterial, Texte, Videos etc.) zur sexuellen Erregung. In der Original-Version wird mit 70 Items die Häufigkeit des Konsums sexuell expliziter (strafrechtlich relevanter Missbrauchsabbildungen) und nicht-expliziter Bilder von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen zur Masturbation oder „zum anregenden Zeitvertreib“ erhoben. Wie bei der SBIMS besteht das Antwortformat aus einer 5-stufigen Likert-Skala. Zusätzlich werden für jede Kategorie das Bestehen und ggfs. die Größe einer Sammlung erfragt. Diese Items bilden zusammengefasst die fünf Bildkategorien der PPD-SENIC-Typologie ab, welche auf den zehn Stufen der COPINE-Skala basieren. Die genutzten Bildmaterialien von Kindern und Jugendlichen können dementsprechend in die Kategorien „Indikativ“, „Nacktheit & erotisches Posing“, „explizit erotisches Posing & sexuelle Aktivität“, „sexueller Übergriff“ und „Sadismus & Brutalität“ eingeteilt werden.

Entwicklung von Selbst- und Fremdberichtsbögen

Zum Ende der Förderung des Berliner Projektes durch die Volkswagen-Stiftung im Jahre 2011 und im Zusammenhang mit der ersten Therapieevaluation im PPD (vgl. Beier et al., 2015) wurde beschlossen, zusätzlich zu der bisherigen Erfassung des sexuellen Erlebens und (problematischen) Verhaltens, detailliertere strukturierte Selbst- und Fremdberichtsbögen im Therapieverlauf einzusetzen, um Veränderungen in der Quantität und Qualität der Symptomatik exakter und enghaschiger sowie standardisiert dokumentieren zu können. Speziell durch die Detaillierung der Häufigkeitserfassung des sexuellen Erlebens und Verhaltens sollten auch kleine Veränderungen des Patienten sichtbar und eine differenzierte Darstellung des Therapieerfolges möglich werden. Nach der praktischen Umsetzungsprüfung und Überarbeitung durch die Mitarbeiter der Charité wurde ab 2013 die erste Generation der neuen Verfahren zusätzlich zur regulären Therapiedokumentation im Gruppen- und Einzelsetting am Berliner Standort der PPD angewendet.

Grundmodell Fremdbeurteilungsbogen zum aktuellen sexuellen Verhalten

In jeder Therapiesitzung des PPD wird das sexuelle Verhalten des Teilnehmers in der vorangegangenen Woche erfasst und basierend auf den in der Sitzung gegebenen Informationen vom Therapeuten dokumentiert. Der Fragebogen prüft anhand von fünf dichotomen Items (trifft zu/trifft nicht zu), ob es im Erhebungszeitraum zur Selbstbefriedigung, Nutzung von sexuell (nicht-)expliziten Darstellungen, Online-Kontakten und/oder sexuellen Kör-

perkontakten mit vor- und/oder frühpubertären Kindern kam. Für den Therapeuten besteht auch die Möglichkeit anzugeben, ob das Rating unsicher ist, bzw. ob die entsprechende Information (nicht) erhoben werden konnte. Sexuelles Verhalten gegenüber Personen mit dem Tanner-Stadium IV-V sowie deren Alter werden nicht erfragt. Dieser Bogen dient allein der Feststellung therapeutisch relevanten Verhaltens. Die gleiche Limitierung gilt für den ursprünglichen *Selbstbeurteilungsbogen*.

Grundmodell Selbstbeurteilungsbogen zum aktuellen sexuellen Verhalten

In dem Selbstbeurteilungsbogen wird das sexuelle Verhalten des Teilnehmers in den vorangegangenen vier Wochen erhoben. Dieser Bogen wird durch den Patienten alle vier Wochen im Anschluss an die Therapiesitzung ausgefüllt. Der Selbstbeurteilungsbogen soll Patienten im Gruppensetting die Möglichkeit geben, außerhalb der möglicherweise zur Hemmung führenden Gruppensituation problematisches sexuelles Verhalten anzugeben. Der Bogen erfasst anhand von elf Items Angaben zur Häufigkeit der sexuellen Selbstbefriedigung, der Nutzung von sexuell (nicht-)expliziten Darstellungen sowie der Online-Kontakte und nicht-sexuellen Körperkontakte im Zusammenhang mit vor- und/oder frühpubertären Kindern. Alle Items werden auf einer 6-stufigen Likert-Skala (1 = nie, 2 = weniger als 1x wöchentlich, 3 = 1–3x wöchentlich, 4 = 4–6x wöchentlich, 5 = täglich, 6 = mehrmals täglich) beantwortet. Anhand zwei weiterer Items werden Körperkontakte (mit und ohne Penetration) mit vor- und/oder frühpubertären Kindern (dichotome Items ja/nein und offene Erfassung der Häufigkeit der Kontakte) festgehalten.

Weiterentwicklung der Selbst- und Fremdberichtsbögen im KTW-Netzwerk

Im Rahmen des netzwerkweiten Qualitätsmanagement wurden vom Berliner Standort die vorherig beschriebenen Fremd- und Selbstbeurteilungsbogen den Therapeuten des KTW-Netzwerkes zur Verfügung gestellt. Es erfolgte dann in standortübergreifender Zusammenarbeit eine kontinuierliche Weiterentwicklung der Verfahren.

Eine wichtige Weiterentwicklung und die dementsprechende Umbenennung beider Verfahren erfolgten mit dem *Hannoverschen Screeningbogen zum derzeitigen Sexualverhalten* (HSDS). Dieser erfasste das sexuelle Erleben und Verhalten nicht nur in Bezug auf vor- und frühpubertäre Kinder, sondern differenzierte die Körperschemata (vor-, früh-, spät- und/oder nachpubertär) und ergänzte diese um die zusätzliche Angabe von Alterskategorien. Die Kombination beider Angaben ermöglichte eine genauere Differenzierung zwischen dem juristischen

Ermessen des sexuellen Verhaltens und der therapeutisch relevanten Einschätzung von Dissexualität.

Zusätzlich zu sexuellen Übergriffen gegenüber Minderjährigen (mit oder ohne Penetration) wurde auch die Erfassung von potentiell problematischem und sexuell motiviertem Kontaktverhalten mit Minderjährigen und dissexuellem Verhalten gegenüber Erwachsenen aufgenommen. Ebenso wird die Nutzung von Erwachsenenpornographie erfragt. Die Erhebungszeitpunkte und Skalierungen der Selbst- und Fremdbeurteilungsbögen blieben unverändert.

Hannoversche Screeningbogen zum derzeitigen Sexualverhalten – Fremdbeurteilung (HSDS-F)

Dieses zu Beginn der Behandlungseinheit einzusetzende Instrument notiert anhand von elf Items, ob es in den letzten sieben Tagen eine Nutzung von legaler Pornografie mit volljährigen Darstellern, Selbstbefriedigung mit Fantasien über Minderjährige sowie eine Nutzung von sexuell (nicht-)expliziten Darstellungen, Online-Kontakte und/oder (potentiell) problematische Körperkontakte mit Minderjährigen gegeben hat. Zudem wird nach sonstigem dissexuellem Verhalten gefragt. Basierend auf den in der Therapiesitzung gegebenen Informationen, ermittelt und dokumentiert der Therapeut, ob ein entsprechendes (sexuelles) Verhalten vorliegt (ja/nein). Bei Bedarf kann der Therapeut – wie beim ursprünglichen *Fremdbeurteilungsbogen* – angeben, dass das Rating unsicher ist bzw. dass eine entsprechende Information fehlt. Liegt Verhalten in Bezug auf Minderjährige (Materialnutzung oder Kontakte) vor, ist vom Behandler zu erfragen, welches geschätzte Alter und Körperschema der jüngste Minderjährige hatte. Bei den Items, welche (potentiell) problematischen Kontakt mit Minderjährigen aufweisen, ist zudem festzustellen, inwieweit sexuelle Erregung und/oder Motivation eine Rolle gespielt haben und ob der Kontakt einen Übergriffcharakter hatte.

Hannoversche Screeningbogen zum derzeitigen Sexualverhalten – Selbstbeurteilung (HSDS-S)

Dieser Selbstbeurteilungsbogen wird von den Teilnehmern alle acht Wochen ausgefüllt. Er erhebt anhand von neun verbindlichen und zehn optionalen Items, ob und wie häufig es in diesem Zeitraum zu einer Nutzung von legaler Pornografie mit volljährigen Darstellern, zu Selbstbefriedigung mit Fantasien über Minderjährige sowie zu einer Nutzung von sexuell (nicht-) expliziten Darstellungen, zu Online-Kontakten und/oder (potentiell) problematischen Körperkontakten jeweils im Zusammenhang mit Minderjährigen kam. Auch hier wird sonstiges vorliegendes dissexuelles Verhalten erfragt. Dazu steht eine 6-stufige Likert-Skala (0 = nie, 1 = weniger als 1 x wöchentlich, 2 = 1 bis 3 x wöchentlich, 3 = 4 bis 6 x wöchentlich, 4

= täglich, 5 = mehrmals täglich) zur Verfügung. Bei allen Items bis auf das erste soll der Befragte angeben, welches geschätzte Alter und Körperschema der jüngste, involvierte Minderjährige hatte. Bei den Items, welche (potentiell) problematischen Kontakt mit Minderjährigen erheben, soll angegeben werden, inwieweit sexuelle Erregung oder Motivation eine Rolle gespielt haben und der Kontakt einen Übergriffcharakter hatte (ja/nein/Häufigkeit).

*Evaluation des Netzwerkes *Kein-Täter-werden* gemäß § 65d SGB V*

Im Rahmen des Förderprogramms für Maßnahmen zur Prävention und Behandlung pädophiler Sexualstörungen (§ 65d SGB V) wird im Auftrag des GKV-Spitzenverbands das Netzwerk *Kein Täter werden* begleitend evaluiert. Dieses Verfahren führte zu einer weiteren Entwicklung des HSDS, die vorrangig durch die Standorte Berlin und Hannover erfolgte, maßgeblich unterstützt durch Mitarbeiter des Evaluationsteams der TU Chemnitz unter Leitung von Prof. Dr. S. Mühlig.

Aus dieser Überarbeitung entstand die aktuelle Fassung der beiden Screeningbögen *Kein-Täter-werden Screeningbogen zum derzeitigen Sexualverhalten* als Fremd- und Selbstbeurteilung (KTW-SDS-F und KTW-SDS-S), die seit 2019 im gesamten Netzwerk im Gebrauch sind. Zusammen erheben sie den Anspruch, ein Instrument zur Diagnostik, Therapieplanung, Qualitätssicherung und Evaluation zu sein und einen interventorischen Charakter zu haben. Beide Instrumente haben spezielle Versionen für den Einsatz zu den Erhebungszeitpunkten Diagnostik, Therapiebeginn, Therapieverlauf, Therapieende und Follow-up.

Kein-Täter-werden Screeningbogen zum derzeitigen Sexualverhalten – Selbstbeurteilung (KTW-SDS-S)

Die 20 Items des vom Patienten auszufüllenden Selbstbeurteilungsbogens (KTW-SDS-S) umfassen die Themenbereiche sexuell motivierte/erregende Fantasie und Mediennutzung sowie evtl. vorliegendes konkretes dissexuelles Verhalten innerhalb definierter Zeiträume. Neben der Erfassung sexuellen Verlangens und der sexuellen Befasstheit ermöglicht das Instrument die Beschreibung des sexuellen Verhaltens in den Bereichen Selbstbefriedigung, Nutzung von legaler Pornografie mit volljährigen Darstellern und von sexuell (nicht-)expliziten Medien mit Minderjährigen, sexuelle Kontakte zu Minderjährigen im virtuellen Raum sowie unmittelbare und direkte sexuelle Kontakte mit Erwachsenen und Minderjährigen. Die Häufigkeit wird auf einer zehnstufigen Likert-Skala („nie“ bis „mehrmals täglich“) angegeben. Die Eintragung differenziert jeweils nach Altersklasse (unter 14 Jahre, 14–17 Jahre, über 18 Jahre) und nach Körperschema der dar-

gestellten Person (vorpupertär – Tanner I, frühpubertär – Tanner II-III, spät- und nachpubertär – Tanner IV-V). Eine beispielhafte Item-Formulierung lautet: „Bitte geben Sie für jedes vorgegebene Körperschema (vorpupertär, frühpubertär, spät- und nachpubertär) an, wie oft Sie sich selbst dazu befriedigt haben.“

Kein-Täter-werden Screeningbogen zum derzeitigen Sexualverhalten – Fremdbeurteilung (KTW-SDS-F)

Dieser Teil besteht aus 23 analogen Items, welche von dem Behandler über eine numerische und dichotome Kodierung beurteilt werden. Während in der Selbstrating-Version die Frage nach der Häufigkeit erfolgt, wird in der Fremdrating-Version mittels eines differenzierten Kodierungsschemas (u.a. visueller Analogskala, Angabe einer Anzahl, dichotomer Ja/Nein-Kodierung) angegeben, ob das entsprechende Verhalten vorgelegen hatte. Eine beispielhafte Item-Formulierung für die Einschätzung, ob sexuelle Fantasien über vorpubertäre Kinder zur Selbstbefriedigung genutzt wurden, lautet: „Masturbationsfantasien Tanner I (ja/nein).“

Zum Einsatz des KTW-SDS

Diagnostik und Therapieplanung/-gestaltung

Sowohl der KTW-SDS-F als auch der KTW-SDS-S liegen in einer Diagnostikversion vor, welche der Erfassung des sexuellen Erlebens und Verhaltens seit Vollendung des 18. Lebensjahrs und in den zurückliegenden 12 Monaten nützt. Somit kann der Untersucher ermitteln, inwieweit diagnostisch relevantes Erleben und Verhalten bei dem Patienten vorliegen, und über Art, Dauer und Schwere einer vorliegenden sexuellen Präferenz- und/oder Verhaltensstörung eine Einschätzung abgeben.

Der KTW-SDS-F soll in seiner Therapieverlaufsversion in jeder Behandlungseinheit zum Einsatz kommen und Aussagen zum sexuellen Erleben und Verhalten über den Zeitraum seit der letzten Erhebung kodieren. Die Erfassung zu Beginn jeder Behandlungseinheit soll es u.a. ermöglichen, frühzeitig Risikosituationen des Patienten, bspw. die Nutzung von Missbrauchsabbildungen, zu erkennen und therapeutisch darauf zu reagieren. Die Abfrage zu Beginn der Therapieeinheit und der KTW-SDS-S, der in seiner Therapieverlaufsversion alle acht Wochen eingesetzt werden soll, ermöglichen es dem Patienten auch eigene Themenwünsche zu formulieren und so aktiv die Therapie mitzugestalten.

Therapeutische Intervention

Die gründliche Abfrage des derzeitigen sexuellen Erlebens und Verhaltens fordert vom Patienten eine regelmäßige Selbstreflexion der eigenen Veränderungsmotivation, der individuellen Risikofaktoren und der Fortschritte in der Therapie. Der Einsatz des KTW-SDS-F im Gruppenkontext soll der Herstellung bzw. Aufrechterhaltung der Veränderungsmotivation dienen, da angenommen werden kann, dass der soziale Vergleich mit den anderen Teilnehmern einen motivierenden Charakter hat. Hier ist sexualtherapeutische Expertise unbedingt notwendig, um die therapeutische Allianz der Gruppe nicht zu gefährden. Um Reaktanz bei den Patienten zu vermeiden, sollte die Abfrage möglichst zügig und präzise geschehen. Der Behandler muss in der Lage sein, problematisches von unproblematischem sexuellem Verhalten schnell und zuverlässig zu unterscheiden.

Die routinemäßige Abfrage bei Stundenbeginn stellt zudem sicher, dass das Hauptthema der Behandlung, nämlich kein Täter zu werden, nicht aus dem therapeutischen Fokus verloren wird. Der KTW-SDS-F ermöglicht dem Behandler eine zeitnahe Reaktion auf ein therapierelevantes Verhalten – da dieses zum Stundenthema gemacht werden kann – und hält zusätzlich das Problembewusstsein der Teilnehmer aufrecht.

Qualitätssicherung und Therapieevaluation

Die Anwendung des KTW-SDS-F vom geschulten Therapeuten lässt Fehleinschätzungen des Verhaltens der Patienten zuvorkommen, da bei Unklarheiten sofort vertieft exploriert werden kann. So können sowohl falsch positive als auch falsch negative Angaben reduziert werden. Der Einsatz des Selbstbeurteilungsfragebogens (KTW-SDS-S) ist dabei eine wichtige Ergänzung. Da nicht zwangsläufig davon ausgegangen werden kann, dass alle Patienten immer offen berichten, ist es wichtig, problematisches sexuelles Verhalten zusätzlich „verdeckt“ angeben zu können. Deswegen ist es vorgesehen, dass der Bogen gleich nach dem Ausfüllen durch den Behandelnden gesichtet wird, um etwaige Unklarheiten zu untersuchen.

Die regelmäßige Abfrage von therapierelevantem problematischem sexuellem Verhalten soll zudem einen Beobachterbias vorbeugen. Sie zwingt den Therapeuten, sich kritisch mit den Fortschritten der Patienten auseinanderzusetzen, so können „blinde Flecken“ oder eine Unterschätzung des Ausmaßes des Problemverhaltens erkannt werden. Die parallele Erfassung von therapeutisch und potentiell juristisch relevantem Verhalten (i.e. sexuelle Handlungen im Zusammenhang mit Schutzaltersgrenzen) ermöglicht eine duale Bewertung des Therapieeffekts

und empfiehlt das Instrument besonders für die Anwendung im forensischen Bereich.

Anforderung an die Anwender des KTW-SDS

Der KTW-SDS-S und der KTW-SDS-F wurden durch erfahrene, sexualdiagnostisch und therapeutisch geschulte Mitarbeiter des Präventionsnetzwerkes KTW erstellt. Generell gilt, dass es zur kompetenten Erhebung von sexualanamnestischen und forensisch relevanten Angaben zum sexuellen Erleben und Verhalten sowie zur Durchführung sexualtherapeutischer Interventionen einer Qualifikation bedarf, die in der Regel nicht durch die regulären Curricula der medizinischen und klinisch-psychologischen Ausbildung erworben werden kann, sondern in Form von Weiterbildungen in Sexualmedizin/Sexualtherapie (wie dies auch in den Fördergrundsätzen der GKV-SV für das Modellvorhaben gefordert wird).

Besonders für den KTW-SDS-F gilt, aufgrund seiner Bedeutung und Komplexität, dass, ohne eine entsprechende sexualmedizinische und -therapeutische Weiterbildung des Beurteilers, die Anwendung des Verfahrens nicht zu empfehlen ist. Ohne entsprechende Expertise kann es in der Beurteilung leicht zu unzuverlässigen, auch falschen Einschätzungen (problematischen) sexuellen Erlebens und Verhaltens kommen. Ähnlich wie bei Verfahren zur forensischen Risikoeinschätzung ist für die Anwendung eine zertifizierte Schulung erforderlich.²

Es ist geplant, den KTW-SDS-S und den KTW-SDS-F innerhalb des Präventionsnetzwerkes KTW zu evaluieren. Es wird z.B. Aufgabe zukünftiger Untersuchungen sein zu prüfen, inwieweit ihre Items geeignet sind, Aussagen über zukünftiges Auftreten von Problemverhalten zu treffen. Gleichzeitig sollen beide Verfahren für die Anwendung bei Jugendlichen adaptiert werden.

Danksagung

Die Autoren möchten an dieser Stelle besonders all denen danken, die inhaltlich zu der (Weiter-)Entwicklung der beschriebenen Instrumente beigetragen haben.

² Fachliche Schulungen erfolgen derzeit durch Dr. Laura F. Kuhle (KTW-Standort Berlin) und Dr. Constanze Jakob (KTW-Standort Hannover), welche beide Verfahren maßgeblich entwickelt haben.

Insbesondere danken wir allen Therapeuten des Präventionsnetzwerkes *Kein Täter werden* und explizit Frau Dipl.-Psych. Mandy Körner, Frau Dr. Dipl.-Psych. Janina Neutze und Herrn Dipl.-Psych. Fritjof von Franqué, die über die Jahre ihr fachliches Wissen sowie ihre praktischen Erfahrungen zur Verfügung gestellt haben, und immer wieder die verschiedenen Weiterentwicklungen im praktischen Kontext erprobt haben.

Großer Dank gebührt dem Evaluationsteam der TU Chemnitz unter Leitung von Prof. Dr. S. Mühlig, welches die Arbeitsgruppe zur Entwicklung des KTW-SDS inhaltlich und strukturell unterstützt und damit einen bedeutenden Beitrag geleistet hat, insbesondere M.Sc. Psych. Nicola Hauptmann, Dipl.-Psych. Denise Winkler und M.Sc. Psych. Christoph Schwarzbach.

Literatur

- Beier, K.M., Grundmann, D., Kuhle, L.F., Scherner, G., Konrad, A., Amelung, T., 2015. The German Dunkelfeld Project: A Pilot Study to Prevent Child Sexual Abuse and the Use of Child Abusive Images. *The Journal of Sexual Medicine* 12 (2), 529–542.
- Beier, K.M., Scherner, G., Kuhle, L.F., Amelung, T., 2015. Das Präventionsprojekt – Erste Ergebnisse und Ausblick. *Sexuologie* 22 (3–4), 207–212.
- Beier, K.M. (Hg.), 2018. Pädophilie, Hebephilie und sexueller Kindesmissbrauch. *Die Berliner Dissexualitätstherapie*. Springer Verlag, Berlin.
- Deutscher Bundestag, 2011. Runder Tisch Sexueller Kindesmissbrauch in Abhängigkeits- und Machtverhältnissen, in privaten und öffentlichen Einrichtungen und im familiären Bereich. http://www.bmjv.de/SharedDocs/Downloads/DE/Fachinformationen/Abschlussbericht_RTKM.pdf?__blob=publicationFile
- Neutze, J., Kuhle, L.F., Schaefer, G.A., Ahlers, Ch.J., Mundt, I.A., Beier, K.M., 2008. Questionnaire for Sexually Explicit and Nonexplicit Images of Children and Adults-Revised (Q-SENICA-R). Unpublished manuscript.
- Neutze, J., Seto, M.C., Schaefer, G.A., Mundt, I.A., Beier, K.M., 2011. Predictors of child pornography offenses and child sexual abuse in a community sample of pedophiles and hebephiles. *Sexual Abuse* 23 (2), 212–42.
- Scherner, G., 2015. Das Präventionsnetzwerk Kein Täter werden – Entwicklung und Ziele. *Sexuologie* 22 (3–4), 145–154.
- Schlinzig, E., Krügel, S., Schüler, M., Oezdemir, U.C., Ludwig, L., Hellenschmidt, T., 2019. Das Berliner Präventionsprojekt für Jugendliche (PPJ) mit sexueller Präferenz für das kindliche Körperschema – Erweiterung und aktueller Stand. *Sexuologie* 26 (1–2), 31.

Korrespondenzautorin

Dr. Dipl.-Psych. Laura F. Kuhle, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin, Zentrum für Human- und Gesundheitswissenschaften, Universitätsklinikum Charité Campus Mitte, Freie Universität und Humboldt-Universität zu Berlin, Luisenstraße 57, D-10117 Berlin-Mitte, e-mail: laura.kuhle@charite.de

Tantra – ein Beitrag zur Sexualtherapie?

Juliane Meyer, Wolfgang Weig

Tantra – A Contribution to Sex Therapy?

Abstract

The text explores the question whether tantra courses can be an effective means of sex therapy. It is based on evaluated questionnaires addressed to participants in tantra courses. In total, n = 76 complete data sets were evaluated. The results indicate a positive sexual-therapeutic efficacy in regard to sexual dysfunction and intimate relationships. The relevance of the results is discussed in terms of a sexualtherapeutic practice that would take into account the specifics of tantric practices.

Keywords: Sex therapy, Tantra, Conscious sexuality, Sex-therapeutic effectiveness, Sexual dysfunctions, Sexual disorders

Zusammenfassung

Der Text geht der Frage nach, inwiefern Tantrakurse eine sexualtherapeutische Wirksamkeit entfalten können. Er basiert auf ausgewerteten Fragebögen, die sich an Teilnehmer von Tantrakursen richteten. Insgesamt konnten n = 76 komplette Datensätze ausgewertet werden. Die Ergebnisse verweisen auf eine positive sexual-therapeutische Wirksamkeit bezogen auf sexuelle Funktionsstörungen und Paarbeziehungen. Die Relevanz der Ergebnisse wird in Hinblick auf eine sexualtherapeutische Praxis diskutiert, die die Spezifik tantrischer Praktiken berücksichtigt.

Schlüsselwörter: Sexualtherapie, Tantra, bewusste Sexualität, sexualtherapeutische Wirksamkeit, sexuelle Dysfunktionen, sexuelle Funktionsstörungen

Einleitung

Tantra – Sexualwissenschaftler_innen mögen mit diesem Begriff eine unverkrampfte-positive, von Tabus, Verboten und Scham befreite menschliche Sexualität assoziieren, oder aber unseriöse, ethisch problematische Erscheinungsformen.¹ Spiritualität und Ritual scheinen einerseits einen nüchtern-pragmatischen Therapieansatz zu ergänzen, an-

¹ Zu den Schattenseiten solcher Veranstaltungen gehören sexuelle Grenzüberschreitungen bis hin zu sexuellem Missbrauch. Zudem gibt es keine Richtlinien/Regulierungen dafür, wer sich Tantralehrer nennen darf. Aufgrund dieser Problematik wurde für diese Studie der Begriff des *seriösen Tantrakurses* gewählt.

dererseits sind sie nur schwer in eine von Medizin und empirischer Psychologie positivistisch dominierte Sexualwissenschaft zu integrieren, wobei tantrische Praktiken durchaus Ähnlichkeiten mit dem Sensate-Focus-Modell der klassischen Sexualtherapie aufweisen. Und so beziehen manche Sexualtherapeut_innen tantrische Elemente in ihre Arbeit mit ein, während andere sie als irrational ablehnen. Dahinter steht auch eine grundsätzliche Kontroverse: Soll eine Sexualtherapie lediglich sexuelle Funktionsstörungen reparieren, oder kann die Erweiterung und Bereicherung sexueller Erlebnismöglichkeiten zu ihren Aufgaben gehören? (vgl. Weig, 2000; Weig, 2009). Erschwert wird eine Diskussion darüber insofern, als empirische Untersuchungen zur sexualtherapeutischen Wirksamkeit tantrischer Praktiken bislang weitgehend ausstehen, wodurch der vorliegende Text auch seine Relevanz erhält.

Tantrakurse im sexualtherapeutischen Kontext

Der Bedeutung nach handelt es sich bei dem Sanskrit Wort „Tantras“² tatsächlich um Praktiken oder Methoden. In ihrer veränderten und teilweise von der ursprünglichen religiösen Einbettung abgelösten Form werden diese Praktiken seit den 1960er Jahren in Europa und Nordamerika rezipiert, mit psychotherapeutischen Übungen und Techniken bereichert und gelten als „westliches Tantra“ oder als „Neotantra“ und gehen zumeist auf die Lehren des Inders Osho Rajneesh (1931–1990) zurück. Zu den bekanntesten westlichen Tantralehrern zählt die französische Diplompsychologin und Sexualtherapeutin Margot Anand. In ihrem Buch *Tantra – oder die Kunst der sexuellen Ekstase* (1995) hat sie ein Training entwickelt, das tantrische Elemente mit der humanistischen und transpersonalen Psychologie verbindet und zur sexuellen Ekstase, zum Hohen Sex führen soll, bei dem sich „Sexualität, Meditation und Liebe in Einklang“ bringen lassen (Anand, 1995, 17).

Im Tantra sollen alle Konditionierungen fallen gelassen werden. Deswegen setzt westliches Tantra häufig

² Der Begriff Tantrakurs wird hier als Sammelbezeichnung für Veranstaltungen wie Tantra-Festivals, -Workshops, -Lehrertrainings und Einzelsitzungen verwandt.

bei einer *sexuellen Dekonditionierung* an, bei der es darum geht, sich aus einer traditionellen moralförmigen mit Scham und Schuld besetzten, oder nur innerhalb einer Ehe oder festen monogamen Partnerschaft zu praktizierende Sexualität herauszulösen.

Viele Angebote gehen über diesen Schritt nicht hinaus, sodass westliches Tantra häufig eine Form *bewusster Sexualität* ist, die sich durch eine annehmende, achtsame und offene Haltung auszeichnet. Sexualität soll zu einer „Natürlichkeit“ zurückgeführt werden, die von selbst- oder fremdauferlegtem Leistungsdruck, Schuld- und Schamgefühlen losgelöst ist und eine neue sexuelle Freiheit und Tiefe erlebbar machen soll. Genau diese Momente sind es, die tantrische Praktiken auch für sexualtherapeutische Ansätze, sofern sie überfordernden Erwartungen und Ängsten entgegentreten, interessant machen (vgl. Solluna, 2016).

In neotantrischen Kursen und Workshops wird ein sog. *safe space* kreiert, der den Teilnehmern eine sichere und vertrauensvolle Atmosphäre ermöglichen soll, in der sie sich komplett öffnen können. Zentrale Elemente aller Kurse sind Authentizität und Akzeptanz, insbesondere Selbstakzeptanz, sowie das bewusste Erleben,³ die dem Erkunden der eigenen Leidenschaft und Intimität und schließlich der Heilung emotionaler Wunden und Blockaden dienen sollen. Shashi Solluna (2016) zufolge wird *bewusste Sexualität* ermöglicht, wenn neben Aufmerksamkeit, Bewegung, Atmung und Lauten auch meditative und energetische Komponenten miteinbezogen werden, wenn bspw. durch Bewegungsabläufe und Atemtechniken ein Energiefluss erzeugt wird, der emotionale Blockaden auflösen und zu ekstatischen Zuständen führen kann.

Ein wichtiger Effekt tantrischer Übungen besteht darin, die Aufmerksamkeit auf den Körper zu lenken und so einen Zugang zum eigenen Körperempfinden und zur eigenen Sexualität zu eröffnen. Atemtechniken vertiefen diesen Effekt, können darüber hinaus ein Gefühl der Verbundenheit, des gemeinsamen Schwingens aufbauen, wie es sich nach einigen Minuten gemeinsamen, gleichmäßigen Atmens zusammen mit einem Partner einstellt. Die Aufmerksamkeit für den Körper und dessen Annahme in seiner Gegebenheit ist angesichts des mehr oder minder subtilen Drucks allgegenwärtiger Schönheitsideale unabdingbar.

Uwe Hartmann zufolge sind „methodisch passable Studien“ zur Wirksamkeit und Nachhaltigkeit von Sexualtherapien „eher rar“, was er u.a. darin begründet sieht, dass es an „Erfolgskriterien“ für ein so „komplexes Phänomen wie die menschliche Sexualität“ mangelt

(Hartmann, 2017, 19). Der therapeutische Fokus auf den unmittelbaren Erfolg markiert allerdings ein Problem: auf diese Weise können zumeist „keine neuen Dimensionen sexuellen Vergnügens oder sexueller Erfahrung“ eröffnet werden (Zilbergeld & Kilmann, 1984, 322; vgl. auch Arentewicz & Schmidt, 1986). Und so betonen Zilbergeld und Kilmann auch den therapeutischen Effekt von sexueller Kommunikation, sofern sie sexuelle Ängste verringert, und heben die Bedeutung praktischer Übungen hervor, im Gegensatz zum bloßen Reden über das Problem (ebd., 323). Einen Niederschlag findet dieser Ansatz auch bei Dressler und Zink, die methodisch neben Gesprächen auf „Entspannungstechniken, spezifische Sexualübungen, Selbstkontrollverfahren, Suggestionstherapie und Formen der Körpertherapie“ verweisen (Dressler & Zink, 2003, 497). Für tantrische Übungen lassen sich in diesem Sinne folgende Wirkfaktoren festhalten:

- gestärktes Bewusstsein für die eigenen sexuellen Bedürfnisse
- verbesserte Kommunikation bezüglich sexueller Bedürfnisse
- entspannter, angstfreier Umgang mit Intimität
- Überwindung von sexuellem Leistungsdruck
- verbessertes Körpergefühl, Selbstwahrnehmung und Selbstakzeptanz

Auch Kleinplatz und Mitarbeiter gehen über die alleinige Wiederherstellung sexueller Funktionsfähigkeit hinaus, indem sie auf Qualitäten sexuellen Erlebens wie Erotik, Leidenschaft und Spiritualität abheben und eine Liste mit „optimalen sexuellen Erfahrungen“ erstellt haben, die auch für die nachfolgenden Überlegungen leitend sind:

- vollkommene Präsenz im jetzigen Augenblick und im eigenen Körper
- Verbundenheit und Fusion mit dem Partner, Synchronisation beider Partner
- tiefe vertrauensvolle Intimität basierend auf Respekt und wahrer Akzeptanz
- außergewöhnliche verbale und non-verbale Kommunikation
- komplette Authentizität, Transparenz, frei von Hemmungen
- Transzendenz, Zustand erhöhten Bewusstseins, Transformation, Heilung
- Einlassen auf zwischenmenschliche Risiken, Bereitschaft zu Exploration und Abenteuern, Humor
- Verletzlichkeit und Hingabe an den Partner (Kleinplatz et al., 2009, 5–9)

³ Diese Maxime gilt auch für die Vorstellungsrunden, sodass das Kennenlernen bspw. aus einer simplen Begegnung per Augenkontakt, dem sog. *Eye-Gazing*, bestehen kann, wobei auf jeglichen verbalen Austausch über Alter, Beruf, Interessen etc. verzichtet wird.

Methodik

Die nachfolgend vorgestellte Studie basiert auf einer in Englisch verfassten Umfrage, die online mithilfe des Befragungsport LimeSurvey erstellt wurde und sich an Teilnehmer von Tantrakursen richtete.⁴ Von deren Auskünften her sollte auf eine sexualtherapeutische Wirksamkeit von Tantrakursen geschlossen werden.⁵ Der Erhebungszeitraum erstreckte sich von Mitte September bis Mitte November 2017. Es ergaben sich insgesamt $n = 76$ komplette Datensätze.⁶ Das Durchschnittsalter der Probanden lag bei 43.71 Jahren ($SD = 10.48$), wobei die Altersspanne von 20 bis 61 Jahren reichte. 47 Teilnehmer waren weiblich (61%), 29 (38.2%) männlich.

Der Fragebogen orientierte sich zunächst an folgenden Aspekten:

- Sexualität und Intimität
- Körpergefühl
- Selbstwahrnehmung und Emotionsmanagement
- Geschlechterverhältnis
- Paarbeziehung
- Spiritualität

Auf dieser Basis wurden Fragen formuliert, die sich in etwa diesen Bereichen zuteilen ließen (vgl. Tab. 1), wobei die Einteilung der Items in die Kategorien lediglich der Orientierung diene, die genaue Zugehörigkeit und eine erneute Begriffsfindung für die jeweiligen Dimensionen sollten sich im Weiteren mit der Faktorenanalyse ergeben.

Die Items konnten auf einer fünfstufigen Likert-Skala bewertet werden. Anzugeben war, ob die Aussage weniger als vor dem Kurs zutrifft (1), ob sie nur etwas weniger zutrifft (2), ob es keine Veränderung seit der Teilnahme am Kurs gab (3), ob die Aussage etwas mehr zutrifft (4) oder ob sie mehr zutrifft als zuvor (5). Eine direkte Abfrage zu sexuellen Dysfunktionen folgte im Anschluss an diese Items.

Um die Tantra-Erfahrung der Teilnehmer zu messen, wurde als erster Parameter der Zeitpunkt des ersten Kurses erhoben und als der zweite die Anzahl der verschiedenen besuchten tantrischen Veranstaltungen. Der Zeitpunkt des ersten Tantrakurses lag bei 24 Probanden weniger als zwölf Monate zurück, bei 10 Befragten lag er innerhalb

⁴ Der Fragebogen selbst wurde auf Basis von Interviews erstellt, die 2017 mit Tantralehrern auf einem Tantra-Festival in den Niederlanden stattfanden.

⁵ Einzelheiten sind der Originalarbeit zu entnehmen (Meyer, 2018).

⁶ Dabei haben weitere 51 Personen die Umfrage aufgerufen, sie aber nur teilweise ausgefüllt. Diese Datensätze konnten somit nicht in die Auswertung einbezogen werden.

Tab. 1: Abgefragte Items in Kategorien

Sexualität & Intimität

- 1) I am open about my own sexuality
- 2) I feel comfortable with intimacy
- 3) I am free from feelings of guilt associated with sex
- 4) I accept my own sexuality as something natural
- 5) I feel stressed when it comes to intimate situations
- 6) I am free from feelings of shame associated with sex
- 7) I feel accepted for my own expression of sexuality
- 8) I feel comfortable with intimacy
- 9) I feel uncomfortable in intimate situations
- 10) I can let go and relax during sex
- 11) I am confident to express my sexual desires
- 12) I feel ashamed for my sexual desires
- 13) I know what pleases me sexually
- 14) I feel shame for my sexual pleasures
- 15) I feel guilt for my sexual desires
- 16) I am sexually frustrated
- 17) I feel pressure to perform during sex
- 18) I feel sexually inhibited
- 19) I am happy with my sex life
- 20) I embrace my own sexuality
- 21) I am flowing in my sexuality
- 22) I feel sexually liberated

Körpergefühl

- 1) I am sensitive to my bodily sensations
- 2) I feel connected to my body
- 3) I love my own body
- 4) I feel ashamed for my body
- 5) I accept my body the way it is
- 6) I feel disconnected from my body
- 7) I feel comfortable with my genitals

Selbstwahrnehmung & Emotionsmanagement

- 1) I am aware of my inner life
- 2) I feel aligned with myself
- 3) I feel an inner split
- 4) I am at peace with myself
- 5) I feel accepted for who I am
- 6) I accept myself the way I am
- 7) It is hard for me to open up about my vulnerabilities
- 8) I feel connected to myself
- 9) I know how to handle upcoming emotions
- 10) It is hard for me to deal with my emotions
- 11) I know how to release emotional blockages
- 12) I feel emotionally liberated
- 13) I am receptive to my emotions
- 14) I am closed up emotionally
- 15) I am aware of my inner life
- 16) I feel aligned with myself
- 17) I feel an inner split
- 18) I am happy
- 19) I feel balanced
- 20) I feel stressed
- 21) I am relaxed
- 22) I know how to relax myself

Spiritualität	
1)	I feel connected to a higher power
2)	I feel spiritually awakened
Beziehung	
1)	My relationship is fulfilling
2)	I can communicate well with my partner
3)	I am happy with my relationship
4)	I have problems connecting with my partner
5)	I am able to handle problems in my relationship
6)	My partner and I are growing apart
7)	I have a meaningful connection with my partner
8)	I feel appreciated by my partner
9)	I am happy with our sex life
10)	My relationship is stagnating

der letzten zwei Jahre, bei jeweils 9 der Befragten innerhalb der letzten drei bzw. vier Jahre. Bei 4 Probanden lag der erste Kurs innerhalb der letzten fünf Jahre, bei den übrigen 20 Probanden lag er bereits über fünf Jahre zurück.

Die Ausschlusskriterien wurden folgendermaßen festgelegt: Die Teilnahme an mindestens einer längeren Veranstaltung (Kurs, Festival, Lehrertraining) gilt als ausreichend. Wenn lediglich Workshops besucht wurden, dann sollte die Anzahl besuchter Workshops bei mindestens vier liegen, bei privaten Sitzungen bei mindestens drei. Ausgeschlossen wurden Personen, die lediglich an Tantramassagen teilgenommen hatten.

Weiterhin wurden die Teilnehmer gefragt, ob sie jemals an einem sexuellen Problem oder einer sexuellen Dysfunktion gelitten hätten. Dies haben 32 der Befragten (42.1%) bejaht. Die gleiche Anzahl hat die Frage, ob sie mithilfe der Tantrakurse ein sexuelles Problem behandeln ließen bzw. lösen konnten, bejaht.

Zusätzlich wurde gefragt, ob jemals ein professioneller Sexualtherapeut oder eine professionelle Sexualberatung aufgesucht worden wäre. Nur 10 Probanden (13.2%) haben dies bejaht. Von diesen hatten 7 in der vorherigen Frage bestätigt, dass sie mithilfe von Tantra ein sexuelles Problem behandeln ließen bzw. lösen konnten. Weiterhin wurden die Teilnehmer gefragt, ob sie jemals wegen eines sexuellen Problems in medizinischer Behandlung gewesen wären. Dies haben wiederum 8 Probanden (10.5%) bejaht. Auch hier hatten 7 die vorherige Frage bejaht.

In Bezug auf die Motivation für die Teilnahme an Tantrakursen konnte aus acht Vorschlägen alle zutreffenden angekreuzt werden. Der Wunsch nach spirituellem Wachstum spielte für 59 Personen eine Rolle, hinzu kam das Streben nach emotionaler Heilung sowie Neugierde. Erst auf dem vierten Platz rangierte mit 39 Personen das Motiv, die eigene Sexualität zu bereichern, und sexuelle Probleme waren lediglich für 9 zur Teilnahme motivierend. Die Ergebnisse für alle acht Motive zeigt Abb. 1.

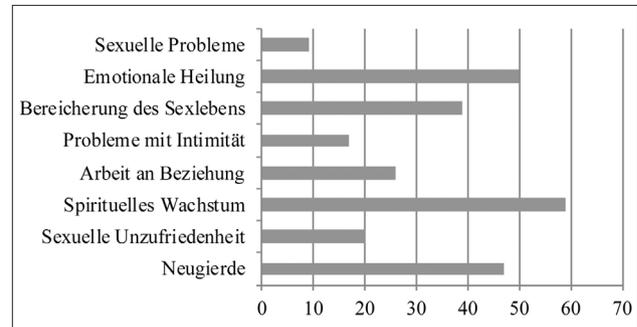


Abb. 1: Motive für die Teilnahme an Tantrakursen (in absoluten Zahlen)

Eine weitere Rubrik widmete sich der Beziehungsthematik. Insgesamt 45 Personen befanden sich zum Zeitpunkt der Befragung in einer Beziehung. Ihnen wurden weitere Fragen zur Entwicklung ihrer Beziehung gestellt, zudem hatten bei 26 Teilnehmern auch die Partner an den Tantrakursen teilgenommen.

Ergebnisse

Die Hypothesen

Die erste Teilhypothese⁷ H1a) lautet: „Die Teilnahme an einem seriösen Tantrakurs hat eine positive sexualtherapeutische Wirksamkeit.“ Zur Beantwortung wurde eine Skala errechnet, die fortan als *Wirksamkeit* bezeichnet wird. Darunter verbirgt sich der Gesamtmittelwert, den man erhält, wenn man die Bewertung zu allen Items zusammenrechnet und durch die Gesamtanzahl der Items teilt. Inhaltlich soll es die sexualtherapeutische Wirksamkeit der Tantrakurse darstellen.

Teilhypothese H1b) lautet: „Die Teilnahme an einem seriösen Tantrakurs hat einen positiven Einfluss auf die Paarbeziehung.“ Hierfür wurde ebenfalls eine Skala berechnet, die im Weiteren *Beziehung* genannt werden soll. Dazu wurden die Items zusammengerechnet, die sich mit der Auswirkung des Tantrakurses auf die Paarbeziehung befassen und durch die Gesamtzahl dieser Items geteilt. Zu diesem Bereich wurden nur Teilnehmer befragt, die sich zum Zeitpunkt der Erhebung in einer Beziehung befanden.

Die Tantrakurse wurden von den Teilnehmern im Schnitt sehr positiv wahrgenommen. Der recht hohe Mittelwert ($M = 4.30$, $SD = .50$) weist darauf hin, dass die Kurse generell wünschenswerte Veränderungen mit sich

⁷ Nachfolgend werden nur die Resultate der therapeutisch relevanten 1. These vorgestellt und diskutiert, sie wurde mithilfe der Auswertungssoftware IBM SPSS Statistics überprüft.

gebracht haben. Hypothese H1 a), wonach seriöse Tantrakurse eine positive sexualtherapeutische Wirksamkeit haben, kann daher bestätigt werden. Bemerkenswerterweise konnte lediglich eine Person im Schnitt keine Veränderung wahrnehmen ($M = 3.00$) und bei keiner Person hatte eine negative Veränderung stattgefunden (Mittelwerte unter dem Wert von $M = 3.0$).

Die Auswirkung auf die Beziehung wurde im Schnitt ebenfalls positiv eingeschätzt ($M = 4.26$, $SD = .66$). Hypothese H1 b), der zufolge die Teilnahme an einem seriösen Tantrakurs einen positiven Einfluss auf die Paarbeziehung hat, lässt sich demnach ebenfalls bestätigen.

Hypothese H1 c) lautet wie folgt: „Die Teilnahme an einem seriösen Tantrakurs hat einen positiven Einfluss auf sexuelle Funktionsstörungen sowie auf weitere assoziierte sexuelle Probleme.“ Die Überprüfung lief rein deskriptiv ab. Wie im methodischen Teil bereits beschrieben, lag bei 32 Teilnehmern eine sexuelle Funktionsstörung bzw. ein sexuelles Problem vor. Die gleiche Anzahl an Teilnehmern bestätigte, dass sie mithilfe der Tantrakurse an dem sexuellen Problem arbeiten bzw. es lösen konnten. Dies entspricht einem prozentualen Anteil von 42.1% der Teilnehmer, was die obige Hypothese von einem positiven Einfluss eines Tantrakurses auf die Behandlung sexueller Funktionsstörungen sowie weiterer assoziierter sexueller Probleme bestätigt.

Um herauszufinden, um welche verschiedenen sexuellen Dysfunktionen es sich handelt, waren sieben Antwortoptionen vorgegeben sowie eine offene Antwortmöglichkeit zur eigenen Beschreibung. Auch hier war eine Mehrfachauswahl möglich. In Abb. 2 lassen sich die absoluten Häufigkeiten ablesen. Drei Personen haben keine näheren Angaben zur Art der sexuellen Dysfunktion gemacht. Unter der Rubrik Assoziierte sexuelle Störungen wurden bspw. folgende Aussagen mit aufgenommen: „numbness in vagina“, „anxiety“, „shame on fetishes“, „sexual abuse“.

Diskussion

Zentrale Erkenntnisse

Hypothese 1

Die erste Hypothese mit ihren Unterhypothesen ist zentral für die Beantwortung der Forschungsfrage, inwiefern seriöse Tantrakurse sexualtherapeutisch wirksam sein können. Da sich alle Unterhypothesen bestätigt fanden, kann von einer positiven sexualtherapeutischen Wirksamkeit (H1 a), wie von einer positiven Auswirkung auf die Paarbeziehung (H1 b) und von einer positiven Aus-

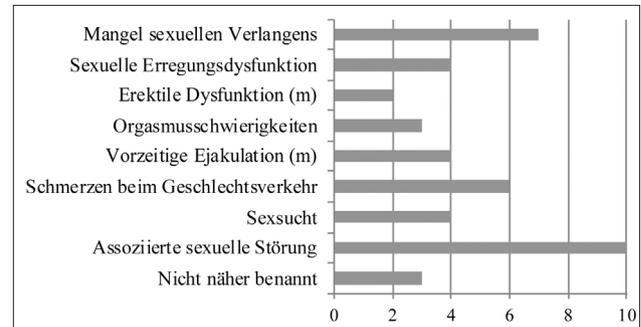


Abb. 2: Überblick der abgefragten sexuellen Störungen

wirkung auf sexuelle Funktionsstörungen (H1 c) ausgegangen werden, wobei Tantrakurse darüber hinaus insofern sexualtherapeutisch wirksam sind, als sie Verbesserungen des Körpergefühls, des emotionalen und allgemeinen Wohlbefindens bewirken, und zusätzlich dem Aspekt der Spiritualität Bedeutung verleihen.

Der wohl sexualtherapeutisch relevanteste Aspekt liegt auf der Ebene dysfunktional wahrgenommener Sexualität, bei der bei 42% eine Verbesserung eintrat – und diese auf Nachfrage hin sogar nachhaltig und langanhaltend war. Einer der Teilnehmer, der als Dysfunktionalität Sexsucht angegeben hat, beschrieb dies folgendermaßen: „Most useful is tender touch and eye gazing [...] without nudity or strong physical arousal. Now I can feel how [an] authentic bond with someone is what makes sex nice. Porno sex feels empty now. I used to deny myself prostitution [...] for years because I felt ashamed. Now I don't want it anymore because it is so shallow“ (Pb. 24). Der Proband erläutert, wie er sich mithilfe von tantrischen Übungen auf die subtileren Ebenen von Intimität einlassen konnte und dadurch der Wunsch nach „Porno Sex“ für ihn an Bedeutung verlor. Ein anderer Proband schilderte den Effekt bewusster Wahrnehmung und Verlangsamung hinsichtlich seiner frühzeitigen Ejakulation anhand von „awareness, breathing work, learning to slow down, learning to be with myself in love, circulate sexual energy and learn to separate orgasm from ejaculation“ (Pb. 3). Viele Probanden beschrieben es als hilfreich, den Prozess zu verlangsamen und mehr Bewusstsein in die Sexualität zu bringen: „to slow down, be more present, less goal oriented“ (Pb. 9), „relax into my body“ (Pb. 15), „I take more time“ (Pb. 23).

Eine Teilnehmerin, die als sexuelle Störung einen Mangel sexuellen Verlangens angegeben hatte, führte aus: „I accepted my lack of sexual desire. It is not so important anymore to fulfill my need for body contact“ (Pb.32). Ein weiterer Teilnehmer führte zu seiner sexuellen Dysfunktion aus: „[I] learned to open up without fear for rejection [and I] learned to embrace my erectile dysfunctioning. It has nothing to do with the warm, loving person that I am“ (Pb. 34). Diese Sätze belegen Selbstakzeptanz und Selbstliebe, auch für den eigenen Körper, was auch die Zustim-

mung andere fand: „learning to accept and love all that I am“ (Pb. 17), „accept self through multiple workshops and meditations and experience acceptance in touch [...] and [...] in intimacy“ (Pb. 27), „accept my own sensitivity and boundaries“ (Pb. 63).

Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt, der sexuelle Dysfunktionen betrifft, ist der Kontakt und die Verbindung mit dem eigenen Körper sowie dessen Sensitivierung: „focussing on bodily experiences“ (Pb. 9), „I increased the sensitivity of the body and decreased the guilt and shame“ (Pb. 73), „more contact with my body gives me more desire“ (Pb. 13), „I learned to listen more to my body“ (Pb. 23), „giving and receiving touch, no intercourse needed“ (Pb. 27), „the whole experience brought me deeply into my body [...] I feel more alive and connected“ (Pb. 76).

Fazit und Ausblick

Als größte Limitation der Studie kann gelten, dass die Erhebung retrospektiv erfolgte.⁸ Ein anderes Problem liegt in den Aussagen zur sexualtherapeutischen Wirksamkeit, die in der einschlägigen Literatur zumeist mit der Heilung sexueller Dysfunktionen assoziiert wird (Hartmann, 2017). Doch auch wenn häufig lediglich eine Verbesserung der Symptome erreicht wird (Zilbergeld & Kilmann, 1984), liegt auch hier eine Schwäche der Studie, denn anhand des Fragebogens sollte sich mittels Faktorenanalyse abzeichnen, welche Art von Tantrakursen, welche tantrischen Techniken und Methoden für die Behandlung von welchen sexuellen Dysfunktionen hilfreich sein könnten. Das hier keine konkreten Ergebnisse vorliegen, ist u.a. auch der Tatsache geschuldet, dass Tantrakurse nicht als Therapie angeboten werden und schon gar nicht auf Personen mit sexuellen Dysfunktionen ausgerichtet sind.⁹

Dennoch verweisen die Resultate dieser Pilotstudie auf ein Potential, das sich mobilisieren lässt, wenn Tantrakurse als eine Auseinandersetzung mit der eigenen Sexualität, dem eigenen Körper und der eigenen Intimität verstanden werden.

Hinzu tritt noch ein weiterer Gesichtspunkt: Obwohl der Fragefokus auf der Sexualität lag, gab es seitens der Teilnehmer Rückmeldungen, dass Tantra für sie sehr viel mehr sei als nur Sex:

„Tantra is a field, or the teachers create a field, where I can explore myself in relation to others. Observe what comes up in me, learn to welcome whatever arises, also the judgements and feelings of fear or anger. All this work results in a gain of bigger inner freedom, more joy and vitality. With that comes for me also more freedom in the field of sexuality. Which is very nice, but it was never the first goal.“ (Pb. 41)

Die Spezifik tantrischer Übungen zielt somit nicht unbedingt darauf, die Sexualität/sexuelle Funktionalität zu verbessern, doch realisiert sich dies als eine Art Nebenprodukt¹⁰, als Resultat auf der Suche nach spiritueller Erleuchtung, wie es ein Teilnehmer ausdrückte: „Your interview is focused on the sexual and psychological healing aspects of Tantra, and that’s okay, but let’s not forget that in depth, Tantra is about self-realization (enlightenment)“ (Pb. 52). Dieser indirekte Effekt wird verständlich, wenn die Präsenz im Augenblick, die Möglichkeit, seine Verletzlichkeit zu zeigen und dabei angenommen zu werden, transzendente, spirituelle und ekstatische Erfahrungen zu machen, mit den Kriterien zu optimalen sexuellen Erfahrungen zusammengedacht werden, wie Kleinplatz und Mitarbeiter (2009) sie zusammengestellt haben.

Und noch ein weiterer Aspekt ist in diesem Kontext zu berücksichtigen, die Frage nämlich, ob sexuelle Funktionsfähigkeit wirklich das ist, was Menschen für eine erfüllende Sexualität benötigen, ob es nicht eine tiefere, nur mit Funktionalität nicht abzudeckende Symptomatik gibt, wie sie wiederum bei Kleinplatz und Mitarbeitern anklingt: „vielleicht war nie etwas falsch, aber auch nie etwas wirklich richtig. Vielleicht wissen die Klienten intuitiv, dass sie nach etwas suchen, was erfüllender, aufregender und bedeutungsvoller ist, als vorhersehbare und verlässliche genitale Antworten je hätten bieten können“ (ebd., 10). Die Richtigkeit dieser Annahme wird durch das bereits erwähnte Zitat eines Teilnehmers nochmals bekräftigt: „[I] learned to open up without fear for rejection [and I] learned to embrace my erectile dysfunctioning. It has nothing to do with the warm, loving person that I am“ (Pb. 34). – Tantra könnte also genau dieser missing link zwischen dem von Arentewicz & Schmidt (1983) schon als trivial dargestellten Ziel (und der mitunter nicht immer gelingenden Umsetzung) der bloßen Behebung sexueller Störungen (134) und dem von Kleinplatz und Mitarbeitern (2009) geforderten Zieleportfolio darstellen.

Dieser Schluss kann als Appell verstanden werden, tantrische Übungen in die sexualtherapeutische Praxis mit einzubeziehen, oder Patienten, die wieder die norma-

⁸ Für zuverlässigere Ergebnisse wäre ein Pre-Posttest Design am sinnvollsten. Zu weiteren Überlegungen dazu vgl. Meyer, 2018.

⁹ In den Interviews wird allerdings deutlich, dass jeder der Tantralehrer seinen eigenen Fokus hat. Einigen ist die spirituelle Komponente wichtiger, anderen der Faktor der Heilung und wieder anderen die Komponente der sexuellen Erfüllung (vgl. Fn. 5).

¹⁰ Shashi Solluna, eine der befragten Expert_innen, bestätigt dies mit ihrer Aussage, dass Tantra keine Sexualtherapie sei, aber dennoch sexualtherapeutisch wirksam sein könne (vgl. Meyer, 2018).

le sexuelle Funktionsfähigkeit erreicht haben, sich aber dennoch nach einer erfüllteren Sexualität sehnen, in seriöser Tantrakurse einzubinden.¹¹ Generell ist anzumerken, dass dem Thema der Spiritualität in der psychotherapeutischen Praxis relativ wenig Beachtung zukommt¹², wengleich im Bereich der Sexualtherapie bereits mit achtsamkeitsbasierten Verfahren gearbeitet wird. So haben Kocsis und Newbury-Helps (2016) eine Abwandlung der Mindfulness-Based Cognitive Therapy (MBCT) entwickelt – das sogenannte Mindfulness-based Sex and Intimate Relationship Programme (MSIR). In dieser Studie wurden 30 Personen mit sexuellen Dysfunktionen in achtsamkeitsbasierten Verfahren gemäß der MBCT instruiert, wobei die Beispiele über Kognitionen während einer Depression mit Beispielen während sexueller Erfahrungen ausgetauscht wurden. Das Sensate Focus Modell der Sexualtherapie weist bereits verwandte Übungen auf, jedoch wurden die Teilnehmer innerhalb dieser Studie weitaus ausführlicher in achtsamkeitsbasierte Ansätzen und Übungen wie Körperscan, Sitzmeditation und Yoga unterwiesen und in den Zusammenhang von Denken und Verhalten eingeführt und die Verlagerung des Aufmerksamkeitsfokus von der Kognition zur Sensorik empfohlen; also weg von den Ängsten, hin zu den körperlichen Empfindungen und Sinneswahrnehmungen.

Abschließend: Tantrische Methoden und Übungen sind, sobald sie über die am Anfang bereits erwähnte sexuelle Dekonditionierung hinausgehen, nicht für jedermann geeignet. Sobald dieser Bereich überschritten wird, geht es in tantrischem Sex tatsächlich um spirituelle Erfahrungen der Transzendenz, die eine Bereitschaft der Loslösung von dem persönlichen Ich-Empfinden voraussetzen. Tantri-

scher Sex ermöglicht die Verschmelzung zweier Personen zu einer Union, bei der die Grenzen zwischen den einzelnen Körpern schwinden und beide Personen sich als einzigen Organismus wahrnehmen. Für den Bereich der Sexualtherapie sind daher primär die tantrischen Elemente von Interesse, die sich überwiegend mit der sexuellen Dekonditionierung und bewussten Sexualität auseinandersetzen.

Literatur

- Anand, M., 1995. Tantra oder Die Kunst der sexuellen Ekstase. 21. Auflage. Wilhelm Goldmann, München.
- Arentewicz, G., Schmidt, G. (Hg.), 1983. The Treatment of Sexual Disorders. Basic Books, New York.
- Arentewicz, G., Schmidt, G. (Hg.), 1986. Sexuell gestörte Beziehungen – Konzept und Technik der Paartherapie. Springer, Berlin.
- Cohen, J., 1988. Statistical Power Analysis for the Behavioral Sciences. 2nd ed. Lawrence Erlbaum Associates, New York.
- Dressler, S., Zink, C., 2003. Psyhrembel® Wörterbuch Sexualität. de Gruyter, Berlin/New York.
- Hartmann, U. (Hg.), 2017. Sexualtherapie – Ein neuer Weg in Therapie und Praxis. Springer, Berlin. Das Buch erschien 2018 als E-Buch.
- Hofmann, L.I., 2009. Spiritualität und Religiosität in der psychotherapeutischen Praxis. Eine bundesweite Befragung von Psychologischen Psychotherapeuten. <http://oops.uni-oldenburg.de/909/1/hofspi09.pdf>
- Kleinplatz, P.J. et al., 2009. The components of optimal sexuality: A portrait of „great sex“. Canadian Journal of Human Sexuality 18 (1–2), 1–13.
- Kocsis, A., Newbury-Helps, J., 2016. Mindfulness in Sex Therapy and Intimate Relationships (MSIR): Clinical Protocol and Theory Development. Mindfulness 7, 690–699.
- Meyer, J., 2018. Tantra – Ein Beitrag zur Sexualtherapie? Eine Pilotstudie. Unveröffentlicht.
- Solluna, S., 2016. Tantra – Discover the Path from Sex to Spirit. Hay House Basics, London.
- Weig, W., 2000. Sexuelle Gesundheit und die Entwicklung einer prophylaktischen Sexualmedizin. Sexuologie 7 (1), 50–55.
- Weig, W., 2009. Soziale Netzwerke, zwischenmenschliche Beziehungen und Sexualität. In: Linden, M., Weig, W. (Hg.), Salu-therapie in Prävention und Rehabilitation. Deutscher Ärzte-Verlag, Köln.
- Zilbergeld, B., Kilmann, P.R., 1984. The Scope and Effectiveness of Sex Therapy. Psychotherapy 21 (3), 320–326.

¹¹ Ein Positivbeispiel ist hier der Tantralehrer Jan den Boer, der bereits mit Psychotherapeuten zusammenarbeitet und gemeinsam mit seiner Frau Paare auf ihrem Weg zum Erkunden tiefergehender Sexualität begleitet.

¹² Liane I. Hofmann (2009) hat Psychologische Psychotherapeuten hinsichtlich Spiritualität und Religiosität befragt, mit dem Resultat, dass diese Inhalte kaum eine Rolle spielen, obwohl die Therapeuten selbst einschätzten, dass eine religiöse oder spirituelle Ausrichtung nahezu jedem vierten ihrer Patienten bedeutsam ist. Hofmann vermerkt, dass Ausbildung und Praxis der meisten Therapeuten nur wenig Raum für Spiritualität ließen und hält es für angebracht, dass die „religiöse / spirituelle Orientierung als bedeutsame soziokulturelle Variable“ (ebd., 335) Berücksichtigung finden sollte.

Autor_innen

Juliane Meyer, MSc (Psychologie), Sexualtherapeutin, Unter den Gärten 4, 49152 Bad Essen, e-mail: julianemeyer@rocketmail.com

Prof. Dr. med. Wolfgang Weig, Psychiatrisch-psychotherapeutische Ambulanz am Marienhospital, Bischofsstraße 1, 49074 Osnabrück, e-mail: weig.os@t-online.de



Michael Raab

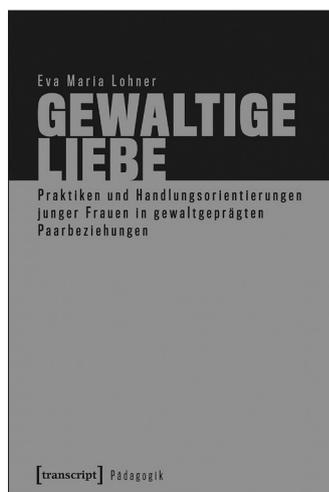
Care in konsensuell- nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken. Sorgende Netze jenseits der Norm

Budrich UniPress 2019

254 Seiten, kart. 33,00 €

Polyamorie und nichtmonogame Beziehungen werden zunehmend sichtbar und darüber hinaus als selbstbestimmte und geschlechtergerechte Alternative zu konventioneller Ehe und Familie gesehen. Die marxistisch, feministisch und intersektional fundierte qualitative Studie zeigt, was diese Formen der Interaktion auszeichnet. Gelingt es im Bereich der Sorge (Care), die selbst gesteckten emanzipatorischen Ansprüche umzusetzen?

Welche emanzipatorischen Potenziale liegen in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken? Schreiben sich in ihnen hegemoniale Geschlechter- und Klassenverhältnisse fort? Wird die Beziehungspraxis vereinnahmt von neoliberalen Anforderungen auf Flexibilität und Selbstoptimierung? Die Studie legt nahe, dass sich niederschwellige Institutionalisierung und pragmatische Strategien als wirksamer für die Erfüllung selbst gesteckter emanzipatorischer Ansprüche erweisen als die weithin entschieden vertretenen entsprechenden Normen.



Eva Maria Lohner

Gewaltige Liebe. Praktiken und Handlungsorientierungen junger Frauen in gewaltgeprägten Partnerschaften

transcript Verlag 2019

298 Seiten, kart., 39,90 €

Wie erleben junge Frauen Gewalt in den ersten eigenen Partnerschaften? Welche Rolle spielen Gewalterfahrungen in der Herkunftsfamilie und wie prägen diese die eigenen Beziehungsvorstellungen? Im europäischen Kontext ist der Forschungsdiskurs zu Gewalt in jugendlichen Partnerschaften kaum entwickelt. Vor allem aber fehlt die Subjektperspektive: die Erfahrungen, die jugendliche und junge Frauen in ihren ersten Liebesbeziehungen machen.

Eva Maria Lohner macht die gesellschaftliche Relevanz dieser Perspektive deutlich und zeigt, dass sich vor ihrem Hintergrund bedeutsame Anschlussstellen für sozialpädagogische Unterstützung und Begleitung ableiten lassen.



Doris Wagner

Spirituelle Missbrauch in der katholischen Kirche

Mit einem Vorwort von Klaus Mertes und einem Nachwort von Jochen Sautermeister

Herder 2019

208 Seiten, geb., 20 €

Was ist unter »geistlichem« oder »spirituellem Missbrauch« zu verstehen? Menschen, die geistlichen Rat suchen, werden durch Manipulation, Abhängigkeit oder Kontrolle um ihre Selbstbestimmung in Fragen der Weltdeutung und Sinnfindung gebracht. Der spirituelle Missbrauch hat gravierende Folgen; viele Betroffene zerstört er in ihrem Innersten.

Doris Wagner schildert erstmals ausführlich die unterschiedlichen Facetten des Phänomens im Bereich der katholischen Kirche und führt dazu eine Vielzahl realer Fallbeispiele an. Auf der Suche nach den tieferen Ursachen für diese Art des Missbrauchs fördert die Autorin dabei die zwiespältige Einstellung der katholischen Kirche zur spirituellen Selbstbestimmung zutage. Ihr Weckruf zeigt, dass die katholische Kirche das Phänomen nicht länger ignorieren kann. Gerade auch im Zusammenhang mit der Aufarbeitung sexuellen Missbrauchs gilt es vielmehr, den Blick hierfür zu schärfen.

Oswald Schwarz – Ein Pionier der psychosomatischen Urologie und Sexualmedizin*

Hermann J. Berberich, Dirk Schultheiss, Brigitta Kieser

Oswald Schwarz – A Pioneer of Psychosomatic Urology and Sexual Medicine

Abstract

The urologist Oswald Schwarz (1883–1949) was not only a pioneer of psychosomatic and sexual medicine, he also made important contributions to the development of medical anthropology. That National Socialism put a sudden end to his scientific career can only be described as tragic. Nevertheless, many of his ideas and reflections can be found in today's psychosomatic and sexological literature. In view of his achievements, Oswald Schwarz deserves a prominent place in the history of urology as well as in sexual medicine. This article gives an overview of his life and works.

Keywords: Urology, Psychosomatic sexual medicine, Medical anthropology, Medical individual psychology

Zusammenfassung

Der Urologe Oswald Schwarz (1883–1949) war nicht nur ein Pionier der psychosomatischen Medizin und Sexualmedizin, er lieferte auch wichtige Beiträge zur Entwicklung einer Medizinischen Anthropologie. Dass der Nationalsozialismus seiner wissenschaftlichen Laufbahn ein jähes Ende setzte, kann nur als tragisch bezeichnet werden. Dennoch finden sich viele seiner Gedanken und Überlegungen auch in der heutigen psychosomatischen und sexualwissenschaftlichen Literatur wieder. Angesichts seiner Leistungen gebührt Oswald Schwarz ein wichtiger Platz in der Geschichte der Urologie sowie der Sexualmedizin. Dieser Artikel gibt einen Überblick über sein Leben und Werk.

Schlüsselwörter: Urologie, psychosomatische Sexualmedizin, medizinische Anthropologie, medizinische Individualpsychologie

Einleitung

Zeitgleich mit der Entwicklung der Urologie zu einem eigenständigen Fachgebiet Anfang des letzten Jahrhunderts – die Deutsche Gesellschaft für Urologie wurde 1906 in



Abb. 1: Oswald Schwarz (um 1930)

Stuttgart gegründet und der erste Urologenkongress fand 1907 in Wien statt – setzten sich namhafte Angehörige des urologischen Fachgebiets auch mit den psychosomatischen Aspekten urologischer Krankheitsbilder auseinander, z.B. Robert Ultzmann (1842–1889) in seiner frühen Schrift *Über die Neuropathien (Neurosen) des männlichen Harn- und Geschlechtsapparates* (1879). Ultzmann hatte bereits beobachtet, dass nervöse Krankheiten des Urogenitalsystems und sexuelle Funktionsstörungen häufig gemeinsam auftreten (vgl. Brähler et al., 2002, 81–90). Weitere Beispiele sind die Monographie *Die nervöse Erkrankung der Harnblase* (1898) von Lothar von Frankl-Hochwart und Otto Zuckerkanndl sowie die Beschreibungen von J.J. Stutzin und H. Warner „Die Harnblase als Ausdrucksgebiet für neuropsychische Vorgänge“ (1928).

Der bekannteste Urologe, der sich mit psychosomatischen und sexualmedizinischen Themen zu dieser Zeit befasste, war aber Oswald Schwarz (Abb. 1). Schwarz gab 1925 das erste psychosomatische Lehrbuch in deutscher Sprache heraus: *Psychogenese und Psychotherapie körperlicher Symptome* (Abb. 2) und war gleichfalls von der sich zu dieser Zeit entwickelnden Psychotherapie sowie der Sexualmedizin beeinflusst. Den Lehren von Sigmund Freud stand er jedoch eher kritisch gegenüber und neigte

* Überarbeiteter und gekürzter Wiederabdruck aus *Der Urologe* 2015 (54), 88–96 anlässlich des 70. Todestages von Oswald Schwarz.

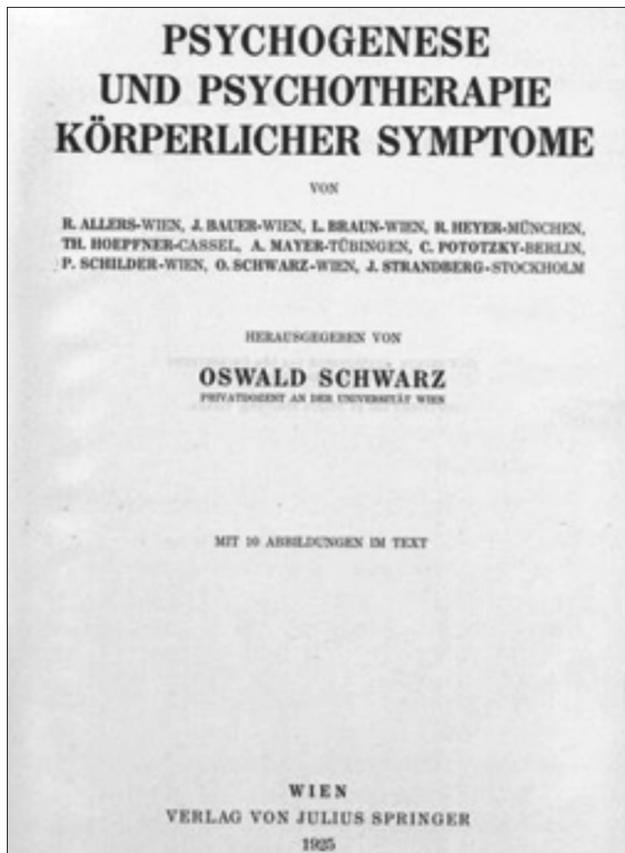


Abb. 2: Titelbild von *Psychogenese und Psychotherapie körperlicher Symptome* von 1925

mehr zu den Positionen von Alfred Adler, dem Begründer der Individualpsychologie.

Wer war Oswald Schwarz?

Oswald Schwarz wurde 1883 in Brünn (Mähren) als Kind jüdischer Eltern geboren. Sein Vater war ein promovierter Rechtsanwalt. Er ging dort zur Schule und machte 1901 am deutschen Gymnasium sein Abitur mit Auszeichnung. Nach dem Abitur ging er nach Wien, um dort Humanmedizin zu studieren. 1906 promovierte er zum Doktor der Medizin. Das Promotionsthema ist leider unbekannt. Nach dem Medizinstudium leistete er von 1907 bis 1908 seinen Militärdienst ab. Anschließend hospitierte Schwarz ein Jahr lang an mehreren Kliniken in Wien, u.a. an der 1. Chirurgischen Klinik und an der Frauenklinik. 1911 hielt er sich zu Studienzwecken eine Zeit lang in Deutschland auf. Unter anderem arbeitete er bei Albert Döderlein, dem damaligen Direktor der Universitätsfrauenklinik München (vgl. Kieser, 2001).

1912 trat Schwarz als Assistenzarzt in die Urologische Abteilung der Allgemeinen Wiener Poliklinik ein,

die vom Präsidenten des 1. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Urologie, Anton Ritter von Frisch, geleitet wurde. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde Schwarz Oberarzt des Regimentes „Heeres Ulanen Kaiser Nr. 4“. Wegen einer Gesichtsneuralgie wurde er von dort nach wenigen Monaten an die 1. Chirurgische Klinik nach Wien abkommandiert und mit der Leitung des Filialhospitals der Klinik betraut. Er meldete sich jedoch nach kurzer Zeit wieder an die Front zurück und wurde Leiter des Feldspitals Nr. 141 (vgl. Kieser, 2001).

Noch während des Krieges reichte Schwarz seinen Antrag auf Zulassung zur Habilitation für das Fach Urologie ein. Ihm wurde die *Venia legendi* 1919 erteilt, nachdem er sich mit dem Thema „Über Störungen der Blasenfunktion nach Schußverletzungen des Rückenmarkes“ habilitiert hatte. Er galt als ausgesprochener Experte auf dem Gebiet der Harnblasenphysiologie. Das 115 Seiten starke Kapitel zur „Pathophysiologie der Harnblase“ in Lichtenbergs Handbuch der Urologie (1926) wurde von ihm verfasst (Schwarz, 1926).

Eine Berufung oder Ernennung zum Professor erhielt Schwarz zeitlebens nicht. Da er jüdischer Herkunft war, haben hier wohl rasse-politische Gründe eine Rolle gespielt. Er war jedoch als Dozent für Urologie an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien und an der „Postgraduate School of the American Medical Association“ in Wien tätig. Nach dem Ersten Weltkrieg nahm Schwarz auch seine Tätigkeit an der 1. Chirurgischen Klinik in Wien wieder auf und war als engagierter Operateur bekannt. Er behandelte auch Männer mit sexuellen Funktionsstörungen. Ferner beschäftigte er sich mit philosophischen und anthropologischen Themen, was ihm den Spitznamen „der Urosoph“ (Lévy, 2002, 244) einbrachte.

Freud und Adler

Wie bereits erwähnt, war Schwarz den triebtheoretischen Ansichten Freuds gegenüber kritisch eingestellt und neigte eher zu den Positionen von Alfred Adler, dessen Lehre er für eine Weiterentwicklung der Freud'schen Psychoanalyse hielt. So schreibt er im Kapitel „Psychogene Miktionsstörungen“ in dem von ihm herausgegebenen Lehrbuch *Psychogenese und Psychotherapie körperlicher Symptome* (1925):

„Gesetzt nun, all das [Freuds Lehre] sei wirklich und richtig, und für die Grundpositionen ist das nicht zweifelhaft, so wird man sich immer noch vor der Frage finden, ob es auch das Einzigmögliche oder auch nur das Wesentliche ist. Die Sexualität ist eine hochbedeutsame, aber doch gewiss nicht die einzige

Art der Beziehungen von Mensch zu Mensch; neben ihr steht noch der Komplex der ‚Ichtriebe‘, wie Freud sagt. Vielleicht aber stehen sie, resp. eine ganz allgemeine Art von Gemeinschafts-, Selbstbehauptungs- oder Geltungsstreben noch hinter der Sexualität, die sich dann nur als ein Spezialfall derselben darstellen würde. Dies ist die weltanschauliche Erweiterung, die die Lehre Freuds durch A. Adler erfuhr.“ (Schwarz, 1925b, 284)

Schwarz versuchte, das, was wir heute somatoforme urologische Störungen nennen würden, mit Hilfe der Individualpsychologie Alfred Adlers zu erklären:

„Nach Freud ist ein Symptom die Wirkung einer verursachenden Konstitution, daher entspricht auch einer bestimmten Konstitution eine bestimmte Erkrankung. [...] Für Adler degegen ist die Körperlichkeit nur ein ‚Anlaß‘, neben anderen auf den die Psyche reagiert; es liegt im Wesen der Reaktion, daß sie eine recht verschiedenartige sein kann, weshalb man das Symptom ‚deuten‘ muß. Dieser Deutung kommt natürlich keine überindividuelle Gültigkeit mehr zu, sie ist von Fall zu Fall verschieden, und das konkrete Symptom ist nur aus der Gesamtpersönlichkeit des Kranken zu ‚verstehen‘. Nicht, woher der Kranke sein Symptom nimmt, ist von Bedeutung, sondern wozu es ihm dient.“ (Ebd.)

„Wenn also der Verdacht auf Psychogenie eines Organsymptoms erhärtet werden soll, so muss zunächst der neurotische Charakter des Kranken festgestellt, resp. der Konflikt aufgedeckt werden, dessen Lösungsversuch eben diese Neurose dient. [...] Die Wahl des Organes nun, an dem sich die Neurose manifestiert, ist doppelt determiniert: einmal rein psychologisch, dass jenes Symptom gewählt wird, das dieser Aufgabe am besten gerecht wird, zweitens physiologisch durch die Disposition eines Organs.“ (Schwarz, 1925b, 285)

Man könnte Oswald Schwarz durchaus auch als einen frühen Verfechter des heutigen biopsychosozialen Krankheitsmodells bezeichnen. Seiner Meinung nach ist bei einer Erkrankung nicht die Frage „somatogen oder psychogen“ von Bedeutung, sondern „welcher Stellenwert im ganzen Krankheitsbild den somatischen und welcher den psychischen Befunden zukommt“ (Schwarz, 1925a, 27). So könne sich die Harnblase schwerer oder leichter, öfter oder seltener entleeren, gleichgültig ob der Entleerungsreiz von einem psychischen Trauma oder einer Prostatahypertrophie herrühre.

Als Hinweis für die psychische Beeinflussung der Blasenfunktion führte Schwarz die Tatsache an, dass

manche Menschen mit sonst normaler Blasenfunktion in Gegenwart anderer ihre Harnblase nicht entleeren könnten. Die Enuresis nocturna war für ihn das Beispiel einer „nervösen Blasenkrankung, die dieses Ineinandergreifen seelischer und körperlicher Elemente in besonders lehrreicher Weise zeigt“ (Schwarz, 1925b, 277).

Ungezielte symptomatische Behandlung von Blasenfunktionsstörungen

Oswald Schwarz war einer ungezielten rein symptomatischen Behandlung von Blasenfunktionsstörungen gegenüber kritisch eingestellt:

„Ich kenne eine ganze Reihe von Fällen einwandfrei psychogener Pollakisurien, deren Anfälle durch eine Kalziuminjektion oder heiße Blasenfüllung für mehr oder weniger lange Zeit zu kupieren sind. Es kann durch solche Eingriffe auf das Erfolgsorgan der Wirkungswert der psychischen Einflüsse herabgesetzt und unter Umständen sogar völlig aufgehoben werden. Allerdings darf man sich nicht schmeicheln, durch derartige Maßnahmen die Natur gleichsam mit Heugabeln ausgetrieben zu haben. Ich glaube zwar nicht vollkommen in Abrede stellen zu dürfen, daß man das eine oder andere Mal eine wirkliche Heilung auf diese Weise erzielt; weitaus öfter aber wird die Neurose sozusagen nur verscheucht und sucht sich andere Mittel des Ausdruckes; so wird weiter unten z.B. ein Patient erwähnt, der seine Pollakisurie mit einer Agoraphobie vertauschte.“ (Schwarz, 1925b, 277)

Bei diesen Zeilen fühlt man sich unwillkürlich an die im urologischen Alltag oft undifferenzierte Gabe von Anticholinergica oder die z.T. unkritische Anwendung von Botox unserer Tage erinnert. Oswald Schwarz warnte jedoch ebenfalls vor einer vorschnellen Psychologisierung von Blasenfunktionsstörungen:

„Diese Berücksichtigung psychischer Momente darf nun beileibe nicht so verstanden werden, daß in bestimmten Fällen das psychische Moment so herausgeklaut werden soll, wie etwa Gonokokken aus einem Urethralesekret; sondern jeder der Fälle ist mehrdimensional gebaut und eine Strukturanalyse hat die ‚Bedeutung‘ der somatischen und psychischen Komponenten im konkreten Fall gegeneinander abzuwägen. Es ist das nun nicht immer leicht und vor allem heute noch nicht in allgemeinen Regeln faßbar.“

(Schwarz, 2025b, 276–277) „Mit dem Zugeständnis, dass bei einem gegebenen Fall irgendetwas Psychisches schon im Spiele sein werde, ist nun noch nicht immer viel geholfen; die Aufgabe besteht darin, den jeweiligen Zusammenhang zwischen psychischer Situation und Organsymptom tunlichst eindeutig darzustellen.“ (ebd., 277)

Oswald Schwarz' Beitrag zur medizinischen Anthropologie

Zeitgleich mit Viktor von Weizsäcker (1886–1957) setzte sich Oswald Schwarz mit den Grundlagen einer Medizinischen Anthropologie auseinander. Weizsäcker hatte 1926 die Schrift „Stücke einer medizinischen Anthropologie“ in der Zeitschrift *Die Kreatur*, deren Mitherausgeber er war, veröffentlicht. In seinem Buch *Medizinische Anthropologie*, das 1929 erschien, fasste Schwarz seine Gedanken dazu zusammen und postulierte, dass die Medizin eine „Lehre von der Person“ benötige, wie er bereits in der Einleitung dazu schreibt:

„Es wird also von einer Theorie der Medizin ein systematischer Aufriss des menschlichen Wesens verlangt, aus dem sich das Wesen des Krankseins deduzieren lässt, in dem das Kranksein seinen logischen Ort findet. Diese Grundwissenschaft vom Menschen bezeichnen wir als Anthropologie. Ihr Aufbau ist bestimmt durch die einzigartige Struktur ihres Gegenstandes: des Menschen, der Teil der Natur und zugleich Bürger im Reich des Geistes ist.“ (Schwarz, 1929, XVII)

Ausdrücklich stimmt er also der These Weizäckers zu, wenn dieser in der „Der Arzt und der Kranke“ schreibt: „das Urphänomen einer medizinischen Anthropologie und der Hauptgegenstand ihres Wissens sei dies: der kranke Mensch, der eine Not hat, der Hilfe bedarf und dafür den Arzt ruft“ (Weizsäcker, 1987, 12f).

Arzt-Patienten-Beziehung und Ziel ärztlichen Handelns

Was das Verhältnis zwischen Arzt und Patient betrifft, vertritt Schwarz die Forderung, dass der Arzt – auch wenn er eine ganze Menge von Sachverhalten besser wisse als der Patient – nicht das Ganze seiner Person, sein

weltanschauliches Apriori dem Patienten überordnen dürfe. Er sei nie der Meister des Schicksals des Kranken. Daher behielte immer der Patient die Freiheit der Entscheidung, auch der letzten. Diese Position war in einer Zeit, in der eine autoritäre ärztliche Haltung gegenüber dem Patienten als selbstverständlich galt, sicherlich revolutionär. Aufgabe des Arztes sei die Wiederherstellung der Leistungsfähigkeit des Patienten. Und über das Ziel ärztlichen Handelns schreibt er:

„Der Arzt dient nicht der Natur, auch nicht der Menschlichkeit, sondern dem Menschen. Seine Tätigkeit ist unabhängig von irgendwelchen supponierten Zielen der Natur, sieht sich aber angewiesen auf die der Natur abgelauchten Mittel. Das Ziel der Therapie ist also nicht aus Naturgesetzen ableitbar, wohl aber nur in ihrem Rahmen zu erreichen.“ (Schwarz, 1929, 312)

Über Krankheit und Kranksein führt Oswald Schwarz Folgendes aus: „Die Freiheit ist nun das gesuchte Prinzip, aus dem heraus das Kranksein seine Bestimmtheit erhält; denn krank ist ein Mensch, der in seiner Körperlichkeit gefangen, durch die Anomalie seiner psycho-physischen Grundlagen der Wahlmöglichkeit von Anerkenntnis und Erfüllung von Aufgaben beraubt ist; und gerade diese Wahlmöglichkeit konstituiert das Wesen der Person. Das Nichtkönnen also, wo man will und weiß, dass man müsste, ist der Grundzug des Krankseins.“ (Ebd., 265)

Und an anderer Stelle schreibt er:

„Die physikalisch-chemische Betrachtungsweise gelangt nur zur Feststellung von Defekten und ihrer Erklärung durch Ursachen. Das Ziel der biologischen Betrachtungsweise ist nur das Durchschauen der Zweckhaftigkeit von Funktionskorrelationen. Beide Betrachtungsweisen handeln nur von ‚Krankheit‘ als dem Ingesamt aller Vorgänge im abnormen Organismus. Das ‚Kranksein‘, d.h. die neue Existenzform des kranken Menschen – und nur der ganze Mensch, nicht aber nur sein Körper kann krank sein – zu verstehen, ist Gegenstand und Aufgabe der medizinischen Anthropologie. Kranksein bedeutet leben in der Existenzform der Insuffizienz. Insuffizient-sein aber bedeutet die Freiheit des Gesundseins verloren zu haben, die es uns ermöglicht, zu den Ereignissen des Lebens Stellung zu nehmen und im Einsatz unser selbst über uns selbst zu entscheiden. Das Ausgeliefertsein, Gebundensein findet seinen erlebnismäßigen Ausdruck im Leiden.“ (Schwarz, 1935, 11)

Diesem Anspruch von Oswald Schwarz, die Existenz-

form des kranken Menschen zu verstehen, versucht die psychosomatisch orientierte Medizin heute mit Hilfe des biopsychosozialen Modells von Krankheit und Gesundheit gerecht zu werden, um die Zweiteilung der ärztlichen Tätigkeit in eine „Medizin für Körper ohne Seelen“ und eine „Psychologie für Seelen ohne Körper“ aufzuheben (Uexküll, Gegges, Plassmann, 2002, 3).

Oswald Schwarz der Sexualwissenschaftler

Denkt man an die Anfänge der Sexualwissenschaft, verbindet man diese mit den Namen Magnus Hirschfeld (1868–1935), Iwan Bloch (1871–1922), Albert Moll (1862–1939) und Max Marcuse (1877–1963). Unseres Erachtens ist es durchaus berechtigt, Oswald Schwarz in diese Reihe mit aufzunehmen. Neben der Publikation zahlreicher Artikel zu sexualwissenschaftlichen Themen entstanden die Monographien: *Über Homosexualität* (1931), *Sexualität und Persönlichkeit* (1934) und *Sexualpathologie* (1935). Für Schwarz war die menschliche Sexualität nur aus der Leib-Seele-Einheit heraus zu begreifen. Für die Entstehung einer Sexualstörung führt er 3 Gründe an:

- ein pathologisches Motiverleben (Perversion),
- eine Störung der Entschlussfähigkeit (Neurose),
- eine primäre Aktionsunfähigkeit (organisches Unvermögen).

Von Sexualkranken könne man nach Schwarz nur sprechen, wenn bei klinisch gesunden Menschen als einziges manifestes Symptom eine Sexualstörung vorliege (Schwarz, 1935). Diese Definition erscheint aus methodologischer Sicht durchaus konsequent zu sein. Bei einem schmerzhaften Bandscheibenvorfall spricht man ja auch nicht von einer Schmerzstörung, auch wenn dieser sich im Wesentlichen in Form von Schmerzen symptomatisch äußert. Andererseits wissen wir, dass zahlreiche somatische (z.B. Diabetes) und psychische (z.B. Depression) Erkrankungen oder deren Behandlung mit sexuellen Funktionsstörungen einhergehen und ihrerseits einen zusätzlichen Leidensdruck verursachen können. Auch zu Zeiten von Oswald Schwarz wurde offenbar heftig diskutiert, ob die Ursachen von Sexualstörungen eher somatischer oder psychogener Natur seien, eine unserer Sicht nach ziemlich fruchtlose Diskussion, da es diesen Dualismus in Wirklichkeit nicht gibt. Zu diesem Thema schreibt Schwarz:

„Um aber jeden leisesten Anschein von Dogmatismus zu vermeiden, der sich in der praktischen Tä-

tigkeit immer rächt, wollen wir unseren Standpunkt folgendermaßen fixieren: An der Mitbeteiligung des Somatischen am Zustandekommen der Sexualstörungen soll nicht gezweifelt werden; das Ausmaß dieser Beteiligung aber und damit der Anspruch des Körperlichen, in der Therapie mitberücksichtigt zu werden, ist in keinem einzigen Falle abzuschätzen. Die Rolle des Seelischen in der Pathogenese der Sexualstörungen besteht in einer Hemmung des normalen Ablaufes der physischen Funktionen in dem ganzen System, das der Sexualfunktion dient. Es entspricht das ja der in der Physiologie durchaus geläufigen Vorstellung, dass das Großhirn den Ablauf aller peripheren Funktionen zur Dämpfung reguliert [...]. Die Kooperation von Seelischem und Körperlichem könnte man sich demnach ganz primitiv und schematisch so vorstellen: Unser jeweiliges sexuelles Verhalten entspricht der Resultante aus dem durch äußere Reize oder endogene Bedürfnisse entstandenen physischen Drang und dessen psychogener Kontrolle. Überwiegen in dem einen Fall die Hemmungen, so sind wir asexuell, überwiegt in einem zweiten Fall die rein körperliche Bedürftigkeit, so werden wir von unserer Sexualität überwältigt. Sind die Hemmungen abnorm stark, abnorm andauernd oder qualitativ abnorm, so entsteht Impotenz.“ (Schwarz, 1935, 10)

Ähnliche Überlegungen liegen auch dem Modell der dualen Kontrolle der sexuellen Hemmung und Erregung von Bancroft und Janssen (2000) zugrunde. Schwarz schreibt weiter:

„Mit dieser Einsicht, daß Sexualstörungen psychogene Symptome sind, ist aber noch wesentlich mehr geschehen, als dass einfach Psychotherapie an die Stelle einer Physiotherapie [Anm.: körperliche Behandlung] gesetzt werden sollte. Jenes ‚Seelische‘ ist nämlich nicht irgendein neu entdecktes ‚Organ‘ des Menschen, es ist der Mensch selbst! Dadurch erfährt die Medizin eine radikale Verwandlung. Nicht mehr die Störungen der Gestalt und der Funktion einzelner Organe und ganzer Organsysteme allein bilden ihr Thema; was bisher in der Medizin Sache des persönlichen Taktes und der Geschicklichkeit des Arztes war: Verständnis und sinngemäße Behandlung des kranken Menschen, wird nun zu ihrem eigentlichen Gegenstand und dringlichsten Aufgabe.“ (Ebd., 10f)

Aus diesen Zeilen lässt sich durchaus entnehmen, dass Schwarz eine empathische Haltung des Arztes gegenüber seinem Patienten für erforderlich hielt. Es war schließlich Michael Balint (1896–1970), der in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts die Bedeutung der Arzt-Patienten-Beziehung für den Krankheitsverlauf betonte (Balint, 1988).

Ansichten über Homosexualität

Zur damaligen Zeit kursierten zahlreiche Hypothesen zur Ursache der Homosexualität. Magnus Hirschfeld teilte diese in zwei Gruppen ein:

- Theorien, nach denen die Homosexualität immer erworben sei,
- Theorien, nach denen die Sexualität oder wenigstens diejenigen ihrer Formen, die als echte Homosexualität angesehen werden, angeboren sind.

Die primitivste Theorie aus der ersten Gruppe führe Homosexualität auf die Masturbation zurück (Hirschfeld, 1955, 255). Anfänglich vertrat sogar Krafft-Ebing (1984) diese Theorie, änderte jedoch später seine Meinung dahingehend, dass es sich bei der Homosexualität um eine Anomalie im Sinne einer Missbildung handle, nicht aber um eine lasterhafte Hingabe, eine psychische Entartung oder gar Krankheit (vgl. Sigusch, 2008, 179f).

Im Unterschied zu Krafft-Ebing betonten sowohl Magnus Hirschfeld als auch Iwan Bloch, „dass bei durchaus gesunden, sich von anderen normalen Menschen nicht unterscheidenden Individuen beider Geschlechter schon in frühester Kindheit und sicherlich nicht durch irgendwelche äußeren Einflüsse hervorgerufen, sich die Neigung und nach der Pubertät der Geschlechtstrieb auf Personen des eigenen Geschlechts richtet und ebenso wenig zu ändern ist, wie man einem heterosexuellen Manne den Trieb zum Weibe austreiben kann.“ Psychische Erscheinungen wie „Nervosität“ und „Neurasthenie“ seien hingegen eine Folge des Lebenskampfes und auf die „schmerzlichen Erfahrungen des ‚Andersseins‘“ zurückzuführen. Der größere Bruchteil der originären Homosexuellen sei „durchaus gesund, hereditär nicht belastet, körperlich und psychisch normal“ (Bloch, 1907, 542).

Schwarz lehnte sowohl die Position von Krafft-Ebing ab, der als Ursache der Homosexualität eine gehirnanatomische Anomalie annahm, als auch die von Magnus Hirschfeld, der sie für die Folge einer Keimdrüsenfunktionsstörung hielt. Er bemängelte, dass sowohl die Psychoanalyse als auch die Individualpsychologie einfach die Grundthesen ihrer Lehren in dogmatischer Weise auf das Phänomen der Homosexualität übertragen würden. Schwarz konstatierte, dass die Forschung sich hinsichtlich der Frage der Homosexualität noch im Stadium der ersten tastenden Versuche befinde und nach wie vor im Dunklen tappe (Schwarz, 1935, 250).

Andererseits glaubte er, dass die Homosexualität weniger eine sexuelle Anomalie sei, da auch der Homosexuelle auf eine sexuelle Befriedigung im Orgasmus abziele, sondern dass es sich vielmehr um eine Anomalie einer

außersexuellen mitmenschlichen Beziehung handle, die in der sexuellen Funktion ihren Ausdruck finde (ebd., 255).

Letzteres korrespondiert mit seiner Ansicht, dass die Ehe als dauerhafte Geschlechtsbeziehung die eigentlich reife Form der Sexualität sei (vgl. Schwarz, 1934, 116–196). Für Schwarz war dies keineswegs eine moralische Frage. Für ihn lag die Begründung für eine dauerhafte Geschlechtergemeinschaft in Form der Ehe in der Tatsache, dass das Leben auf die Erreichung solcher Dauerzustände grundsätzlich angelegt sei: „Die Beziehung der Geschlechter wird von dem Gemeinschaftsgefühl getragen, von der Liebe getönt, in der Sexualität betätigt und in der Ehe gestaltet“ (Schwarz, 1929, 222).

Im Gegensatz zu anderen Sexualwissenschaftlern seiner Zeit sowie der Zeit danach hielt Schwarz die angeborene Homosexualität für untherapierbar. Die sog. Entwicklungshomosexualität, z.B. gleichgeschlechtliche Kontakte während der Pubertät, hielt er lediglich für ein physiologisches „Durchgangsstadium“ im Rahmen der psychosexuellen Entwicklung, die mit der Ich-Reifung ende und keiner speziellen Therapie bedürfe (Schwarz, 1935, 260).

Über das Wesen sexueller Perversionen

Der Begriff „Perversion“ findet heute nur noch innerhalb der psychoanalytischen Fachwelt Verwendung. Krafft-Ebing bezeichnete jede Äußerung des Geschlechtstribs, die nicht den Zwecken der Natur, das sei die Fortpflanzung, entspreche, als pervers (Krafft-Ebing, 1984). Für Sigmund Freud galt als „normales Sexualobjekt“ der gegengeschlechtliche Partner und als „normales Sexualziel“ die Vereinigung der Genitalien in dem als Begattung bezeichneten Akte, der zur Lösung der sexuellen Spannung und zum zeitweiligen Erlöschen des Sexualtriebs führt (Freud, 1905, 27–145).

Vor dem Hintergrund dieser Norm ließen sich Abweichungen sowohl hinsichtlich des Sexualobjekts (z.B. Kinder, Tiere, Fetische) als auch des Sexualziels (Voyeurismus, Frotteurismus, sadistische und masochistische Neigungen) unterscheiden (Pfäfflin, Lamott, Ross, 2006). Sowohl im ICD-10 als auch im DSM-V findet der Begriff Perversion wegen seines entwerteten Beigeschmacks keine Verwendung mehr. Der ICD-10 spricht von Störungen der sexuellen Präferenz (ICD-10: F65.0) und der DSM-5 von paraphiler Störung.

Oswald Schwarz lehnte die Krafft-Ebing'sche Definition der Perversion ab, denn nach dieser müsste auch die Verwendung eines Kondoms als pervers gelten (Schwarz,

1935, 225). Letztendlich würden auch „perverse Handlungen“ dem Triebziel, zum Orgasmus zu kommen, dienen. Es liege daher keine „Triebanomalie“ vor. Für viele „perverse Handlungen“ gäbe es außerdem Vorformen im Bereich des „Normalen“, z.B. wenn ein Mann ein gewisses Parfüm bei einer Frau liebt, auf schöne Wäsche Wert legt, auf diese oder jene Art von Liebkosung besonders reagiere (ebd., 227). Als krankhaft erachtete Schwarz lediglich, wenn diese Handlungen unbedingt erforderlich seien, um das Triebziel Orgasmus zu erreichen, gemäß dem allgemeinen Grundsatz, dass Gesundheit Freiheit heiße und Zwang Krankheit bedeute. Sexuelle Perversionen hielt Schwarz dem Grunde nach für eine Abartigkeit der Beziehung von Mensch zu Mensch, die sich in den einzelnen Perversionen nur widerspiegeln. Diese hätten ihre Wurzeln nicht in der Sexualität, sondern in der Haltung zum anderen Menschen selbst. Abnorm werde die Perversion erst durch Abnormalität der Partnerbeziehung (vgl. ebd., 262).

Ähnlich formulierte es Robert Stoller mehr als 60 Jahre später, wenn er die Perversion als eine erotische Form des Hasses charakterisiert, die vom Wunsch geprägt sei, anderen Personen Schaden zuzufügen. Dieser Hass liege allen perversen Handlungen zugrunde, ob sie nun in der Phantasie blieben oder sich unmittelbar in der Realität entluden. So laufe die Perversion stets auf eine Dehumanisierung des Sexualobjekts hinaus. Das unterscheide sie von anderen sexuellen Abweichungen (Stoller, 1998)

Stavros Mentzos (2011, 180) sieht in der ‚perversen Vernachlässigung‘ des Partners eine Abwehrfunktion aus Angst vor einer zu starken Bindung, etwa bei einer verschmelzenden Vereinigung mit dem Objekt, und vor dem antizipierten Verlust der Ich-Kontrolle oder der Angst, vom Objekt verlassen zu werden, nachdem man von diesem abhängig geworden sei.

In der Sexualmedizin ist es heutzutage üblich, von einer sexuellen Paraphilie zu sprechen. Dieser Begriff wurde erstmals von dem Wiener Ethnologen Friedrich S. Krauss geprägt. Er fand schließlich Eingang in die amerikanische Psychiatrie und deren Diagnosemanual, dem *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* (DSM). Der Einsatz von Phantasien, Verhaltensweisen oder Objekten gilt demnach nur dann als paraphil, wenn er in klinisch bedeutsamer Weise zu Leiden oder Beeinträchtigungen führt, z.B. wenn dieser unverzichtbar ist, zu einer sexuellen Funktionsstörung führt, die Einbeziehung einer nicht einwilligenden oder nicht einwilligungsfähigen Person erfordert, zu juristischen Schwierigkeiten führt oder soziale Beziehungen gefährdet. Der von Klaus M. Beier geprägte Begriff „Dissexualität“ bezeichnet ein sich im Sexuellen ausdrückendes Sozialversagen, wenn z.B. durch den sexuellen Übergriff auf einen anderen Menschen dessen Integrität und Individualität verletzt

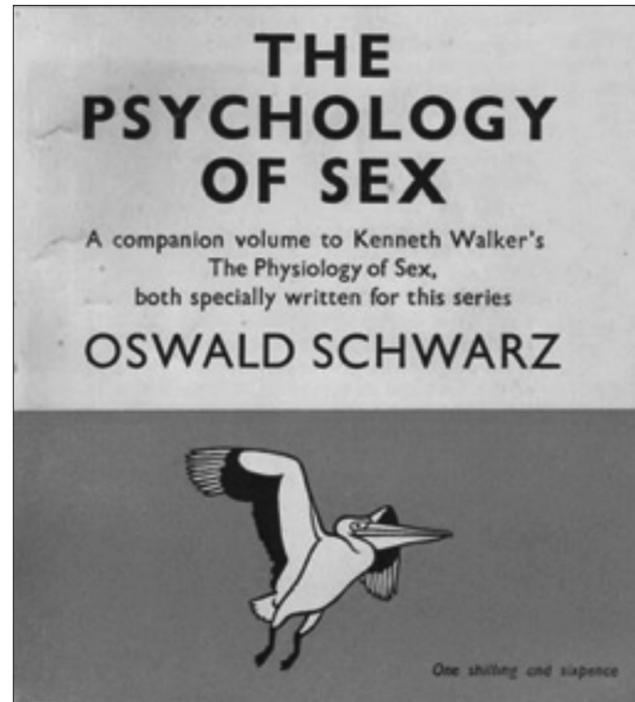


Abb. 3: Auszug des Titelbildes von *Psychology of Sex* (1949)

werde, angefangen beim Voyeurismus bis hin zu inzesuösen Handlungen innerhalb einer Familie. Dabei ist es sekundär, ob diese Handlungen strafbar sind (Beier, Bosinski, Loewit, 2005, 437–446). Das deckt sich durchaus z.T. mit Schwarz' Charakterisierung der Perversion als eine Abartigkeit der Beziehung von Mensch zu Mensch.

Schwarz widersprach ausdrücklich der Auffassung, wonach der Sadismus des Mannes einfach eine Übersteigerung männlicher Aggression und der Masochismus der Frau eine Übertreibung der weiblichen Unterwürfigkeit sei. In einer erfüllten Geschlechtsbeziehung gebe es keine Überwältigung und keine Unterwürfigkeit, sondern nur vollste gegenseitige Kooperation. Etwaige Einwände, dass es in bestimmten Perioden der menschlichen Kulturentwicklung viele Arten von Brutalisierung der Frau als sanktionierte Formen der Geschlechtsbeziehung gab, ließ Schwarz nicht gelten. In diesen Bräuchen käme ein völlig außersexuelles Moment zur Geltung: nämlich die Versachlichung der Frau, die nicht mehr als Geschlechtspartner, sondern als Besitz, Hilfskraft, reines Genussobjekt usw. betrachtet werde. Hier liege eine Vermengung des Sexualmännlichen mit der Art, wie der Mann in den sonstigen Sphären des Lebens stehe, vor. In allen außersexuellen Lebensbereichen sei nämlich der (europäisch-amerikanische) Mann der Wirkende, der Erobernde, auf Besitz und Erfolg Gestellte. Nehme ein Mann diese außersexuellen Haltungen in die Geschlechtsbeziehung hinein, so verfehle er deren Sinn und Wesen (Schwarz, 1935, 233ff).

Verfolgung und Emigration

Zeitgleich mit der Machteinsetzung der Nazis in Deutschland etablierte sich 1933 in Österreich das austro-faschistische Dollfuß-Regime. Oswald Schwarz reiste mit seiner Familie 1934, offiziell zunächst besuchsweise, nach England. Er hatte sich hierfür vom Dekanat der Universität Wien von seiner Vorlesungspflicht beurlauben lassen.

Er zog es schließlich vor, mit seiner Familie in England zu bleiben und kehrte von dort nie mehr zurück. Wenige Wochen nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich wurden Schwarz 1938 die Lehrbefugnis und später auch der Dokortitel aberkannt.

Im englischen Exil war Schwarz in eigener Praxis im Londoner Stadtteil Chelsea fast nur noch sexualtherapeutisch tätig. Die englische Ausgabe seiner sexualwissenschaftlichen Schriften erschien unter dem Titel *The Psychology of Sex* (Schwarz, 1949) (vgl. Abb. 3) und wurde bis 1969 mehrfach aufgelegt. 1949 starb Oswald Schwarz in London an einem Herzinfarkt. Erst 10 Jahre nach dem Ende der Nazidiktatur wurde ihm 1955 posthum der Dokortitel wieder zuerkannt (Kniefacz & Posch, 2014).

Literatur

- Balint, M., 1988. *Der Arzt, sein Patient und die Krankheit*. 7. Aufl. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Bancroft, J., Jamssen, E., 2000. The Dual Control Model of male sexual response: A theoretical approach to psychogenic erectile dysfunction. *Neurosci Biobehav Rev* 24 (5), 571–579.
- Beier, K.M., Bosinski, H.A.G., Loewit, K., 2005. *Sexualmedizin*. Elsevier, München, 437–446.
- Bloch, I., 1907. *Das Sexualleben unserer Zeit*. Louis Marcus Verlagsbuchhandlung, Berlin.
- Frankl-Hochwart, L. v., Zuckerkandl, O., 1898. *Die nervösen Erkrankungen der Blase*. Hölder, Wien.
- Freud, S., 1905. *Drei Abhandlungen zu Sexualtheorie*. Fischer, Stuttgart, 27–145.
- Hirschfeld, M., 1955. *Geschlechtsverirrungen*. Deutsche Lizenzausgabe. Pfister, Konstanz.
- Kieser, B., 2001. *Oswald Schwarz (1883–1949). Leben, Werk und Bedeutung für die Psychosomatische Medizin*. Inaugural Dissertation, Universität Mainz.
- Kniefacz, K., Posch, H., 2014. *Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus der Universität Wien 1938*. <http://univie.ac.at>.
- Krafft-Ebing, R., 1984. *Psychopathia sexualis*. Mathes & Seitz, München, 225–226. 1. Aufl. 1886.
- Lévy, A., 2002. *Begegnungen mit Oswald Schwarz*. In: Lévy, A., Mackenthun, G. (Hg.), *Gestalten um Alfred Adler. Pioniere der Individualpsychologie*. Königshausen und Neumann, Würzburg, 244.
- Mentzos, S., 2011. *Lehrbuch der Psychodynamik, die Funktion der Dysfunktionalität psychischer Störungen*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Pfäfflin, F., Lamott, F., Ross, T., 2006. *Narzisstische Persönlichkeitsstörung und Perversion*. In: Kernberg, O.F., Hartmann, H.-P. (Hg.), *Narzissmus, Grundlagen, Störungsbilder, Therapie*. Schattauer, Stuttgart, 465–485.
- Schwarz, O., 1925a. *Medizin als selbständige Wissenschaft*. In: Schwarz, O. (Hg.), *Psychogenese und Psychotherapie körperlicher Symptome*. Springer, Wien, 14–29.
- Schwarz, O., 1925b. *Psychogene Miktionsstörungen*. In: Schwarz, O. (Hg.), *Psychogenese und Psychotherapie körperlicher Symptome*. Springer, Wien, 273–294.
- Schwarz, O. (Hg.), 1925c. *Psychogenese und Psychotherapie körperlicher Symptome*. Springer, Wien.
- Schwarz, O., 1926. *Pathologische Physiologie der Harnblase*. In: Lichtenberg, A.F. v., Völcker, F., Wildbolz, H. (Hg.), *Handbuch der Urologie*, Bd. 1. Springer, Berlin, 413–528.
- Schwarz, O., 1929. *Medizinische Anthropologie*. Hirzel, Leipzig.
- Schwarz, O., 1931. *Über Homosexualität. Ein Beitrag zu einer medizinischen Anthropologie*. Thieme, Leipzig.
- Schwarz, O., 1934. *Sexualität und Persönlichkeit*. Verlag für Medizin Weidmann & Co, Wien/Leipzig/Bern.
- Schwarz, O., 1935. *Sexualpathologie*. Verlag für Medizin Weidmann & Co, Wien/Leipzig/Bern.
- Schwarz, O., 1949. *Psychology of Sex*, 1. Aufl. Penguin, Harmondsworth.
- Sigusch, V., 2008. *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Campus, Frankfurt.
- Stoller, R.J., 1998. *Perversion, die erotische Form von Hass*. Psychosozial-Verlag, Gießen.
- Stutzin, J.J., Warner, H., 1928. *Die Harnblase als Ausdrucksgebiet für neuropsychische Vorgänge*. *Med Klin* 24, 1467–1470.
- Uexküll, T. v., 2002. *Integrierte Medizin – ein lernendes Modell einer nicht-dualistischen Heilkunde*. In: Uexküll, T. v., Geigges, W., Plassmann, R., (Hg.), *Integrierte Medizin. Modell und klinische Praxis*. Schattauer, Stuttgart/New York, 3–22.
- Ultzmann, R., 1879. *Über die Neuropathien (Neurosen) des männlichen Harn- und Geschlechtsapparates*. Urban & Schwarzenberg, München.
- Weizsäcker, V. v., 1987. *Der Arzt und der Kranke*. In: *Der Arzt und der Kranke. Stücke einer medizinischen Anthropologie (1926)*, GS Bd. 5. Suhrkamp, Frankfurt/M.

Korrespondenzautor

Dr. H.J. Berberich, Urologie, Andrologie, Psychotherapie & Medikamentöse Tumorthherapie, Privatpraxis, Breckenheimer Straße 1, 65719 Hofheim a.T., e-mail: drberberich@gmx.de

Sexuelle Obsessionen und Abgründe im Werk von Lukas Bärfuss

Herbert Csef

Sexual Obsessions and Abysses in the Work of Lukas Bärfuss

Abstract

The Swiss playwright and novelist Lukas Bärfuss (b.1971), who was awarded the prestigious Georg Büchner Prize for German literature in 2019, is known for his realistic depictions of sexual obsessions and the abysses of love. One could describe his works as literary illustrations of *Psychopathia sexualis* (Richard von Krafft-Ebing, 1886). The article will discuss some of Lukas Bärfuss' most important works, which thematize obsessions, infidelity, intimicide, suicide, transgender, and stalking.

Keywords: Lukas Bärfuss, Sexual obsession, Sexual violence, Love betrayal, Sexual perversion

Zusammenfassung:

Der Schweizer Dramatiker und Schriftsteller Lukas Bärfuss (*1971), der 2019 mit dem renommierten Georg-Büchner-Preis für deutsche Literatur ausgezeichnet wurde, ist bekannt für seine realistischen Darstellungen sexueller Obsessionen und der Abgründe der Liebe. Man könnte seine Arbeiten als literarische Illustrationen von *Psychopathia sexualis* (Richard von Krafft-Ebing, 1886) bezeichnen. Der Artikel wird einige der wichtigsten Werke von Lukas Bärfuss behandeln, die Obsessionen, Untreue, Intimizid, Selbstmord, Transgender und Stalking thematisieren.

Schlüsselwörter: Lukas Bärfuss, sexuelle Obsession, sexuelle Gewalt, Liebesverrat, sexuelle Perversion

Ein Dichter der Grausamkeit und Niedertracht

In seiner Dankrede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises 2019 sagte Lukas Bärfuss von seinem Werk, es sei in „weiten Teilen ein Zeugnis für die menschliche Niedertracht und Grausamkeit“ (Bärfuss, 2019, Csef, 2019b). Beide Phänomene ereignen sich besonders im Krieg und in der Liebe. Nicht zufällig heißt sein letzter Essayband *Krieg und Liebe* (2018).

Grausamkeit und Niedertracht finden sich in der Liebe und Sexualität besonders bei sexueller Gewalt. Dis-

kussionen zu sexuellem Missbrauch, Vergewaltigung, Stalking, Partnerschaftsgewalt, Tötung des Intimpartners (Intimizid) und schließlich die Me-too-Bewegung verdeutlichen die aktuelle Brisanz dieser Themen. Liebesverrat und Seitensprünge sind häufige Handlungsmuster in den Dramen von Bärfuss. Dass er es gewagt hat, diese Tabuthemen sehr vital auf die Bühne zu bringen, hat wohl zu seiner weltweiten Anerkennung beigetragen. Mittlerweile gilt er als „Rebell“ unter den modernen Schriftstellern (Csef, 2019a). In der folgenden Untersuchung werden diejenigen Werke von Lukas Bärfuss in den Mittelpunkt gestellt, die besonders die Grausamkeit von Liebesbeziehungen und die Abgründe der Sexualität darstellen.

Vier Bilder der Liebe (2002) – Reflexionen über Liebesverrat und Intimizid

In einem seiner ersten Theaterstücke wagt Bärfuss den Blick in die Abgründe der Liebe. Welch ein furioser Auftakt: Es geht um Liebesverrat und die Tötung des Liebespartners. Zwei Ehepaare werden dargestellt, deren Wege sich kurioserweise kreuzen. Im ersten Bild erscheint Daniel mit seiner Geliebten Evelyn. Sie treffen sich schon längere Zeit regelmäßig in einem Hotel. Nun feiern sie ein Jubiläum, das hundertste Mal gemeinsam im Hotel. Es machen sich jedoch schon Routine und Langeweile breit. Im zweiten Bild tötet die betrogene Susan ihren Ehemann. Im dritten und vierten Bild geht es um die Aufarbeitung des Liebesverrats. Die Mörderin wird verhört und ihr Pflichtverteidiger ist zufälligerweise der Ehemann der Geliebten ihres getöteten Mannes. Sehr nachdenklich macht folgender Satz aus dem Drama: „Gibt es kein Gesetz, das Liebende vor dem Verrat schützt?“ (2002)

Verstrickungen von zwei Ehepaaren sind ein häufiges Thema in der Literatur. Wir finden es z.B in den *Wahlverwandtschaften* von Goethe, im *Quartett* von Heiner Müller und im Roman *Elementarteilchen* von Houellebecq. Im Vergleich zu den drei genannten Werken zeichnet sich das Drama von Lukas Bärfuss durch besondere Grausamkeit und Gewalt aus.

Die sexuellen Neurosen unserer Eltern (2003)

Das Theaterstück *Die sexuellen Neurosen unserer Eltern* wurde 2003 am Theater Basel uraufgeführt. Die Hauptperson ist die 18-jährige Dora, die wegen ihrer geistigen Behinderung jahrelang durch starke Psychopharmaka ruhiggestellt war. Ihre Mutter möchte die chemisch induzierte Apathie ihrer Tochter beenden und spricht mit dem Arzt, der bereit ist, die dämpfenden Medikamente abzusetzen. Nun wacht Dora auf, verliert ihre Apathie und Ruhe. Große Vitalität, Neugier und sexuelles Interesse flammen stattdessen auf. Es ist ein „sexuelles Erwachen“, wie es Frank Wedekind in seinem Drama *Frühlings Erwachen* ebenfalls beschrieben hat (vgl. Csef, 2018a, 2018b). Bald wird Dora schwanger und ihre Eltern drängen auf Abtreibung. Es kommt zur Abtreibung und Zwangssterilisation von Dora.

Die sexuellen Neurosen unserer Eltern ist das bis jetzt erfolgreichste Schauspiel von Bärffuss. Es wurde in vielen europäischen Ländern aufgeführt und ist in zwölf Sprachen übersetzt. Die Schweizer Regisseurin Stina Werenfels verfilmte das Theaterstück unter dem Titel *Dora oder die sexuellen Neurosen unserer Eltern* (2015). Der Film nimmt ein optimistischeres Ende als die Bühnenversion. Im Film gebärt Dora ihr Kind und feiert ihre sexuelle Selbstbestimmung. Der Film war ebenso wie das Theaterstück ein großer Erfolg.

Die Probe (2007) – Kuckuckskind, Vaterschaftstest und tragisches Ende im Suizid

Das Drama *Die Probe* ist ein Auftragswerk der Münchner Kammerspiele und trägt den Untertitel „Der brave Simon Korach“. Simon Korach ist Familienoberhaupt und ein „Alt-Linker“ oder Spät-68er, der nur an Macht und Politik interessiert ist. Er ist gerade im Wahlkampf und hat seine potentiellen Wähler mehr im Blick als seine eigene Familie. Seine Frau Helle ist längst „ausgestiegen“ – sie verbringt die meiste Zeit in Indien in diversen Ashrams und erfreut sich an Räucherstäbchen, schamanischen Weisheiten und Esoterik.

Der Sohn Peter ist mit Agnes verheiratet. Sie haben zusammen einen Sohn. Unter den Hauptfiguren gibt es noch einen Bösewicht – den schleimig-schmierigen Franzeck, ein ehemaliger Alkoholiker, der die Gunst des Simon Korach gewinnen will. Dafür ist ihm jedes Mittel recht, insbesondere das Säen von Zweifel, Missgunst,

Zwietracht und Misstrauen. Er hat alle Züge von Jago im Shakespeares Othello, der heimtückisch aus dem Hinterhalt heraus Vertrauen durch Missbrauch vernichtet und durch Zweifel und Misstrauen Böses anrichtet. Im Bärffuss-Drama *Die Probe* ist der springende Punkt, dass Franzeck Peter geschickt manipuliert und Zweifel an dessen Vaterschaft verbreitet. Peter tappt in die Falle und veranlasst einen Vaterschaftstest – die Probe. Das Ergebnis ist niederschmetternd: Peter ist nicht der Vater des geliebten Sohnes. Bei Peter entflammen Eifersucht, Wut und Rachegefühle. Wie in antiken Tragödien wird blutrünstige Rache zur Obsession. Peter entwickelt Rache- und Tötungsphantasien gegen Agnes und den Sohn:

„Ich will mit der Zunge beginnen. Und einem Teppichmesser. Damit werde ich diesen Fleischlappen aus ihrem Mund säbeln, damit die Welt verschont bleibt von ihren Lügen. Ihre Fotze schüttele ich zu mit Fugenleim, eigenhändig, dann wird ihre Untreue keinen mehr kümmern. Ihren Balg, ihren Bastard, werde ich mit kochender Milch übergießen, die Augen aus den Höhlen pulen, kleinschneiden, vor ihren Augen kleinschneiden. Ich werde eine Schweinerei anrichten, wie das Landeskriminalamt sie noch nicht gesehen hat.“ (Bärffuss, 2007, 63).

Der dramatische Höhepunkt der Handlung ist schließlich der Suizid von Peter. Er rast mit seinem Auto in den Tod. Von da an gibt es nur Zerstörung, Chaos und Auflösung. Das familiäre Gefüge stürzt in sich zusammen wie ein Kartenhaus. Agnes ist voller Schuldgefühle und die Eltern Simon und Helle versuchen sich aus ihrer Verantwortung zu stehlen.

Die Probe verbindet jahrhundertealte Affekte wie Eifersucht und Rache mit moderner Gendiagnostik des Vaterschaftsnachweises. Bereits die Griechen betonten, dass die Vaterschaft durchaus ungewiss ist – „Pater incertus“. Doch lange musste man wohl oder übel mit der Ungewissheit leben. Jetzt kann die Vaterschaft mit einer Treffsicherheit von 99,98 Prozent nachgewiesen werden. Lukas Bärffuss hat also ein sehr aktuelles medizinisches Thema aufgegriffen, das massive Auswirkungen auf Partnerbeziehungen haben kann.

Frau Schmitz (2016) – Transgender und aktuelle Probleme der Geschlechtsumwandlung

In der Gender-Komödie *Frau Schmitz* widmet sich Bärfuss ebenfalls einem aktuellen Thema, das wohl für die Beziehungen zwischen Mann und Frau als auch für die Medizin von großer Bedeutung ist. Die bisherige Gewissheit der Geschlechtsidentität hat sich aufgelöst und das Bedürfnis nach Veränderung biologischer Fakten ist gestiegen. Transsexualität, Transgender, Intersexualität und Geschlechtsumwandlungen sind deshalb aktuelle Herausforderungen der zuständigen medizinischen Fachgebiete. Lukas Bärfuss greift in seiner Komödie *Frau Schmitz* genau die Konflikte auf, die diesen Erwartungen zugrunde liegen.

Die Handlung spielt in der Wirtschaft, in der die Frage „Mann oder Frau“ oft eine hochambivalente Rolle spielt, insbesondere wenn es um die Besetzung von einflussreichen Positionen geht. Der Tatort ist ein global agierender Konzern. Dort hat sich herausgestellt, dass es in manchen Ländern – je nach Haltung zu Gender-Fragen – günstiger ist, dass ein Mann oder eine Frau die Verhandlungen führt. Frau Schmitz ist eine Trans-Frau, also biologisch ein Mann, der aber phänomenologisch als Frau erscheint und lebt. Auf Geschäftsseiten vertritt Frau Schmitz ihr Unternehmen entweder als Mann oder als Frau, je nachdem, wie es am erfolgversprechendsten erscheint. Trotz aller wirtschaftlichen Erfolge ist Frau Schmitz am Ende ein frustriertes Wrack. Sie endet kraftlos und innerlich leer.

Hagard (2017) – und die Obsession des Stalkings

Hagard ist der neueste der drei Romane von Lukas Bärfuss. Es ist ein Roman über männliches Stalking, der die Hauptfigur Philipp auf einer 36 Stunden dauernden obsessiven Odyssee beschreibt. „Hagard“ ist die Bezeichnung für Raubvögel, die für die Jagd abgerichtet werden, insbesondere Jagd-Falken. Im Roman wird ein Mann mittleren Alters beschrieben, ein selbständiger Immobilien-Hai in Zürich. Er ist durch den Anblick von zwei zierlichen Damenschuhen, „ein Paar pflaumenblaue Ballerinas“ (Bärfuss, 2017, 24) fasziniert. Offensichtlich steht er fetischartig auf Schuhe junger Frauen. Diese ihn anziehenden Schuhe sieht er wie „zwei scheue Wiesel, verloren im Getrampel, in einer Stampede aus Halbschuhen und schweren Stiefeln“ (ebd.), sie beflügeln seine Phantasie und stacheln sein Begehren an. Philipp folgt dieser Frau

und wird dadurch zum Verfolger oder Jäger, wie ein Falke. Er wird zum Stalker und nimmt die Verfolgung auf. Das Stalking-Opfer ist die phantasierte Beute. In einer wilden Verfolgungsjagd hechelt der getriebene Philipp der unbekannteren jungen Frau hinterher, ohne ihr jemals ins Gesicht zu blicken oder ein Wort mit ihr zu wechseln. Am Ende des Romans humpelt Philipp durch die Züricher Innenstadt ohne Geld und Papiere, mit leerem Akku, nur noch mit einem Schuh, hungrig und frustriert: Aus dem Verfolger ist ein Opfer geworden. Das Objekt der Begierde hat er nicht erreicht und hat sich selbst verloren.

Krieg und Liebe (2018) – der neueste Essay-Band

Die Dialektik von Krieg und Liebe und das Spannungsfeld dieser existenziellen Grundbefindlichkeiten prägen diesen Essay-Band. Bärfuss konstatierte in einem Interview zum Band: „Ich habe die Liebe im Krieg und den Krieg in der Liebe gesucht“ (zit.n. Gutzeit, 2018). Der Leser findet sowohl politische Essays als auch Beiträge zur Liebe. Was die Liebe betrifft, nimmt Bärfuss Bezug auf Klassiker der Liebeskunst wie Stendhal und Ovid. Das Spannungsfeld zwischen Krieg und Liebe, zwischen Liebe und Aggression, der Kampf der Geschlechter – all das hat Lukas Bärfuss in den etwa zwanzig Jahren seiner schriftstellerischen und dramaturgischen Kreativität beschäftigt.

Auf den Spuren von Büchner, Wedekind und Schnitzler

Lukas Bärfuss fühlt sich dem Credo von Georg Büchner verpflichtet: „Der Mensch ist ein Abgrund.“ Diese Abgründe findet er überwiegend in den Obsessionen zwischen Mann und Frau (Schöll, 2017). Der Krieg der Geschlechter, auf den bereits Friedrich Nietzsche verwies, zieht sich durch die Dramen und Romane von Bärfuss. Die alljährlich veröffentlichte Kriminalstatistik des Bundeskriminalamtes hält uns einen Spiegel vor, in dem wir erkennen müssen, dass die meisten Fälle von Mord und Totschlag zwischen Partnern und Ex-Partnern geschehen. Beziehungstaten sind das Häufige, nicht die Morde an Fremden. Sexualität fungiert oft als Benzin für das Feuer der Leidenschaften zwischen den Geschlechtern. Sie bringt nicht selten die Explosion oder die Eskalation, die oft zur Gewalt führt. Sexuelle Affären, Liebesverrat, Um Schlag von Liebe in Hass oder Eifersucht sind seit Jahr-

hundertern der Stoff, der Bühnenwerke und Romane prägt. Anna Karenina, Effie Briest oder Hedda Gabler starben an ihren Liebeskonflikten. Frank Wedekind und Arthur Schnitzler sind in der modernen Literatur jene Schriftsteller, die Liebe und Sexualität zum Brennpunkt ihrer Werke machten (Csef, 2012; 2018a, 2018b). Lukas Bärfuss nimmt diese Spur auf und vertieft sie durch das existentiell Abgründige eines Georg Büchners. Die große Resonanz auf seine Werke dürfte in dieser Vertiefung begründet liegen.

Uraufführungen der besprochenen Theaterstücke

- Bärfuss, L., Vier Bilder der Liebe. Uraufführung Schauspielhaus Bochum, Kammerspiele, 2002.
 Bärfuss, L., Die sexuellen Neurosen unserer Eltern. Uraufführung Theater Basel, 2003.
 Bärfuss, L., Die Probe (Der brave Simon Korach). Uraufführung Münchner Kammerspiele, 2007.
 Bärfuss, L., Frau Schmitz. Uraufführung Schauspielhaus Zürich, 2016.
 Müller, H., Das Quartett. Uraufführung Schauspielhaus Bochum, 1982

Literatur

- Bärfuss, L., 2002. Vier Bilder der Liebe. Hartmann & Stauffer. <https://www.hsverlag.com/werke/detail/t772>
 Bärfuss, L., 2007. Die Probe (Der brave Simon Korach). In: Bärfuss, L., Alices Reise in die Schweiz / Die Probe / Amygdala. Stücke. Wallstein, Göttingen, 59–112.
 Bärfuss, L., 2015. Meienbergs Tod / Die sexuellen Neurosen unserer Eltern / Der Bus. Wallstein, Göttingen. Verfilmt 2015 mit dem Titel Dora oder die sexuellen Neurosen unserer Eltern von Stina Werenfels.
 Bärfuss, L., 2017. Frau Schmitz. In: Theater der Zeit 72 (5), 58–71.
 Bärfuss, L., 2017. Hagard. Roman. Wallstein, Göttingen.
 Bärfuss, L., 2018. Krieg und Liebe. Essays. Wallstein, Göttingen.
 Bärfuss, L., 2019. Dankrede zur Verleihung des Büchnerpreises. <https://www.deutscheakademie.de/de/auszeichnungen/georg-buechner-preis/lukas-baerfuss/dankrede>
 Csef, H., 2012. Arthur Schnitzler. Frauenkenner und Frauenheld. Gynäkologie und Geburtshilfe 17 (3), 44–45.
 Csef, H., 2018a. Der Schüler-Suizid in der Kindertragödie „Frühlings Erwachen“ von Frank Wedekind. Suizidprophylaxe 45 (2), 56–57.
 Csef, H., 2018b. Die Inszenierung des Sexuellen im Leben und Werk des Dramatikers Frank Wedekind. Sexuologie 25 (1–2), 87–91.
 Csef, H., 2019a. Der Rebell – Lukas Bärfuss erhält den Georg-Büchner-Preis. Tabularasa Magazin, 22. Juli 2019.
 Csef, H., 2019b. Was ist das, was in uns lügt, stiehlt, hurt und mordet? Grundfragen von Georg Büchner und Lukas Bärfuss. Tabularasa Magazin, 4. Dezember 2019.
 Gutzeit, A., 2018. Unbequeme Thesen eines politischen Kopfs. Deutschlandfunk.de vom 18.4.2018. https://www.deutschlandfunk.de/lukas-baerfuss-krieg-und-liebe-unbequemethesen-eines.700.de.html?dram:article_id=415923
 Goethe, J.W. von, 1809. Die Wahlverwandtschaften. 2 Bände. Cotta-Verlag, Tübingen.
 Houellebecq, M., 2004. Elementarteilchen. Artislife Press, Hamburg.
 Krafft-Ebing, R., 1886. Psychopathia sexualis. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart, Neuauflage Matthes & Seitz, Berlin, 1997.
 Müller, H., 2005. Das Quartett. Henschel Schauspiel Theaterverlag, Berlin.
 Schöll, J., 2017. Sexuell? Neurotisch? Moral und Subjekt in „Die sexuellen Neurosen unserer Eltern.“ In: Gunreben, M., Marx, F. (Hg.), Handlungsmuster der Gegenwart. Beiträge zum Werk von Lukas Bärfuss. Koenigshausen & Neumann, Würzburg, 115–126.

Autor

Prof. Dr. med. Herbert Csef, Schwerpunktleiter Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Zentrum für Innere Medizin, Medizinische Klinik und Poliklinik II, Oberdürrbacher Straße 6, 97080 Würzburg, e-mail: Csef_H@ukw.de

Dem Orgasmus auf der Spur – Interview mit Ulrike Kleynmans-Surholt*

Irene Fellner von den „Soul Sisters“

Ich würde dich bitten, dich kurz vorzustellen. Was hast Du gemacht und wie bist Du zu dem ganz spannenden Thema der Sexualität und insbesondere dem Orgasmus gekommen?

Nach dem Studium der Sozialwissenschaften in Nürnberg habe ich meinen späteren Mann – den Diplom-Psychologen László Németh – kennengelernt. Er hatte dort eine Praxis für allgemeine Psychotherapie und Sexualtherapie. Ich bin dann als Soziologin in seine Praxis eingestiegen. Das war der Ausgangspunkt dafür, dass ich dieses Thema auch außerhalb des privaten Bereichs außerordentlich spannend fand und mich damit auch theoretisch beschäftigen konnte.

*Ihr habt ein sehr spannendes Buch geschrieben, nämlich **Hingabe und Auflösung – Orgasmus als Reset im Gehirn**. Da wird ja eine sehr starke Verbindung zwischen dem Orgasmus und dem Gehirn hergestellt. Vielleicht kannst Du uns darüber ein bisschen was erzählen.*

Ja. Die meisten Menschen haben zumindest in jungen Jahren erfahren, dass in der Liebe, in der Sexualität, Zustände im Gehirn auftreten, die ungeheuer berauschend sein können. Für die meisten verschwindet dieses Erlebnis im Laufe des Lebens, insbesondere in langen Partnerschaften. Die Frage ist nun: Warum gibt es dies überhaupt? Wir könnten ja auch einfach so Sex machen, ohne irgendwelche besonderen Rauschgefühle. Und wieso verschwinden diese Rauschgefühle bei den allermeisten im Laufe des Lebens? Und es gibt Menschen, denen solche Erlebnisse ganz verwehrt sind, die also auch in der Jugend nicht annähernd zu solchen Erlebnissen in der Lage sind. Deswegen haben wir uns gefragt: Warum hat die Natur das erfunden, dass wir manchmal im Höhepunkt des sexuellen Beisammenseins in Ekstase, in Verzückungen, in Verschmelzungsgefühle, in Trance, in komatöse Zustände geraten können. Und warum bleibt es anderen Menschen verwehrt.

* Die „Soul Sisters“ ist ein 2013 in Wien gegründetes Zentrum für Frauen in der Lebensmitte. Irene Fellner ist die Inhaberin und Gründerin. Ulrike Kleynmans-Surholt ist zusammen mit Malte Burdekat die Autorin des Buches *Hingabe und Auflösung: Orgasmus als Reset im Gehirn* (2017). Das Buch geht auf den Wunsch ihres verstorbenen ersten Mannes László Németh zurück, der zusammen mit ihr und dem sogenannten „Qualitätszirkel“ 26 Jahre lang über das Thema Orgasmus geforscht hat. Das Buch basiert auf der Diplomarbeit von Malte Burdekat, die von Frau Kleynmans-Surholt weiter ausgeführt wurde. Das leicht gekürzte Interview mit Ulrike Kleynmans-Surholt wurde 2018 anlässlich eines internationalen Online-Frauen-Kongresses (in Österreich) geführt, an dem ca. 2000 Frauen teilnahmen.

Eigentlich war es naheliegend, dort anzusetzen, wo es passiert, nämlich im Gehirn, und sich zu fragen, welche Bedeutung diese Zustände für das Gehirn haben. Das heißt, diese Zustände haben eigentlich, biologisch gesehen, keine Bedeutung für das Liebesgefühl oder für die Partnerschaft, in der ich gerade sexuell aktiv bin. Es geht stattdessen wohl darum, dass das Gehirn diese Zustände einfach braucht und sie sich über den Sex holt. Daran schließt sich natürlich die nächste Frage an, warum braucht es diese Zustände? Weil es – und das kann auch jeder, der es einmal erlebt hat, nachvollziehen – weil es zu einer Totalentspannung führt. Man fühlt sich beruhigt, man ist gelassen, man ist geerdet und denkt: Wow! Es gibt kein Bedürfnis mehr. Das unterstützt unsere These, dass das Gehirn diesen Zustand braucht. Und wenn es diesen Zustand nicht über die Sexualität bekommen kann, dann holt es sich ihn woanders her.

Und warum braucht das Gehirn diesen Orgasmus?

Wenn man es mal mit einem Computer vergleicht, dann ist das Gehirn ein „Datenverarbeitungsorgan“. Es ist ununterbrochen damit beschäftigt, die Daten von innen (also Zustände des Herz-Kreislauf-Systems, der hormonellen Versorgung, der Organe, etc.) aufzunehmen, zu verarbeiten, zu prüfen, zu steuern und zu regulieren. Dasselbe gilt aber auch, wenn es um die Verarbeitung der Daten und Informationen geht, die aus der äußeren Welt über unsere Sinnesorgane auf das Gehirn einströmen. Denken wir an unseren Alltag, an den Beruf, an den Stress, den wir empfinden, wenn wir vor wichtigen Aufgaben oder vor Prüfungen stehen. Wir spüren, dass wir an Kapazitätsgrenzen kommen, sodass wir das Gefühl haben, es geht nichts mehr. Wir machen mehr Fehler, wir vergessen mehr, wir werden fähig und nervös. Und um das zu entlasten, dafür ist der orgasmische Zustand da. Das heißt, dieser außergewöhnliche Zustand, den das Gehirn sich dann holt, dient nichts anderem, als diese Daten wieder zu bereinigen und das Gehirn von Datenmüll zu entlasten.

Du hast gesagt, dass man sich diese Zustände im Leben eben auch über etwas anderes holen kann als über Sexualität. Wie könnte man diese oder ähnliche Zustände noch herstellen?

Es gibt zwei Wege. Einmal die sogenannten positiven Möglichkeiten. Nehmen wir als Beispiel das Tanzen. Viele gehen gerne tanzen. Viele würden wieder gerne tanzen gehen,

nehmen sich aber nicht die Zeit dafür. Was passiert beim Tanzen? Wir sind in einer guten Stimmung, Freunde sind dabei, der Körper bewegt sich im Rhythmus zu einer Musik, die unsere gute Stimmung noch verstärkt. Das Lichtgeflicker in vielen Discotheken sorgt über die Augen für eine Intensivierung des Gefühls von gleichbleibendem Rhythmus. Viele Menschen – und gerade junge – können dabei in einen orgasmusähnlichen Zustand geraten. Sie tanzen, bis ihnen ganz komisch im Kopf wird. Oder denken Sie an große Events. Das letzte große Welt-Event war die Fußballweltmeisterschaft (nicht die letzte 2018, sondern ich meine die Fußballweltmeisterschaft 2014). Die Menschen waren wie in Trance. Sie waren in Rauschzuständen. Und diese Zustände sind Ersatzzustände, die sich das Gehirn auf relativ einfachem Wege holen kann. Man kann auch Sport treiben, um in diesen Zustand zu kommen. Wer extrem joggt, der kennt Erschöpfungszustände, in denen das Gehirn plötzlich in eine Leere kommt. Solche Zustände können auch über Meditation herbeigeführt werden. Das Gehirn wird leer, es schaltet ab, es schaltet auf einmal stumm und in diesem Prozess reinigt es sich von Daten.

Und dann gibt es den negativen Weg. Menschen fangen zum Beispiel an zu trinken. Sie trinken, bis sie in einen komatösen Zustand fallen. Man kann auch schwere Erschöpfungszustände herbeiführen. Überarbeitung zum Beispiel. Man kann Depressionen entwickeln, in denen das Gefühl absoluter Leere ebenfalls einen solchen Zustand beschreibt. Viele Essstörungen weisen Empfindungsgipfel der Leere auf, die Selbstverletzungen zum Beispiel bei der Borderlineerkrankung entladen unerträgliche Spannungszustände.

Du hast doch gesagt, dass im Laufe der Zeit diese Fähigkeit, über die Sexualität in so einen Zustand zu kommen, abnimmt. Was können wir da tun?

Da muss ich so anfangen: Vor 25 Jahren, schätze ich mal, hat der Lorient mal gesagt, „Männer und Frauen passen nicht zusammen außer in der Mitte.“

Und das war leider, wenn ich mir das heute überlege, auch nicht richtig. Und zwar deswegen, weil Männer und Frauen im Hinblick auf ihre sexuelle Entwicklung einen recht unterschiedlichen Weg machen. Gerade heute, wo die Selbstbefriedigung freigegeben, also nicht mehr tabuisiert, ist, gewöhnen sich beide Geschlechter – insbesondere in der Pubertät – ein Programm an. Dieses Programm heißt: Wie komme ich am schnellsten?

Solche Programme sind Reflexprogramme. Man löst die Genitalreflexe aus und bekommt damit eine kurze Entlastung von einem Druck. Das hat jedoch zur Folge, dass man auf eine Erregungskurve fixiert ist. Und diese Erregungskurve verlassen wir nicht. Schließlich hat sich dieses Programm ja bewährt. Nach meiner Erfahrung sind Männer viel eher daran gebunden als Frauen. Wenn ein Mann

einmal festgestellt hat, so läuft es jetzt am besten, so kann ich jetzt am effektivsten kommen – ich nenne es mal so – dann wird er dieses Programm auch beibehalten. Und das ist natürlich etwas, was gerade bei den jungen Generationen inzwischen dazu führt, dass die Partner, wenn sie dann zusammenleben, versuchen, ihre gegenseitigen Programme aufeinander abzustimmen. Und wenn es nicht während des Koitus geht, dann macht man eben den Rest durch Selbstbefriedigung weiter. Über einen langen Zeitraum führt das dazu, dass der Genitalreflex zwar zuverlässig ausgelöst werden kann, aber sicherlich nicht mehr die orgasmischen Zustände im Gehirn, die ich eingangs beschrieben habe, nämlich Rausch, Trance oder Ekstase. Es sind Programme, aus denen heraus die Gefühlswelt immer ärmer wird. Wir bieten dem Gehirn immer das gleiche Programm an, es kennt ja jeden Schritt, der im Programm abläuft, bereits im Voraus.

Du unterscheidest zwischen Orgasmus und orgasmischem Reflex. Das ist nicht das Gleiche?

Nein. Wir bezeichnen das, was die meisten als Orgasmus bezeichnen, nur als Klimax. Das ist praktisch ein Auslösen der Reflexe. Das kann unglaublich flach sein. Es kann auch mal intensiv sein. Am besten ist wohl, wenn wir das Niesen als Vergleich nehmen. Niesen ist auch ein Reflex. Auch Niesen kann ein lustvolles Erlebnis sein, aber, wie wir alle wissen, äußerst kurz und nicht von Glücksgefühlen, tiefer Freude und dergleichen begleitet. Diese Gefühle gehören aber zum Orgasmus, bevor der Rausch oder die Trance einsetzt. Wer also sein Sexualleben auf seinem Selbstbefriedigungsprogramm aufbaut, hat keine guten Karten, einen Orgasmus zu erleben.

Und von diesem bloßen Reflex haben wir nach einiger Zeit einfach genug. Der befriedigt uns dann nicht mehr. Verstehe ich das richtig?

Ja. Der bringt eben nicht mehr viel. Fast alle, die viel Selbstbefriedigung machen, wissen das. Sie wissen, wenn sie den Lustgewinn der letzten Male erhalten wollen, müssen sie nach immer neuen Reizquellen – erhöhtem Pornokonsum, Änderung der Aphrodisiaka etc. – suchen.

Du hast vorhin gesagt, es ist nicht nur das Thema der Selbstbefriedigung. Auch bei Paaren spielt sich mit der Zeit ein Programm oder ein Verhalten ein, man kennt die jeweiligen Programme zum Auslösen der orgasmischen Reflexe.

Und hinzu kommt noch, dass die Ejakulation bei Männern nach ca. 20 Min. eintritt – wenn nicht auch früher. Frauen brauchen normalerweise viel länger als Männer, um das präorgastische Plateau zu erreichen. Sie haben eine längere Erregungsaufbauphase. Sie haben auch in dem Augenblick, in

dem das Paar vereint ist, eine längere Phase, in der sich die Erregungsgefühle aus dem Genitalbereich über den gesamten Körper ausbreiten. Dann ist aber der statistische Durchschnittssex bereits zu Ende. Über Jahre so erlebt, ist es eigentlich ganz klar, dass Frauen die Lust am Heterosex schneller verlieren als Männer und keine Lust mehr verspüren.

Also, das Wichtige ist, zu erkennen, dass es zwei Dinge gibt: Orgastischer Reflex und Orgasmus. Das sind zwei völlig unterschiedliche Dinge. Und wenn wir hören oder spüren, dass wir an der Sexualität keine Lust mehr haben, dann hat es viel damit zu tun, dass dieses Programm des orgastischen Reflexes einfach zu flach, zu wenig ist und auf Dauer nicht befriedigt.

So ist es.

Wie können wir denn jetzt wieder zurückkommen in den Orgasmus? Können wir den herstellen? Oder was sind gute Voraussetzungen dafür? Wie können wir denn gemeinsam in diese beglückenden, trance-ähnlichen Rauschzustände kommen?

Gemeinsam ist schon mal das erste Problem. Weil – eine weitere These von meinem Mann und mir – der Hirnorgasmus nicht machbar ist. Das heißt also, der Hirnorgasmus, entsprechend der ‚Datenverarbeitung‘, stellt sich dann ein, wenn das Gehirn diesen braucht. Das heißt also, wir brauchen den Hirnorgasmus nicht jede Woche. Je älter wir werden, desto erfahrener ist das Gehirn, desto besser kennt es die Daten, die es am Tag zu verarbeiten hat, Daten, die es ablegt. Es gerät nicht in Aufregung und in Stress. Das bedeutet: Je jünger man ist, desto größer sind die Neuigkeiten, die man bewältigen muss und desto häufiger braucht das Gehirn auch einen Reset, also einen orgastischen Zustand. Das ist mal das Erste. Und ich meine, wenn die Paare mal begreifen, dass man nicht immer kommen muss im Sinne des Orgasmus, dann hätten wir schon viel gewonnen, dann würden wir die sexuelle Vereinigung unter weniger Leistungsdruck stellen.

Das heißt, mehr darauf vertrauen, dass sich das Gehirn den Orgasmus, den es braucht, selbst holt, nämlich dann, wenn er notwendig ist.

Das ist mal das Erste. Das Zweite ist, dass man zunächst mal nichts an dem Programm ändern sollte, das man sich in der Partnerschaft angewöhnt hat, weil das der Erfahrung nach zu zermürbenden und verletzenden Auseinandersetzungen führt. Und im Augenblick sind Männer dabei viel schlechter dran, weil sie an ihrem Programm noch viel stärker kleben als Frauen.

Frauen kommen heute mit Ansprüchen und stellen nach einigen Jahren Partnerschaft fest: Also so bringt mir das jetzt nun überhaupt nichts mehr, das ist alles viel zu kurz

und immer das Gleiche. Das führt zu sehr vielen Schuldfragen und Rechtfertigungen in Partnerschaften. Schuldzuweisungen und Stress. Und das bringt gar nichts, weil es keine Probleme löst. Besser wäre, man würde sich als Frau ganz nüchtern sagen: Also gut, unser geregeltes Zusammensein dauert maximal eine halbe Stunde. Da ist er dann fertig. Was kann ich tun, um selbst schon eine Gefühlsladung mit in dieses sexuelle Zusammensein zu bringen, das mich praktisch schneller bereit macht für das große Erleben?

Und da gibt es eine ganze Menge, was die Frau tun kann. Zum Beispiel eine positive Psychohygiene betreiben: Eine Möglichkeit wäre, ein Wellnesswochenende mit mehreren Freundinnen zu planen. Nur Frauen. Dann ist die Stimmung positiv. Die Frau fühlt sich wohl, steht in keinem Konkurrenzkampf, kann so sein, wie sie möchte. Sie fühlt sich geborgen. Sie lädt sich unmerklich an positiver Stimmung auf. Es wird viel gelacht und gequatscht. Die Frauen haben – wie Frauen das eben machen – vom Hölzchen zum Stöckchen die halbe Welt durchgesprochen. Nach diesem Wochenende kommt die Frau mit einer hohen positiven Ladung nach Hause. Und diese Ladung hilft ihr dann, wenn sie mit dem Partner zusammen ist.

Sie weiß zwar, dass es jetzt wieder nur eine halbe Stunde dauern wird. Aber nun ist sie bereits in einer ganz anderen Stimmung. Und sie geht mit einer hohen Gefühlsladung in diese sexuelle Begegnung hinein. Und die Chance, dass sie dann einen orgastischen Zustand erreicht, ist sehr viel höher, als wenn sie in der Woche vorher nur gearbeitet und sich jeden Tag 4-5mal geärgert hat, weil sie wieder irgendetwas nicht, wie geplant, fertigbekommen hat. Unter solchen Voraussetzungen geht sie platt und ohne große Gefühlsladung in die Begegnung mit dem Mann hinein und kann nicht erwarten, dass jetzt in einer halben Stunde etwas passiert, das sie eigentlich gerne haben möchte. [...] Es hat also viel damit zu tun, wie eine Frau ihr eigenes Leben gestaltet, sodass sie der Begegnung mit dem Mann eine größere Chance einräumen kann.

Das heißt, die Aufgabe der Frau ist es, dass sie selbst dafür sorgt, dass sie in einer guten, positiven Stimmungslage ist – wodurch auch immer. Seien es Freundinnen oder andere Dinge, die ihr guttun. Dass sie sozusagen positiv aufgeladen in diese Begegnung hinein geht.

Genau. Und erfahrungsgemäß ist auch der Entzug ein Teil des Ganzen und eine gute Voraussetzung für ein schönes, lustvolles Erleben. Bleiben wir bei dem Beispiel: Die Frau fährt mit ihren Freundinnen donnerstagabends ins Wellness-Hotel und kommt sonntagnachmittags wieder, damit abends noch Zeit für den Partner vorhanden ist. Dann ist der Mann-Entzug schon eine Bedingung dafür, dass Vorfreude entsteht. Und die gute Stimmung mit den Freundinnen sorgt dafür, dass sie fröhlich nach Hause kommt und

sich ganz anders auf ihn freut. Das alleine macht schon ganz viel aus, sodass diese Frau auf jeden Fall mehr in dieser halben Stunde Sex erlebt, als sie die ganzen letzten Male unter anderen Voraussetzungen mit ihm erlebt hat.

Also, es gibt sozusagen die eigene emotionale Vorbereitung, den Entzug, den Du genannt hast. Gibt es sonst noch Dinge, mit denen wir uns helfen können?

Ganz wichtig sind immer Hobbies oder ein Bereich, in dem die Frau außerhalb der Partnerschaft weiß, dass sie zu guten Gefühlsladungen kommt. Sie muss einfach lernen, zu schauen, was gibt es in meinem Leben, das ich mehr pflegen sollte, als ich es bisher getan habe. Und sie sollte lernen, da eine Verbindung herzustellen, im Wissen, dass hohe, gute Gefühle die Chancen, mit dem Partner positiver und auch rauschhafter zu verkehren, sehr wachsen lassen. Genauso, wie Männer lernen müssen, ihr sexuelles Programmdenken zu reflektieren, müssen Frauen lernen, dass Männer nicht dafür zuständig sind, dass Frauen sich so gut fühlen, dass sie Sex möchten.

Frauen müssen also selber etwas dazu beitragen. Ja, das Thema Selbstbestimmung und Verantwortung für das eigene Leben zu übernehmen bekommen in der Lebensmitte große Bedeutung. Es ist offensichtlich wichtig, dass wir eben nicht alles nur vom Partner erwarten, sondern dass wir lernen, was wir selber dazu beitragen können, dass es uns gut geht im Zusammensein mit unserem Partner in der Sexualität.

Nachdem die neuen Medien (Smartphones mit WhatsApp, Instagram, Facebook, Twitter, regelmäßiges Surfen im Internet, Online-Einkauf, usw.) Einzug in unseren Alltag genommen haben, sind wir noch mehr fremdbestimmt als in den Generationen davor. Gerade die Frauen zwischen 40 und 50 sind, salopp gesprochen, von morgens bis abends durchorganisiert und in festgelegte Programmabläufe getaktet. Vom Aufstehen bis zum Abend läuft ein Programm ab. Auch wenn die Kinder im Bett sind, geht es weiter, der Tag ist noch nicht zu Ende. Dann müssen noch Freunde und Familienangehörige mit irgendwelchen WhatsApps und SMSen versorgt werden, dann muss noch diese oder jene Staffel weitergesehen werden, und der Partner sitzt gegenüber und tut das Gleiche. Dann geht man ins Bett und erwartet, wenn die Schlafzimmertür zu ist, so jetzt kommt das Intimleben, die Freude und Lust aufeinander, die ja schließlich Vorbedingung sind, wenn man Sex machen oder haben möchte.

Und das klappt nicht, jedenfalls nicht für die allermeisten Frauen. Dieses durchgetaktete Leben, das wir tagtäglich leben und das auf Jahre hinaus vorgeplant ist. Und da soll man an einem ganz gewöhnlichen Dienstagabend in einen rauschhaften Zustand kommen, wenn die Schlafzimmertür

sich geschlossen hat? Das geht nicht. [...] Die Gefühle, die eigentlich dort sein sollten, können nicht entstehen. Und deswegen ist es so wichtig, dass die Frauen verstehen, dass sie für sich selbst sorgen müssen, dass sie sich Räume schaffen oder erhalten, in denen sie sich um ihre Gefühlswelt kümmern. Ziel wäre, dass sich Frauen geregelt wiederkehrende Zustände schaffen, in denen sie wissen, da geht ihnen das Herz auf. Da entsteht Freude und Stimmung. Das kommt dann auch dem Partner zugute.

Es ist meine Verantwortung, für meine eigene Stimmung zu sorgen, dass mein Herz aufgeht, um in dieser Stimmung in die Begegnung mit dem Partner gehen zu können.

Genau. In guten Partnerschaften sollte es auch möglich sein, dass man Männern zum Beispiel nahelegt, einmal bei ihrem Sex mit Frauen den Fokus auf etwas anderes zu legen. Das heißt, sie sollten durch Stillhalten in der Vereinigung in sich hineinfühlen. Was fühlt Mann in seinem Penis, was fühlt er in der Vagina der Partnerin. Männer sind in der Regel darauf konzentriert, durch Stoßen und Reiben einen Prostatadruck auszuüben. Der Prostatadruck führt zu hoher Erregung und Lust und führt in einer steilen Kurve zur Ejakulation. Eigentlich hat die Natur vorgesehen, dass der Penis ein Organ ist, das über Konsistenz der Vagina, Feuchtigkeit und Temperatur ununterbrochen Daten sammelt. Gerade über die Konsistenz der Vagina, die bei hoher Erregung der Frau sehr viel enger wird, wird im Gehirn des Mannes die Erregung gesteigert. Nicht durch das Stoßen. Und das würde bedeuten, dass Männer den Mut dazu hätten, während der Vereinigung zwischendurch auch ruhig zu verharren, darauf zu lauschen, was dann im Genitalbereich passiert. Das eröffnet natürlich auch der Frau die Möglichkeit, ihre Empfindungen im Genitalbereich besser kennenzulernen.

Wer's ausprobiert, wird feststellen, es wird einem nichts weggenommen, sondern etwas Lustvolles geschenkt. In vielen Tantra-Seminaren haben wir erkannt, dass es Männern eine ganz neue Gefühlswelt eröffnen könnte, wenn sie hier den Fokus ändern würden.

Ihr habt ja auch eine wunderbare Körpermeditation entwickelt, die Paaren oder Frauen und Männern hilft, in dieses Fühlen hineinzukommen. Vielleicht erzählst Du uns darüber ein bisschen etwas.

Wir hatten damals überlegt, dass wir das Programmdenken in der Sexualität und das damit verbundene Leistungsdenken nur verändern können, wenn Männer und Frauen genital eine Berührung bekommen, die kein Ziel hat. Das ist das Wesentliche. Unsere Massagen – das sind Ganzkörpermassagen unter Einbezug der Genitalien – haben nicht das Ziel, dass derjenige, der sie bekommt, einen Orgasmus

erlebt. Sondern das Ziel ist, eine Erregung kennenzulernen und in ihr zu verweilen. Das ist das Wichtigste. Und dieses Verweilen in der Erregung eröffnet erst die Möglichkeit zum Fühlen. Wenn man immer auf das Ziel konzentriert ist (Oh, wann komm ich jetzt? Wann komm ich jetzt? Wann komm ich jetzt?), dann kann man das Gefühl der Erregung gar nicht mehr wahrnehmen.

Die Erregung kennenzulernen ist das Ziel der Massagen. Und – damit verbunden – zu lernen, dass, wenn eine Erregung da ist, nichts Weiteres passieren muss. So kann man erleben, dass Erregung zu einer großen Vitalisierung führt, die die nächsten 3 Tage anhält. Dieses extrem starke Bedürfnis – dem, wie wir es nennen, programmierten Bedürfnis, der Erregung eine Klimax, also einen genitalen Reflex, folgen zu lassen, kann man so mildern, dass die Erregung selbst viel mehr genossen werden kann. Und das hat dazu geführt, dass sowohl Männer als auch Frauen die Entstehung der Erregung viel, viel besser erlebten, als sie es bis dahin kannten. Bei den Massagen sind die Augen geschlossen – auch bei demjenigen, der die Massagen gibt.

Es ist ein Streicheln. Streicheln ist die Urerfahrung des Menschen. Es ist ein universelles Geschehen. Alle Babys, die zur Welt kommen, werden gestreichelt. Zur Beruhigung. Und dieses Streicheln in einem fließenden, nicht absetzenden Vorgang ist im Grunde genommen die Massage. Auch im Genitalbereich. Es wird nirgendwo verweilt. Die Klitoris wird nicht besonders beachtet oder gestreichelt und auch der Mann erfährt keine besondere Penismassage. Dem Gehirn wird so angedeutet, hier wird jetzt nichts so ablaufen, wie du es gewohnt bist und wie du es erwartest. Das Gehirn muss lernen, das Muster-Sexprogramm fallen zu lassen.

Es ist am Anfang verwirrend. Aber, wenn man es ein paarmal macht, bauen sich plötzlich ganz neue Empfindungen im Genitalbereich auf. Sie werden breiter. Sie werden vielfältiger. Es entstehen über die neuronalen Verknüpfungen im ganzen Körper Empfindungen, die man vorher noch nicht kannte. Diese einstündige Massage bewirkt, dass die Teilnehmer sich selbst kennenlernen – und ihr Erwartungsprogramm. Sie lernen, dass sie ihr Erwartungsprogramm loslassen müssen und erst, wenn sie es loslassen, merken sie, zu welchen unglaublichen Empfindungen der Körper in der Lage ist. Zu Empfindungen, die sich dann ins Gehirn fortpflanzen. Das ist der Sinn dieser Massage.

Die Bereicherung für den gewohnten Sex mit dem Partner entsteht dadurch, dass das Gehirn die Empfindungserlebnisse aus diesen Massagen mit hinein nimmt in das ganz normale Sexualprogramm, das man in der Partnerschaft aufgebaut hat. Kein Teilnehmer wird aufgefordert, sein gewohntes Sexualverhalten zu ändern, sondern die Paare werden gebeten, diese Massage nebenher in ihr Leben zu integrieren. Die Erfahrungen zeigen, dass sich sowohl die Erlebnisfähigkeit als auch das gewohnheitsmäßige Verhalten ganz von alleine zu einer hohen Bereicherung ändern.

Wir schulen praktisch unsere Empfindungsfähigkeit ganzkörperlich auf diese Art und Weise und bringen das hinein, in das Zusammensein?

Ja. So ist es.

Und wie kann man diese Massagen bekommen? Und wenn sich jetzt jemand dafür interessieren würde, wie kann sich Mann oder Frau das jetzt vorstellen?

Zum einen ist es im Buch sehr detailliert beschrieben. Man kann das durchaus über das Buch beginnen und zu Hause üben. Es ist aber besser, man macht als Initialerlebnis einen solchen Workshop mit. Wir bieten diese Workshops für Frauen alleine, für Männer alleine oder auch für Paare an. In den Workshops erlernt man diese Massage. Da lernt und erlebt man auch, was man alles verkehrt machen kann. Obwohl ja eigentlich nicht viel passiert außer streicheln, kann vieles verkehrt laufen. Dann ist die Aufgabe, das Gelernte zu Hause weiter zu praktizieren und zu erleben, sodass es auf Dauer tatsächlich zu einer ganz neuen Art von sexuellen Gefühlen kommt. Es geht immer um die Gefühle, die eigentlich in die Sexualität hineingehören. Erregungsgefühle.

Ich habe in Eurem Buch gelesen, dass diese Massage bei Traumata auch sehr wirkungsvoll ist, bei Vergewaltigungstraumata z.B. Vielleicht magst Du da noch etwas dazu erzählen. Welche Funktion hat die Massage hier?

Ja. Die Erfindung dieser Massage galt ursprünglich Frauen, aber auch Männern (wir haben auch traumatisierte Männer gehabt), um ihre Traumata zu überwinden. Noch mal zur Wiederholung, Streicheln ist die Urerfahrung des Menschen zur Beruhigung und Befreiung von Bedrohung.

Nehmen wir an, eine Frau hat sexuellen Missbrauch mit Würgen erlebt. Die Heilungsarbeit beginnt damit, dass man zusammen mit ihr die Stellen an ihrem Körper, die hochgradig negativ besetzt sind, mit einem Filzstift markiert. Somit weiß der Massierende, wo sich die Stellen befinden, bei denen das Trauma aktiviert wird und die Frau in Panik- oder Angstzustände geraten könnte. Ihr wird dann versprochen, dass diese Stellen nicht berührt werden. Sie alleine bestimmt, wann und in welchem Grad diese Stellen gestreichelt werden. Es kann lange dauern, bis sie das zulässt. Aber die Methode hat gezeigt, dass über das Streicheln und die Entscheidungsfreiheit der Frau, wann, wie und wieviel diese Stellen berührt bzw. gestreichelt werden dürfen, eine Heilung eintritt, eine kognitive Umprogrammierung, von extremer angstbesetzter Abwehr hin zu einer erst akzeptierten, später als angenehm empfundenen Berührung. Das heißt, das Gehirn nimmt wahr, dass es da nicht mehr „weh tut“, sondern ganz im Gegenteil angenehm wird. Also, es fühlt sich gut an. Sehr im Sinne einer Körpertherapie.

Wie lange dauert es in etwa, bis so ein Trauma beginnt, sich zu wandeln?

Das hängt von den Zielen ab. Bis die betroffene Frau eine Änderung in der Empfindung spürt, braucht es in schweren Fällen bestimmt 20 Massagen. Aber dann ist aus einer angstbesetzten Abwehr noch kein Wohlgefühl geworden. Eine Heilung im Sinne einer lustfähigen Partnerschaft mit einem Mann oder auch einer Frau braucht sicherlich länger. Wie lange, das hängt natürlich vom Einzelfall ab.

Ja, es geht ja sehr stark um Hingabe. Und Hingabe ist ein Stichwort, das ganz wichtig in diesem Buch ist. Was würdest Du denn Frauen raten, wenn sie sehen, sie möchten gerne wieder in diese Hingabe hineinkommen?

Hingabe bedeutet „überlassen“. Man muss erstmal überlegen, was das überhaupt ist. Hingabe heißt: Sich selbst dem eigenen Körper zu überlassen. Frauen, die geboren haben, erinnere ich oft an die Presswehen. Spätestens, wenn diese einsetzen, weiß Frau, dass sie ausgeliefert ist, dass eine Kraft sie in die Hand nimmt, der sie nichts entgegenzusetzen kann. Die Frau spürt, da muss ich mich reingeben. Hingeben. Damit es zum Erfolg führen kann. Hingabe heißt, sich überlassen können. Und nicht mehr innerlich etwas abspulen, sich geschickt bewegen, sich anpassen. Hingabe heißt in der Sexualität, Körper und Gehirn ab einem bestimmten Erregungspunkt alleine tätig werden zu lassen. Frauen haben ganz oft im Kopf mehrere „Ordner“. Die sind voll mit Erfahrungen mit diesem Mann. Und diese „Ordner“ öffnen sich beim Sex. Alle Erfahrungen mit diesem Mann reisen durchs Gehirn, genau dann, wenn die Liebkosungen beginnen. Damit wird jede Hingabe vereitelt. Sowohl an sich selbst als auch an den Partner.

Und was hilft da? Was rätst Du an diesem Punkt?

Ja. Das Tolle an diesen Massagen ist, wenn man sie praktiziert, lernt das Gehirn, genau das loszulassen, sich diesen Berührungen zu überlassen, die man bekommt.

Wenn wir noch kurz zusammenfassen. Eine Frau zwischen 40 und 60, die bemerkt, dass sie in ihrer Sexualität – entweder mit ihrem Partner unglücklich und unzufrieden ist oder diese Lustlosigkeit empfindet bzw. auch allein ist – es gibt ja viele Frauen in diesem Alter, die alleine sind. Was würdest Du diesen Frauen auf dem Weg mitgeben?

Die Frauen, die in längeren Partnerschaften leben, die würde ich ermutigen wollen, erstmal für ihr Gefühlsleben in die Eigenverantwortung zu gehen. Und zu versuchen, mit den Männern darüber zu reden, dass zum Beispiel Erektionsschwächen kein Drama sind und man nicht kommen muss. Keines von beiden. Nichts läuft weg. Dass man sich gegenseitig Erregungen geben kann, die sich unglaublich schön anfühlen. In denen man schwimmt. Mit dem ganzen Seelenleben. Das ist auch für Männer etwas sehr Wichtiges, weil ein Mann mit Freude an der eigenen Erregung und der Erregung seiner Partnerin eine ganz andere – Frauen erregende – Ausstrahlung besitzt. Alles andere stellt sich von alleine ein. Dann dafür zu sorgen, dass die aktuelle Stimmung, die man hat, ein eigenes Problem ist. Für Frauen, die alleine sind, ist ein neuer Umgang mit der Selbstbefriedigung so wichtig. Die Frau sollte Spannungen nicht einfach wegstreicheln, wegmassieren, sondern sie sollte lernen, diese Spannungen auch als etwas Vitalisierendes zu erleben. Diese Erregung auch mal eine Zeitlang einfach zu behalten und sich dann Zeit nehmen, den eigenen Körper als das weibliche Universum zu erleben. Und dann wird sie erleben, dass die Selbstbefriedigung sehr viel schöner ist.

Das heißt also, der Weg aus dieser Lustlosigkeit heraus ist, sich ganz bewusst um seine eigenen Gefühlszustände zu kümmern, selbst Verantwortung zu übernehmen.

Ja.

Und andererseits diese Massagen zu machen, um neue Erlebnisse jenseits der eingefahrenen Programme zu lernen.

So ist es. Das Gehirn hat die Fähigkeit, etwas zu generalisieren, neue Gefühle kennenzulernen. Und wenn die Gefühle gut sind – für das Gehirn, für eine Entladung zu sorgen, dann nimmt es die mit. Das heißt also, das, was ich woanders erlebe oder auch in diesen Massagen erlebe, das nimmt das Gehirn in den nächsten Partnerschaftssex mit. Und damit kommt man zu ganz neuen Gefühlen. Und die große Lustlosigkeit oder dieses Flache verliert sich.

Liebe Ulrike. Dann dank ich Dir wirklich sehr für dieses ganz spannende Gespräch und für einen sehr interessanten Blick in ein Thema, das uns alle so interessiert und von dem wir alle so wenig wissen.

Ja. Ich danke Dir auch. War sehr schön.

Autorinnen

Mag. rer. soc. oec Irene Fellner, Soul Sisters – Zentrum für Frauen in der Lebensmitte, Goldeggasse 2/5, A 1040 Wien, www.irene-fellner.com; Dipl. oec. troph., Diplom Sozialwirtin, Ulrike Kleynmans-Surholt, Ludwig-Thoma-Strasse 6, 91054 Erlangen, e-mail: ulrike.kleynmans-surholt@gmx.de

Nachruf auf Sophinette Becker (15. Dezember 1950 – 24. Oktober 2019)*



© Bernd Hartung

Sophinette Becker, „die Grande Dame“ der Frankfurter Sexualwissenschaft, ist von uns gegangen.

Sie starb im Alter von 69 Jahren unerwartet am 24. Oktober 2019. Eine ihrer Nichten formulierte es auf der Trauerfeier in Frankfurt so: „Es war, als wäre sie einmal um die Ecke gegangen, um Zigaretten zu holen und nicht wieder gekommen.“ Sophinette war bekennende Raucherin. Sie bezeichnete mich gegenüber Helmut Schmidt einmal als den Schutzheiligen aller Raucher. (Man muss wissen, Sophinette Becker ging vor ihrem Studium auf ein katholisches Nonneninternat).

Ich selbst habe Sophinette Becker nur auf gemeinsamen Sitzungen und bei Vorträgen erleben können, privat hatten wir leider keinen Kontakt. Etwas von ihrer privaten Seite habe ich gewissermaßen erst nach ihrem Tod erfahren. Durch die Reden ihrer Familienangehörigen (ihrer Brüder, ihrer Nichten und Neffen) auf der Trauerfeier. Die Reden haben mich sehr berührt. Sophinette Becker war nicht nur eine intelligente, kritische Streiterin in der Sache, sie hatte offenbar auch eine sehr liebevolle Seite.

Nach ihrem Psychologiestudium und einer mehrjährigen Tätigkeit an der Psychosomatischen Klinik der Universität Heidelberg trat Sophinette Becker 1989 als Psychoanalytische Psychotherapeutin in das von Volkmar Sigusch geleitete Institut für Sexualwissenschaft der Uniklinik Frankfurt ein. Dort wurde sie zu der tragenden Säule des Instituts. Sie beschäftigte sich schwerpunktmäßig mit den Themen Geschlechtsidentitäten, Perversionen bei Männern und Frauen sowie dem kulturellen Wandel der Sexualität.

* Gehalten am 22.11.2019 auf der Mitgliederversammlung der DGSMW im Rahmen der Jahrestagung 2019 in Berlin.

Als die Leitung der Uniklinik nach der Emeritierung von Volkmar Sigusch 2006 die Abwicklung des Instituts betrieb, hielt sie die Fahne der Sexualmedizin weiter hoch. Selbst unter den widrigsten Umständen. Es gab viele Bemühungen seitens der Uniklinikleitung sie mundtot zu machen. 2011 schied sie aus der Uniklinik aus. Danach arbeitete sie bis zuletzt in freier Praxis.

Sophinette Becker nannte die Dinge stets klar beim Namen. Sie passte sich nie opportunistisch an. Sie versuchte sich immer selbst ein Bild von etwas zu machen und übernahm nicht einfach eine Position, so einleuchtend sie auf den ersten Blick auch erscheinen mochte.

Sie war äußerst zielsicher, wenn es darum ging, Widersprüche offen zu legen. Ein Beispiel: Einer ihrer Kommentare zur pubertätsunterdrückenden Hormongabe. Ich zitiere aus dem Interview mit Julia König von 2016 („Sexualität, die stört“. Ein Gespräch. In: *Freie Assoziation* 19[1], 118):

„Man sagt es sei das Recht des Kindes, das Kind sei in der Lage, mit 9, 10, 11 Jahren zu entscheiden, dass es die bevorstehende Pubertät nicht will. Von der es gar nicht weiß, wie sie ist. Es entscheidet somit unwissend, es entscheidet schlicht, dass es das ungewisse Bevorstehende nicht will.“

Aus der Leitlinienkommission „Geschlechtsinkongruenz, Geschlechtsdysphorie und Trans-Gesundheit“ schied sie wie Hartmut Bosinski aus. Offenbar hatte sie den Eindruck, dass ein weiterer Verbleib reine Energieverschwendung war. Es gibt auch so etwas wie einen ökologischen Umgang mit der Lebensenergie. Auf unseren AK-Sitzungen übte sie dann heftige Kritik an diesen Leitlinien. Das letzte Mal habe ich mit Sophinette Becker im Aufzug nach der letzten Sitzung des Arbeitskreises „Transidentität“ gesprochen. Beide waren wir über den Sitzungsverlauf ziemlich frustriert. Zu dieser Sitzung waren auch Vertreter_innen des Bundesverbands Trans* und der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität erschienen. Diese versuchten in unangenehmer Weise, dort die Meinungsführerschaft zu übernehmen. Ich bemerkte nur, wenn das so weiter geht, komme ich nicht mehr zu den Sitzungen. Sie antwortete, ich auch nicht!

Leider wird sie nun wirklich nicht mehr zu den Sitzungen kommen können. Sie hat die große Diskussionsrunde da oben vergrößert. Für uns ein wirklich schmerzlicher Verlust!

Liebe Anwesende, ich bitte Sie, sich im Gedenken an Sophinette Becker für eine Schweigeminute von Ihren Plätzen zu erheben!

Hermann Berberich (Hofheim a.T.)



Jürgen Straub

Das optimierte Selbst. Kompetenzimperative und Steigerungstechnologien in der Optimierungsgesellschaft

Psychosozial-Verlag 2019

373 Seiten, kart., 39,90 €

Selbst-Optimierung ist in Mode – im beruflichen wie im privaten Leben. Das zeigt sich nicht zuletzt im Feld der Psychotherapie. Ihrem Namen zum Trotz geht es auch hier manchmal nicht mehr um Heilung, sondern um Optimierung: Enhancement des Körpers, des Selbst, des Seelenlebens. Viele Menschen unterwerfen sich scheinbar freiwillig gesellschaftlichen Kompetenz- und Leistungsimperativen und geraten oft in nicht mehr kontrollierbare Endlosspiralen der Selbstoptimierung. Solche „autonomen Subjekte“ bewegen sich in neuer Weise in einem merkwürdigen Übergangsfeld zwischen Autonomie und Heteronomie.

Jürgen Straub untersucht Praxen und Technologien der Selbstformung – von traditionellen Weisen, das eigene Selbst zu gestalten, über technische, medikamentöse und chirurgische Manipulationen bis hin zu biotechnologischen und gentechnischen Visionen einer »positiven Eugenik«.



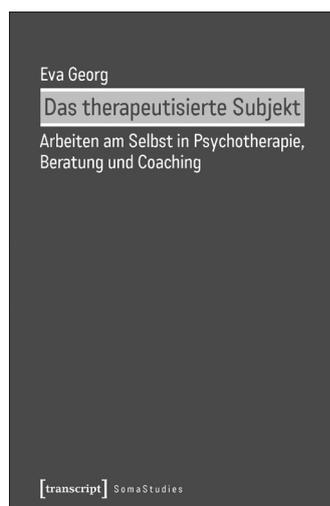
Daniel Rode / Martin Stern (Hg.)

Self-Tracking, Selfies, Tinder und Co. Konstellationen von Körper, Medien und Selbst in der Gegenwart

transcript Verlag 2019

286 Seiten, kart., 34,99 €

Das digitale Vermessen körperlicher Aktivitäten, die bildliche Selbstinszenierung mit dem Smartphone am ausgestreckten Arm, die Partnersuche per Links- bzw. Rechtswisch auf dem Display – zeitgenössische Medienpraktiken betreiben je spezifische Inszenierungen und Aufführungen der Person und ihres Körpers. Dadurch zeigen sich kulturelle Dynamiken, die durch die Integration mobiler und körpernaher Techniken in den Alltag, durch mediale wie visuelle Hinwendung zum Körper und durch (spielerische) Aufführung einer Arbeit am Selbst bestimmt sind. Die Beiträger_innen des Bandes untersuchen diese Dynamiken, indem sie u.a. aus sportwissenschaftlicher, soziologischer, pädagogischer, philosophischer und medienwissenschaftlicher Perspektive nach gegenwärtigen Konstellationen von Körper, Medien und Selbst fragen.



Eva Georg

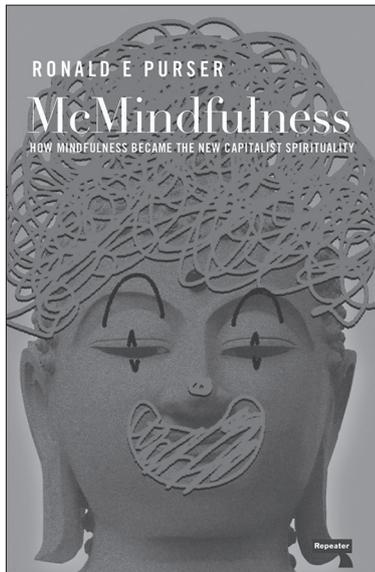
Das therapeutisierte Subjekt

Arbeiten am Selbst in Psychotherapie, Beratung und Coaching

transcript Verlag 2020

314 Seiten, kart., 29,99 €

„Da muss ich noch an mir arbeiten!“ Doch an was genau wollen wir eigentlich arbeiten, wenn wir solche Vorsätze postulieren? Eva Georg liefert hierzu eine Analyse der Konstitution des (neo-) liberalen Subjekts im Kontext einer „Therapeutisierung der Gesellschaft“. Unter Bezugnahme auf Michel Foucault, die Quantenphysikerin Karen Barad und die buddhistische Philosophie nimmt sie eine Neuverhandlung der Frage nach der „Arbeit am Selbst“ vor. Dabei adressiert sie ethische und feministische Debatten um die Relationalität von Subjektivität ebenso wie eine postkoloniale Perspektivierung westlicher Buddhismus-Rezeptionen – und liefert einen innovativen Beitrag für das noch junge Feld der Beratungswissenschaften, den Neuen Kritischen Materialismus sowie die Praxis von Psychotherapie, Beratung und Coaching.



Purser, Ronald E., *McMindfulness. How Mindfulness became the New Capitalist Spirituality*, Repeater, London 2019, 304 S., br., 10,99 €

Ronald E. Purser ist Professor für Management an der San Francisco State University und ordiniertes Zen-Lehrer in der koreanischen Linie des buddhistischen Taego Zen Ordens. In dieser exzellenten Studie kritisiert Purser den pseudobuddhistischen Wohlfühlwahn in westlichen Gesellschaften.

Der Molekularbiologe Jon Kabat-Zinn vermarktet seit den späten 1970ern sehr erfolgreich die Achtsamkeitsbasierte Stressreduktion („Mindfulness-based Stress Reduction“, MBSR). Urteilsfrei stets im Moment zu leben, entfalte nach Kabat-Zinn eine revolutionäre Transformationskraft, die Stress und negative Emotionen verschwinden lasse und die Welt verändere. Zu Kabat-Zinns zahlreichen, auch auf Deutsch erschienenen Bestsellern zählen Titel wie *Full Catastrophe Living*, dt.: *Gesund durch Meditation* (2013), *Letting Everything Become Your Teacher*, dt.: *Jeder Augenblick kann dein Lehrer sein* (2014) und *Where You Go, There You Are*, dt.: *Im Alltag Ruhe finden* (2015). Achtsamkeit soll gegenwärtig eine 4 Milliarden Dollarindustrie sein (13).

Purser kritisiert Kabat-Zinns Ansatz als eine Privatisierung und Pathologisierung von Stress, der die gesellschaftlichen Ursachen von Stress nicht nur leugne, sondern reifiziere. Das atomisierte Individuum werde für eine kapitalistische Psychopolitik in die Verantwortung genommen, die u.a. durch die Monetarisierung und systematische Manipulation menschlicher Aufmerksamkeit von Unternehmen wie Google, Facebook, Twitter und Apple vorangetrieben wird. Digitalisierung erhöht das Stresslevel.¹ Achtsamkeit, Wohlfühlindustrie und Positive

Psychologie depolitisieren und privatisieren Stress (11). Pervertierte Aufmerksamkeitstherapeuten verkauften Individuen die mentale Selbstausschöpfung im Namen der Freiheit (21). Auch Slavoj Žižek (zit. 29) erkennt in der Aufmerksamkeitsindustrie eine ideologische Form, die Arbeitnehmer befähigt, über die gesunden Grenzen hinaus vollumfänglich an den kapitalistischen Dynamiken teilzunehmen und gleichzeitig den Anschein mentaler Gesundheit zu wahren. Achtsamkeitstrainings nähmen grausame Züge an, wenn Individuen mit überzogenen neoliberalen Phantasien von Selbstkontrolle ihr Leid damit nur verlängern (45).

Stress ist ein natürliches Alarmsignal, dass etwas nicht stimmt. Purser fasst die Ergebnisse der medizinischen Stressforschung prägnant zusammen, von irrationalen Verhalten, Hysterie (145), Tagträumerei über das Allgemeine Anpassungssyndrom (57), Aufmerksamkeitsstörungen, Antriebslosigkeit, Depression, Existenzangst, Angststörungen, Zwangsstörungen bis hin zu Erschöpfung, mangelnder Selbstkontrolle und Burnout. Als besondere Blüte erzählt er wie die Tabaklobby in den 1960ern medizinische Forschungen förderte, die zeigen sollten, dass männliche Stressneigung mit Krebserkrankungen korreliere und Nikotin Stresssymptome verringere (60–63).

Besonders gegen den Strich gehen Purser die Instrumentalisierung und Ausbeutung buddhistischer Lehren (83). Quietistisch wie ein Toter tatenlos dazusitzen, ohne Mitgefühl für das Leid und die Ungerechtigkeit in seinem Umfeld, habe nichts mit Buddhismus zu tun (98): Wer aufhöre zu denken, würde „fünfhundert Äonen als hirnloser Zombie verbringen“ (99). Echte Aufmerksamkeit sei deutlich mehr als ein mentales Narkotikum.

Purser nahm selbst an Kursen für Achtsamkeitsbasierte Stressreduktion teil. Das Initiationsritual dieser Kurse ist das langsame Betrachten, Fühlen und Essen einer Rosine über mehrere Minuten (103). Die meisten Kursteilnehmer kamen auf Empfehlung ihrer Psychotherapeuten, die sie wegen chronischer Stressbelastungen konsultierten (104). Der epidemisch gewordene chronische Stress (inkl. Burnout, Depression und Apathie) aber habe klare gesellschaftliche und politische Ursachen (109). Sinn der buddhistischen Achtsamkeit sei jedoch nicht das effizientere Aushalten des spätkapitalistischen Hamsterrades.

Besonders empört sich Purser über Achtsamkeitstrainings bei Unternehmen. Bei Google besuchte Purser einen Zwei-Tages-Workshop für 950 Dollar (131). Desse Lehrers vermittelte: „Stress wird uns nicht von außen aufgezwungen, Stress erschaffen wir allein in uns selbst“ (138). Auch hier meldet Purser Zweifel an: Die Instrumentalisierung buddhistischer Praktiken zur Ruhigstel-

¹ Vgl. Wagner, G., 2019. „Wann ist Erholung eigentlich Arbeit gewor-

den?“ in: Die Zeit, 04.09.2019, <https://www.zeit.de/arbeit/2019-08/selbstoptimierung-stress-stressmanagement-achtsamkeit>

lung berechtigter Beschwerden quengeliger Angestellter sei nicht im Sinne des Erfinders. In einem weiteren Kapitel experimentiert Purser mit der Achtsamkeits-App *Head-space* (162), die bei Abo-Abschluss die digitale Detox-Kur unterstützt und so den Stress lindert, den das Smartphone verursacht.

Um es klar zu sagen: Purser behauptet nicht, dass Achtsamkeit nicht funktioniere. Im Gegenteil, er zitiert zahlreiche Studien, die darauf hinweisen, dass Achtsamkeit bei Stressbelastungen genauso hilfreich ist wie Sport. Jedoch zeigt er, dass die Vermarktung psychomentaler Selbstdisziplinierung einem grausamen neoliberalen Skript folgt. Und er kritisiert verantwortungslose Psychologen, die sämtliche Stress-Patienten zum Achtsamkeitstraining schicken. Wer beispielsweise an einer handfesten Depression leidet und eine leichte Suizidneigung ausbrütet, sollte alles machen außer sich hinsetzen, sozial weiter isolieren und in sich hineinhorchen (199). Küchennervenkunde („folk neurology“, 200) nennt Purser die arrogante Achtsamkeitsempfehlung an alle Ausbrennenden.

Ein weiteres Feld ist die Instrumentalisierung von Achtsamkeit durch das Militär (203–217) – es geht um „Mindful Warriors“. Zunächst wurde Achtsamkeit als Therapie traumatisierter Kriegsveteranen angewandt, mittlerweile wird sie bereits im Vorfeld des militärischen Einsatzes zur Optimierung der soldatischen Kampffähigkeiten unterrichtet (203). Insbesondere bei Drohnenpiloten erscheint nach Purser diese Technik erfolgreich. Purser kritisiert die Entblößung der Meditationstechniken von den ethischen Lehren, in die sie traditionell eingebettet sind: „Telling us that mindfulness is a prophylactic against ‚the stressors of deployment‘ is nothing but a smokescreen for the mission of killing.“ (204) Wer schlecht schlafte, weil er hauptberuflich tötet, sollte vielleicht nicht meditieren, sondern seine Berufswahl kritisch hinterfragen.

Ethisch wird dies schnell zur Zwickmühle: Wenn wir aufgrund von gesellschaftlich geforderter Überforderung uns mit Achtsamkeit selbst disziplinieren, funktionieren wir zwar effektiver, aber wir verändern nichts an den sozialen Umständen und vergrößern dadurch noch das Leid unserer Mitmenschen (241). Eine Achtsamkeit, die uns von negativen Bewertungsurteilen abhält und die wir primär als Durchhalteinstrument einsetzen, ist kein Ersatzbuddhismus (247). Der Buddhismus begreift das Leiden als Wegweiser in eine bessere Welt. Die Wohlfühlindustrie hingegen predigt bloße Kritikinversion und individualisiert Stress zu einem persönlichen Problem (252).

Die Ebene, auf der Achtsamkeitsdiskurse sexualtherapeutisch relevant erscheinen, wird in diesem Buch nicht explizit abgearbeitet, aber der Transfer liegt auf der Hand: Hypervigilanz, Abkopplung, Ablenkung und Achtsamkeitsüberforderung kann die sexuelle Performanz wie alle anderen Performanzen negativ beeinflussen. Acht-

samkeit lindert in den meisten Fällen wohl Symptome wie Libidoverlust und körperliche Entfremdungsgefühle,² aber sie löst keines der zugrundeliegenden Probleme. Die radikale Fokussierung auf das urteilsfreie momentane individuelle Empfinden ist hochgradig narzisstisch und fördert die Ausblendung des Partners. Das Ganze verhält sich ähnlich wie Hartmut Rosas Resonanztipps:³ Natürlich macht es glücklich, kurz innezuhalten und den Kindern am Frühstückstisch sorgenfrei minutenlang ins mampfende Gesicht zu blicken. Aber das hilft einer alleinerziehenden Mutter mit drei Kindern und zwei Jobs letztlich nicht bei der Bewältigung ihrer alltäglichen Beschleunigungs- und Entfremdungsdynamiken⁴ und daher kann man diese Herangehensweise als zynisch kritisieren. Wir müssen die Ursachen der Achtsamkeitsstörungen stärker in den Blick nehmen und nicht nur den mentalen Wirbelwind betäuben.

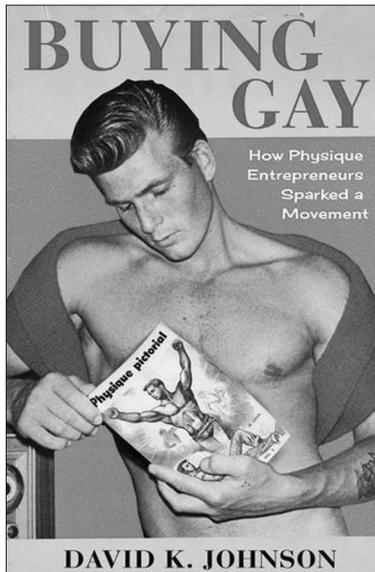
Pusers fachlich fundierte Kritik an den spätmodernen Wohlfühlindustrien ist eine Offenbarung. Dies ist ohne Übertreibung das wichtigste Buch, das ich seit langer Zeit gelesen habe. Kurzwellig geschrieben, mit viel Witz und doch erschreckend ernst, erbaulich, prägnant und mit zahllosen Verweisen auf aktuelle medizinische Studien. *McMindfulness* sei nachdrücklich jedem empfohlen, der bereits Stresserfahrungen durchlebte oder mit Menschen zu tun hat, die regelmäßig Stresserlebnisse berichten. Dieses Buch ist ein Weckruf, ganz genau hinzuschauen, wo wir welchen Stress verorten sollten, und nicht nur die Zähne zusammenzubeißen, die eigenen kognitiven Attributionsstile zu hinterfragen oder das stets stöhnende Gewissen lahm zu legen. Psychotherapeuten, die ihren Klienten raten, ihre Denkmuster zu reflektieren, sollten dieses Buch genau studieren. Man sollte auch stets ein zusätzliches Exemplar bei sich tragen und es dem nächsten „Meditier doch mal!“-Schnuffi empathisch und mitfühlend zur Lektüre empfehlen.

Thomas K. Gugler (Frankfurt a.M.)

² Vgl. Brotto, L., 2018. *Better Sex Through Mindfulness. How Women Can Cultivate Desire*. Greystone, Vancouver.

³ Rosa, H., 2016. *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Suhrkamp, Berlin, 13.

⁴ Rosa, H., 2013. *Beschleunigung und Entfremdung*. Suhrkamp, Berlin.



Johnson, David K., *Buying Gay. How Physique Entrepreneurs Sparked a Movement*, Columbia Studies in the History of U.S. Capitalism, Columbia University Press, New York 2019, 328 S., geb., 32 \$

Ab den 1980er Jahren setzte sich in der westlichen Geschichtswissenschaft allmählich die Erkenntnis durch, dass nicht unbedingt militärische oder politische Führer bzw. einzelne historische Ereignisse, sondern auch gesamtgesellschaftliche Prozesse zu Veränderungen führen, die dann in Revolutionen, juristischen Neuregelungen oder Regimewechseln münden können. In dieser Zeitspanne erlebte die Sexualgeschichtsschreibung ebenfalls einen erheblichen Aufschwung, doch blieben ihre Vertreter dem überkommenen positivistisch-historistischen Weltbild verhaftet, das ihre Kollegen allmählich abstreiften. Noch lange glaub(t)en Sexualhistoriker an die alleinige Wirkung einzelner Lichtgestalten (Hirschfeld, Freud, Kinsey) oder Ereignisse (Stonewall). Sie vernachlässigten nahezu vollkommen die befreiende Wirkung kapitalistischer Marktmechanismen, wie auch David K. Johnson selbstkritisch im Vorwort des vorliegenden Buches vermerkt (VII).

Nun stellt Johnson die visuelle Wirkung von sogenannten „physique magazines“ der 1950er und 1960er Jahre vor und deren die sexuelle Moralvorstellungen unterschwellig konterkarierenden Inhalte. In der Sexualgeschichtsschreibung galten sie als Symbol der versteckt lebenden Homosexuellen während der Ära von sexueller Unterdrückung. Doch Johnson sieht in ihnen ein subversives Vehikel, ohne dessen Existenz ein sexualpolitisches Emanzipationsbewusstsein niemals so viele gleichgeschlechtlich Liebende in den USA hätte erreichen können.

Das Buch ist in sieben Hauptkapitel gegliedert, denen eine Einleitung, ein umfangreicher bibliographischer Apparat sowie ein Register beigeordnet sind. Das letzte Kapitel

„The Physique Legacy“ fungiert gleichermaßen als Zusammenfassung und Ausblick.

Kurz nach Kriegsende hatte in Kalifornien der Fotograf Robert „Bob“ Mizer begonnen, Abbildungen muskulöser Männer in Heftchen zu vermarkten. Im Gegensatz zu den sexfeindlichen Bildwerken amerikanischer Lebensreformer und den auf Jünglinge beschränkten Schönheitsheften der Zeit vor 1945 standen für Mizer gesunde, Körperfreude und seelisches Glück gleichermaßen ausstrahlende Männer im Mittelpunkt. Seine 1951 auf den Markt gebrachte Zeitschrift *Physique Pictorial* sprach am Körperbewusstsein interessierte Männer aller Schichten an, ohne dass diese unbedingt gleichgeschlechtlich lebten – womit Mizer zentrale Forschungsergebnisse Alfred Kinseys reflektierte (37).

Kinsey hatte in seinem *Report* von 1948/53 durch empirische Befragungen herausgefunden, dass gleichgeschlechtliche Vorlieben nicht zwingend mit der Ausbildung einer homosexuellen Identität einhergehen mussten. Dies hing u.a. mit der Pathologisierung der Homosexualität zusammen, aber auch mit der Unmöglichkeit, objektive Informationen über das eigene Sexualleben einzuholen.

Diese Informationslücke schloss *Physique Pictorial*, da die Zeitschrift alsbald den Aufbau von Freundeskreisen koordinierte, Kontaktanzeigen beinhaltete und Literatur im Postversand lieferte. Erhältlich war das Magazin zunächst an ausgewählten Zeitungsverkaufsständen.

Neben Mizer gab es weitere Akteure. Ab 1949 hatte der Cory Book Service Romane und Kurzgeschichten bereitgestellt, die gleichgeschlechtliche, nicht unbedingt tragisch endende Inhalte aufwiesen. Während Sittenwächter hinter der Firma eine mysteriöse Clique verdorbener Männer vermuteten, leitete in Wahrheit eine auf Long Island lebende Hausfrau mit Namen Elsie Carlton das Unternehmen (72). Ikonographische Überhöhung erlebte die Welle der gut aussehenden Muskelmänner und ihrer Lebensgeschichten durch die vielfach abgedruckten Gemälde von George Quaintance (93).

Ende der 1950er Jahre zeigten sich dann die Grenzen des Marktes als der Herausgeber der Zeitschrift *VIM* sein Journal eindeutig als „von Männern für Männer“ präsentierte (126). Der Direktor der amerikanischen Post Arthur Summerfield begann nun einen Feldzug gegen *VIM*, den zugehörigen Postversand Adonis Male Club sowie weitere ihm als sittlich anstößig erscheinende Magazine.

Zwar hatte der amerikanische Oberste Gerichtshof gerade die Grenzen des Obszönen eingeschränkt, doch Summerfield vertraute auf die Meldebereitschaft seiner Mitarbeiter und Kunden. Allerdings trat ihm mit Herman Lynn Womack, Herausgeber dreier Zeitschriften (u.a. *MANual*), ein ebenbürtiger Gegner entgegen. Womack wehrte sich gegen die Beschlagnahme und zog 1961 vor den Obersten Gerichtshof, der entschied, dass die Abbildungen nackter Männer in Zeitschriften nicht zwingend obszön seien und der Post im Übrigen kein Recht auf Zensur zustehe (168).

Ausgehend von diesem Urteil konnte sich im Windschatten der Muskelmagazine nun auch eine sexualpolitische Bewegung entfalten. Denn es waren die Verlage mit ihren Journalen, Freundeskreisen, Kontaktanzeigen und Werbematerial, die bis Anfang der 1960er Jahre genügend Männer für ihre Sexualität und deren Unterdrückung sensibilisiert hatten, sodass sich unter diesen Lesern wiederum engagierte Personen zusammenfanden, die bereit waren, für ihre sexuelle Selbstbestimmung Politik zu machen. Dies wiederum ermöglichte es den Verlegern, dezidiert „schwule“ Magazine auf den Markt zu bringen (187).

Bei neuerlichen Schwierigkeiten mit der Post und ihren Mitarbeitern wirkten beide Seiten – Verleger und Leser – nun zusammen (209). 1967 scheiterte die Post erneut vor dem Obersten Gerichtshof mit ihrem Versuch, einem Lieferanten von Männermagazinen (Directory Services Inc, DSI) die Vertriebswege abzuschneiden. Ab jetzt verzichteten alle Verleger auf die Einordnung ihrer Produkte als „Muskelzeitschriften“ und zielten ganz offen auf die männerliebende Leserschaft. Außerdem hatte sich mit der Subkultur der Ledermänner eine ganz neue Zielgruppe entwickelt, die wirkmächtig der Zeichner Touko Valio Laaksonen unter seinem Pseudonym „Tom of Finland“ bediente.

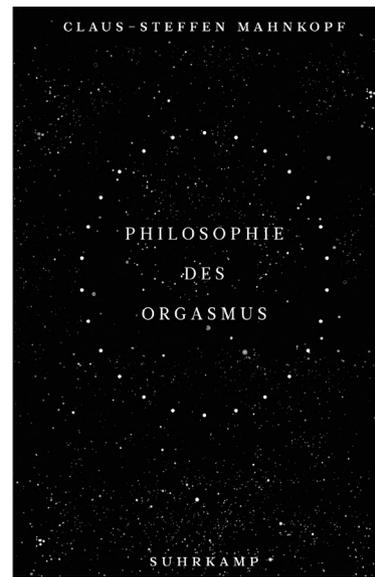
Die Lockerung gesetzlicher Restriktionen in den 1970er Jahren führte zum Aufblühen einer offenen Sexualkultur, an die sich die Zeitschriftenmacher anpassen mussten, um nicht zu untergehen. An die Stelle des reinen Versandhandels traten Ladengeschäfte und die Schwulenzbewegung begann öffentlichkeitswirksam einen Alleinvertretungsanspruch zu entwickeln, in dem für die Wegbereiter der neuen Offenheit kein Platz vorgesehen war.

Im Ganzen handelt es sich bei Johnsons Buch um eine schön geschriebene Studie, in die Zeitumstände, Organisatoren, Leser, Gegner und Befürworter einer sich entfaltenden sexuellen Subkultur gleichermaßen einfließen. Einige Aspekte bleiben jedoch unerwähnt. So war *Physique Pictorial* der Wegbereiter einer weißen Sexualkultur. Für Schwarze, Indigene und Asiaten war darin kein Platz vorgesehen, allenfalls als gelegentliches Sexsymbol. Der Erfolg der Zeitschriften und ihr Niedergang hingen direkt mit der gesellschaftlich akzeptierten Überhöhung des soldatischen amerikanischen Mannes zusammen – als dieses Ideal im Strudel des Vietnamkrieges zerfiel, mussten sich auch die Illustrationen ändern.

Die Uniform ironisch imitierende Darstellungen – Leder – oder gar die unmännlichen effeminierten „Tunten“ avancierten zu neuen Bildhelden. Die sich entfaltende studentische Schwulenzbewegung begriff sich – zumindest in den 1970er Jahren – als Teil einer größeren Bürgerrechtsbewegung mit kapitalismuskritischen Ansichten, die mit einer profitorientierten Zeitschriftenwelt nicht harmonierte. Letztendlich übergeht Johnson die Frage, was mit den zahlreichen männlichen Muskeln und Körper bewundernden,

aber nicht dezidiert schwulen Lesern geschah und wie sich deren Diskurs- und Lebenswelten entwickelten, als ab Mitte der 60er Jahre alle Darstellungen männlicher Körper als *gay* angesehen wurden. Es ist gleichwohl ein schönes und lesenswertes Buch.

Florian G. Mildnerberger (Stuttgart)



Mahnkopf, Claus-Steffen, *Philosophie des Orgasmus*. Suhrkamp Verlag, Berlin 2019, 245 S., kart., 12 €

Mit „Stauen“ (15f) setzte die griechische Philosophie ein. In ihrer neuzeitlichen, durch Gottfried Wilhelm Leibniz und Martin Heidegger reformulierten Version ist es ein Stauen darüber, das überhaupt etwas ist „und nicht vielmehr Nichts“ (177). Diese generelle Grundlosigkeit der menschlichen Existenz eröffnet für Mahnkopf den Zugang zum Orgasmus. Gegenüber rationalen Erklärungen, die ihn auf die Banalität seiner „evolutionären Vorgeschichte“ (40) reduzieren, betrachtet er den Orgasmus gleich einer Vielzahl evolutionär hervorgebrachter, kulturell aber veredelter Phänomene, als ein „verselbständigtes“, „geistiges Faktum“ (42). Doch was macht ihn darüber hinaus so besonders, zu einer Quelle andauernden „Stauens“, sodass er als „Existential“ gelten kann, das „wesentlich zu unserem Dasein gehört“ (25), er das „gute Leben“ vermittelt und im Sinne „einer allgemeinen Theorie der Welt“ (8) zu interpretieren wäre?

Mit diesen Fragen kommt die Philosophie ins Spiel. Doch bevor sie im dritten Teil ihren Auftritt hat, entwirft Mahnkopf im ersten, „Der Orgasmus im Leben“ (13) überschriebenen Teil ein breites Panorama der vielfältigen Erscheinungsformen, in denen der Orgasmus „alltagskulturell“ begegnet. Dies beginnt mit evolutionsbiologischen Überlegungen (27ff), gefolgt von Aspekten der körperlichen

Funktionalität (41ff) und der Rolle, die ihm – pornografisch entleert – in der „Orgasmusindustrie“ (54) zugewiesen wird und endet nach einem Lobgesang auf die Selbstbefriedigung (69ff) und auf die Differenz der Geschlechter (84ff) mit einem Ausblick in die „Zukunft“ (99).

Mahnkopf lehrt Komposition an der Leipziger Hochschule für Musik und Theater, wirft naheliegenderweise die Frage nach dem Orgasmus in der Musik auf. Ein erster Durchgang durch das Genre der Popmusik fällt enttäuschend aus, diese Musik sei „zu einfach gestrickt“, sie taue lediglich für eine „präadulte Sexualität, die kaum mehr als den Trieb kennt“ (63). Fündig wird Mahnkopf hingegen im zweiten Teil des Buches mit dem Titel „Der Orgasmus in der Kunst“ (117), in dem er neben der Literatur, der Malerei, den Erzeugnissen der Filmindustrie auch die Musik durchmustert und in Richard Wagners *Venusbergmusik* orgasmische Stufenfolgen à la Masters und Johnson ausmacht (126ff, vgl. 47, 60). Dass Mahnkopf letztlich doch etwas anderes erwartet, als eine mehr oder weniger gelungene künstlerische Umsetzung erotischer Phantasien, oder einen „wirklichen Realismus anstelle des obszönen Realismus der Pornografie“ (156), klingt in Wendungen wie „metaphysische Hilflosigkeit“ (157), „visuelle Verzauberung“ (160) oder in der Rede vom „poetischen Ereignis“ (153) an.

Die Deutung derartiger Sentenzen erschließt Mahnkopf über die vielfach aufgerufene evolutionär ungesicherte Bedeutung des weiblichen Orgasmus (31, 44, 94, 205, 231, 239), der gerade dadurch erst zum Sinnbild des ‚eigentlichen‘ Orgasmus wird und eine Kaskade philosophischer Deutungen zu schultern hat. Damit schlägt in der Tat die Stunde der Philosophie, der zunächst in ihrer akademischen Form ein Versagen vor dem Orgasmus attestiert wird, er erreicht „die Mitte der Philosophie nicht“ (175). Die Ursache dieser „Leerstelle“ liege im Charakter einer „Negativitätsphilosophie“, bedingt durch die Schrecken des 20. Jh., der die „Affirmation [...] zum Anathema“ (ebd.) machte.

Mit der „Affirmation“ schlägt Mahnkopf den Bogen zurück zur „Grundlosigkeit“ der Evolution, denn der Orgasmus, besonders der der Frau erhält – obwohl ja evolutionär bedeutungslos – doch noch die Weihe der Evolution, er entstamme „aus dem affirmativen Wesen der Evolution des Lebens“ (233, vgl. 220). Das klingt nicht sonderlich logisch, ist in seinem Kern aber vielleicht doch ein schöner Gedanke, dessen Strahlkraft sich anhand der Überlegungen zu den „messianischen Tagen der Sexualität“ (107, vgl. 111ff, 222ff) entfaltet, denn hier verlässt Mahnkopf die Pfade der Lebenshilfe, wechselt über ins Utopisch-Politische als eine Zeit befreiter Sexualität, der „Wahrheit des Orgasmus“, in der das Prinzip der Affirmation zu seinem „produktiven Recht“ gelänge (226) – Wir können uns eine derart befreite Gesellschaft als „Orgasmotopie“ vorstellen, gegenwärtig noch als „winzige Zellen gesellschaftlichen Widerstands“ (237).

Rainer Alisch (Berlin)



Alain Ehrenberg

Die Mechanik der Leidenschaften – Gehirn, Verhalten, Gesellschaft. Aus dem Französischen von Michael Halfbrodt
Suhrkamp 2019, 429 S., geb., 34 €

Seit den 1990er Jahren gewinnt eine neue Wissenschaft des menschlichen Verhaltens ungeheuer an Dynamik: die kognitive Neurowissenschaft. Ihr Ziel ist die Erforschung des Gehirns, um geistige Pathologien wie Depressionen oder Schizophrenie zu behandeln, aber auch das Lernen oder die Kontrolle von Emotionen zu verbessern. In seinem faszinierenden Buch geht Alain Ehrenberg der Frage nach, ob diese Wissenschaft das „neue Barometer“ unseres Verhaltens und Lebens geworden ist. Hat sie den Platz eingenommen, den früher die Psychoanalyse innehatte? Ersetzt der „neuronal“ Mensch nun den „sozialen“ Menschen?

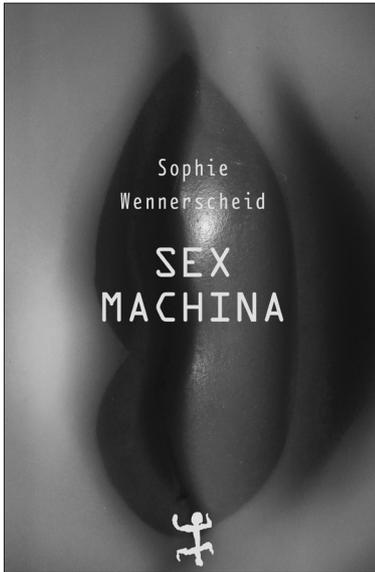
Ehrenberg zeigt, dass die kognitive Neurowissenschaft und die mit ihr verbundene Verhaltensökonomie ihre wachsende Autorität nicht nur aus ihren wissenschaftlichen Ergebnissen, sondern auch aus der Einschreibung in ein wichtiges soziales Ideal bezieht: das eines Individuums, das seine Unzulänglichkeiten durch Nutzung seines „verborgenen Potentials“ in verwertbare Vermögen umzuwandeln vermag. Diese neue Wissenschaft vom Verhalten ist für Ehrenberg daher die Echokammer unserer zeitgenössischen Ideale der Autonomie.

Aus dem Buch

„Während die Psychoanalyse den Menschen an seine Grenzen erinnert, lädt die kognitive Neurowissenschaft ihn dazu ein, diese zu überschreiten.“

„... In solchem Geist hat er auch sein wichtiges Buch geschrieben, dessen größtes Verdienst es ganz zweifellos ist, zu zeigen, wie die Psychiatrie sich viel zu lange vom Versprechen der Wissenschaftlichkeit verzaubern ließ.“

Peter Kuras, Der Freitag



Wenerscheid, Sophie, *Sex machina. Zur Zukunft des Begehrens*, Matthes & Seitz, Berlin 2019, 214 S., geb., 24 €

Die menschliche Sexualität ist von Natur aus unnatürlich, oder genauer gesagt: Sie ist von Natur aus kulturell. In einer zunehmend technologisch geprägten Kultur führt dieser Umstand unweigerlich zur Technisierung des Sexuellen. Es ist dieser Ausgangspunkt, von dem aus die Skandinavistin und Kulturwissenschaftlerin Sophie Wenerscheid eine breit gefächerte Synoptik der Sexualität im 21. Jh. aufspannt. Technik begreift sie, dem Begriff der *téchne* folgend, als „zweckrationales Verfahren zur Fertigung von Vorrichtungen, Apparaten oder Artefakten“ (11). Die Technik wird also sowohl durch ihren instrumentellen wie auch durch ihren materiellen Charakter definiert. Im Zusammenhang mit dem Sexuellen erweitert sie den „Rahmen sexueller Aktivität“ (20).

Sex machina ist dabei in umfassender Weise programmatisch: Behandelt werden smarte Sextoys, Roboter, Cybersex, Teledildonik und die Sexualität in der virtuellen Realität. Doch Wenerscheid bezieht sich in ihrem lesefreundlichen Buch nicht nur auf sexuelle Erregung und Lustbefriedigung, sondern auch auf die Frage der Reproduktion: So werden etwa die In-vitro-Fertilisation, künstliche Gebärmütter, Roboterkinder und das Klonen behandelt. Die Autorin reflektiert über die an diese Themen anschließenden Debatten und knüpft zahllose Verweise zu Science Fiction-Filmen und -Romanen, kann doch die Science Fiction ihrerseits als Vorspiel künftiger Akte gedeutet werden. Dabei wird schnell klar, dass das Sexuelle im 21. Jh. sowohl in der Realität als auch in der Fiktion facettenreich ist. Trotzdem weisen die verschiedenartigen technischen Innovationen auch Gemeinsamkeiten auf. So stellt die Autorin zu Beginn ihrer Expedition in die Zukunft des Sexus fest, dass es all diesen Techniken zueigen ist, „den Körper auf eine neue Weise mit anderen Körpern oder Dingen [zu] verbinden“ (12).

In theoretischer Hinsicht stützt sich Wenerscheid auf eine post-anthropozentrische Ontologie, wie sie von Gilles Deleuze und Felix Guattari in ihrem *Anti-Ödipus* (1972) angedacht wurde. Dies erlaubt ihr einen Gesichtspunkt einzunehmen, demzufolge es sich bei sexuell dienstbaren Objekten nicht einfach um Gebrauchsgegenstände handelt, vielmehr werden sie „[...] konstitutiver Teil unseres Seins. Begriffe, Dinge, und Menschen sind zu gleichwertigen Akteuren geworden, sie gehen Beziehungen und Verbindungen ein, die der Welt ihre Form geben“ (13). Damit werden nicht Subjekt-Objekt-Beziehungen, sondern „Mensch-Maschine-Umwelt-Gefüge“ in den Vordergrund gestellt (ebd.).

Die Sexualität entfaltet sich aus dieser Warte an den Schnittstellen der miteinander gekoppelten Lebewesen und Maschinen (vgl. 14). Ebenfalls in der Denktradition Deleuzes und Guattaris bezieht die Autorin die Fähigkeit, von etwas affiziert zu werden, in ihre Überlegungen mit ein: So etwa, wenn sie über das zärtliche Verhalten vieler Frauen gegenüber künstlichen Reborn-Babys feststellt, dass wir dieses Verhalten nicht „vorschnell als Ausdruck fehlgeleiteter Muttergefühle oder dysfunktionaler Weiblichkeit“ interpretieren, sondern „vorbehaltlos zur Kenntnis nehmen“ sollten, dass „die Puppe als Ding offensichtlich über eine starke affizierende Kraft verfügt“ (52).

Mit dieser theoretischen Ausrichtung hievt sich Wenerscheid in eine technikoptimistische Position, die zwar ihre Stärken hat, zugleich aber die Möglichkeit fundamentaler Kritik versperrt: Denn der ethisch wie gesellschaftlich relevante Knackpunkt ist nicht die Frage der Affizierbarkeit (natürlich können uns auch Gegenstände affizieren), sondern die nach dem Gegenüber. Dabei scheint sich Wenerscheid durchaus dessen bewusst zu sein, dass Affizierbarkeit nicht mit menschlichem Begehren gleichzusetzen ist. So wird etwa in dem Kapitel über Viagra und jederzeit erigierende Prothesen schnell klar, dass sexuelle Lust und Funktionsfähigkeit „auf Knopfdruck“ nicht unbedingt dasselbe sind wie sexuelles Begehren. Die Verschaltung von Mensch-Maschinen-Systemen schafft neue Formen der Affizierbarkeit. Aber eben nicht mehr. Mit dem „deleuzianischen“ Affektbegriff ist dieser Umstand jedoch kaum zu fassen. Dass der Zusammenhang von Begehren und Bewusstsein mit dem Affektbegriff nicht erhellt werden kann, wird auch klar, wenn die Autorin künftigen Sexrobotern ein Begehren zu attestieren bereit ist (vgl. 23–24). Zwar hebt sie hervor, dass der Roboter als fühlender und bewusster Anderer gegenwärtig nur eine Phantasie ist, es stellt sich aber die generelle Frage, unter welchen Umständen es überhaupt jemals sinnvoll sein könnte, einer Maschine Bewusstsein zuzugestehen.

Möglicherweise liegt gerade darin die Schwäche symmetrischer Ansätze, die dazu angetan sind, die Grenzen zwischen Subjekt und Objekt zu verwischen: Mit posthumanistischen und neo-materialistischen Ansätzen wie jenen von Gilles Deleuze, Felix Guattari, Donna Haraway,

Karen Barad oder Rosi Braidotti lässt sich die Frage nach den Unterscheidungsmerkmalen von Mensch und Maschine nicht mehr sinnvoll stellen. Dieses diffus Werden der Grenzen führt zu nicht-stringenten Schlüssen, etwa, wenn die sentimentale Vermenschlichung von Puppen für unbedenklich gehalten wird, nicht aber ihre Objektifizierung. Aber was, wenn die eigentliche Problematik weniger mit der Verdinglichung als mit der Vermenschlichung der Puppe zu tun hat, wenn wir uns mithilfe von Puppen, Maschinen und Robotern selbst davor zu bewahren versuchen, für einen realen Anderen zum Objekt des Begehrens zu werden? Solche Fragen bleiben außen vor.

Gegenwärtige Sexroboter und High-Tech-Puppen basieren weitgehend auf geschlechterstereotypen Designs. Naheliegenderweise wird immer wieder kritisiert, dass diese Designs sexistische Frauenbilder aktualisieren und verfestigen. Wennerscheid plädiert daher für Designs, die die Fremdheit und Künstlichkeit des Roboters nicht verschleiern, sondern hervorheben: Sie sollen eine Erotik jenseits menschlicher Attribute eröffnen. Die Maschinen sollen wie Maschinen aussehen. Die Autorin erhofft sich davon nicht nur eine Vermeidung misogynen Designs, sondern neuartige, experimentelle Zugänge zur Sexualität.¹ Das ist eine interessante Überlegung, da die menschliche Sexualität bislang entlang der Geschlechterdifferenz codiert wurde.

Die posthumanistische Perspektive Wennerscheids legt so etwa nahe, dass eine Frau mit umgeschalltem Dildo die klassischen Geschlechtergrenzen auflöst, das „klassische Paradigma des Menschlichen“ überschreitet und die Differenz von „Phallus-Haben“ und „Phallus-nicht-Haben“ hinter sich lässt (vgl. 88). Aber wie weit trägt diese Idee? So wie ich den Begriff des Phallus verstehe, handelt es sich bei diesem nicht in erster Linie um ein biologisches Organ, das als solches natürlich durch alle möglichen Prothesen zu ersetzen sein könnte, sondern um einen kulturellen Signifikanten. Die Vorstellung, dass eine Prothese biologische Organe nicht nur ersetzen, sondern soziokulturelle Unterscheidungen unterwandern könnte, erinnert mich an die populäre Idee, dass jeder Mensch mit einem Herzschrittmacher oder Kontaktlinsen ein Cyborg sei, aber auch in diesen Fällen bleibt es eine Frage der Aushandlung, ob wir uns als Menschen oder als Cyborgs definieren.

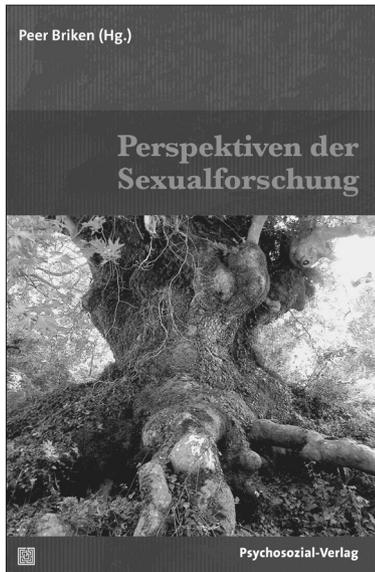
So gesehen findet sich im posthumanistischen Feminismus ein versteckter Essentialismus, der Weiblichkeit und Männlichkeit am Ende doch wieder an Organen festzumachen versucht.

¹ Unklar bleibt dabei, weshalb diese Maschinen für Menschen ohne Maschinenfetisch begehrenswert sein sollten: Sexuelles Begehren kann offenbar nicht allein durch Ästhetik oder Fremdartigkeit hervorgerufen werden, sind doch Pflanzen, Freischwingerstühle etc. für die meisten Menschen auch nicht begehrenswert. Die Annahme, dass wir unsere Sexualität in Zukunft mit Maschinen ausleben, die auch in einer VW-Fabrik stehen könnten, scheint mir daher wenig plausibel zu sein.

Angesichts dessen, dass Mensch-Maschine-Beziehungen keine der Mensch-Mensch-Beziehung äquivalente Qualität haben könnten, stellt die Autorin die Frage, ob dies auch dann der Fall wäre, wenn wir zulassen würden, dass der Roboter „keinen ontologischen Status als solchen“ habe, es also ein „So-Sein des Roboters gar nicht gibt, sondern sein Sein, wie das jeder anderen Entität auch, davon abhängt, wie wir es oder ihn oder sie wahrnehmen? Oder wie es uns affiziert?“ (159). Es komme letztlich nicht darauf an, „wie wir uns posthumane Entitäten im Einzelfall vorstellen, sondern dass wir sie überhaupt als Subjekte des Begehrens denken statt als Objekte“ (161). Wenn es somit letztlich nur darauf ankommt, sexuell dienstbaren Objekten Subjektivität zuzugestehen, bleibt die Frage nach der Bedeutung des Bewusstseins für Subjektivität, Alterität und Sexualität unberücksichtigt. Ich hätte mir gewünscht, dass die Autorin dieser Frage mehr Raum gibt, da das Bewusstsein als Voraussetzung jeglichen Begehrens von offensichtlicher Relevanz für das Thema ist.

Aber das sind Kritikpunkte, die nichts daran ändern, dass das umfassend recherchierte Buch mit Gewinn zu lesen ist. Nicht nur bietet es einen Vorgeschmack auf das, was kommen mag, es wartet mit einer Reihe bemerkenswerter und im besten Sinne provokanter Überlegungen auf, die sich aus dem Engagement der Autorin speisen. Wennerscheid erhofft sich von der technologischen Entwicklung v.a. eine Stärkung queerer und emanzipatorischer Perspektiven auf die Sexualität; möglicherweise handelt es sich dabei um einen frommen Wunsch, doch die in diese Richtung zielenden Überlegungen sind gerade deshalb so anregend, weil sie radikale Wege einschlagen. Die Hoffnung, dass die technologische Entwicklung zur Schwächung der heteronormativen Matrix führt, dürfte die Autorin auch zu ihrem Plädoyer veranlasst haben, die Kolonisierung des Sexuellen durch die Technik mit unaufgeregter Offenheit zu beobachten (vgl. 16). Mir scheint diese Grundhaltung allzu optimistisch, halte ich doch die Gleichsetzung von Technologie und Progressivität für trügerisch. In meinen Augen besteht heute weniger die Gefahr des Rückfalls in die heteronormative Urzeit als vielmehr das Aufgeschlossen sein mit dem Angeschlossen sein zu verwechseln: Dass wir mithilfe unserer Technologien Gesellschaften umfassender Befriedigung, aber ohne Begehren erschaffen. Zu kurz kommt so auch, dass all die sexuellen Gadgets vor allem eines sind: Konsumartikel, die kulturell strukturierte Bedürfnisse atomistischer Konsument_innen wecken und befriedigen sollen. Dieser Aspekt tritt hinter die Faszination für eine ominöse posthumane Welt und die Affirmation neuer Technologien zurück. Ungeachtet aller wertvollen Überlegungen in diesem mutigen Buch bleibt damit auch weitgehend offen, wie die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (etwa die sexuelle Revolution, die Emanzipation und die Kommerzialisierung) daran beteiligt sind, eine technoide Sexualkultur hervorzubringen.

Nikolaus Lehner (Wien)



Briken, Peer (Hg.), *Perspektiven der Sexualforschung*, Psychosozial-Verlag, Gießen 2019, 548 S., br., 54,90 €

Der vorliegende Band vereint zum sechzigjährigen Bestehens des *Instituts für Sexualforschung* am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf mit mehr als vierzig Beiträgen ehemalige und gegenwärtige Mitarbeiter_innen, die Einblick in sexualpolitische Kontroversen, in vergangene und gegenwärtige Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte wie auch in den eigenen beruflichen Werdegang gewähren.

Der erste Abschnitt widmet sich der Geschichte der Sexualwissenschaft und der *Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung* (DGfS). Moritz Liebeknecht skizziert den Gründer der DGfS, Hans Giese, als „konservativen Akteur“ (24) wie auch als „homosexuellen Aktivisten“ (ebd.), dem ein polarisierender Vorwurf des Opportunismus anhaftete. Dessen ungeachtet bleibt seine Rolle als Pionier bei der Institutionalisierung des Faches unbestritten. Giese begründete 1949, im Alter von 29 Jahren, das *Institut für Sexualforschung* „in seiner Privatwohnung in Kronberg im Taunus“ (31). Daran schloss sich sein Engagement in der Homosexuellenbewegung der 1950er Jahre an, er setzte sich für die Rehabilitation des von Hirschfeld begründeten Wissenschaftlich-humanitären Komitees ein, doch mündeten seine Aktivitäten später in eine skeptische Haltung und Abkehr von der Homosexuellenbewegung ein. Liebeknecht beschreibt zudem die NS-Verstrickungen Gieses einschließlich der seiner Förderer, deren Wirken im NS als „einschlägig vorbelastete Akteure“ eher verharmlost wird. Gewürdigt werden auch Gieses Arbeiten – dem dient nicht zuletzt auch der Wiederabdruck „Abstraktion vom sinnlichen Erleben (Der Weg eines Malers)“ aus dem Jahr 1967 – und seine mediale Präsenz, die 1970 mit seinem frühen Unfalltod abrupt endete.

Gunter Schmidt, neben Volkmar Sigusch einer der ersten Mitarbeiter Gieses, erinnert mit „Aufbruch und Um-

bruch“ an seine Zeit am Institut. Auch er thematisiert die NS-Verstrickung seiner Lehrer Giese und Bürger-Prinz und merkt selbstkritisch an, sich nicht mit deren Vergangenheit beschäftigt zu haben, „aus Furcht, in meiner nahen Umwelt etwas zu entdecken, was da nicht hingehören sollte“ (64), sei doch auch er der „Illusion der Stunde Null“ (65) erlegen. Das erneut abgedruckte Gespräch zwischen Schmidt und Briken (71ff) schließt partiell Leerstellen dieses Textes.

Volkmar Sigusch zeichnet den eigenen Werdegang nach, u.a. als Bemühen, Medizin und Sexualwissenschaft zu integrieren, er benennt dazu wichtige damals entstandene Arbeiten, etwa zur Sexualphysiologie, zum Sexualrecht oder zum Kampf gegen die Psychochirurgie. Ein weiterer Text ist dem Nachfolger Gieses, Eberhard Schorsch, gewidmet, der von 1974 bis zu seinem unerwarteten Tod 1991 das Institut leitete. Schorsch war besonders um eine psychoanalytische Perspektive bemüht, wurde v.a. als psychiatrisch-sexologischer Gerichtsgutachter wahrgenommen, der sich theoretisch mit sexueller Perversion und Delinquenz befasste. Dies belegen auch seine „Bemerkungen zum Bartsch-Prozess“ (1976) mit dem vielzitierten Diktum „dass auch eine schwere sexuelle Abweichung wie der Sadismus ein Ausdruck und Symptom einer schweren psychischen Störung sein kann, dass grausame Handlungen nicht notwendig von einem grausamen, sondern auch von einem kranken Menschen begangen werden“ (131) – ein Text, der wie auch „Arbeit des Hamburger Instituts für Sexualforschung – Gegenwärtige Aufgaben und Probleme“ nochmals abgedruckt wurde. Nikolaus Becker erinnert in „Mit Eberhard Schorsch in der Schreibstube“ an den von beiden Forschern 1972 veröffentlichten Geldfetischismus-Fall und schließt den ersten Teil des Bandes ab.

Der zweite Teil versammelt Autor_innen der dritten Institutsgeneration. Andreas Sprengler berichtet in „Exkursionen“ von seinem Werdegang und darüber, wie erstmalig sadomasochistische Interessen untersucht wurden, von Personen, die nicht pathologisch bzw. forensisch auffällig waren. Im daran anschließenden Gespräch zwischen Margret Hauch und Sophinette Becker wird die Wendung vom verhaltenstherapeutischen Arbeiten hin zur „Psychodynamisierung“ des institutionellen Wirkens (vgl. 165) reflektiert. Beide sprechen zudem über das Spannungsfeld von Feminismus und Sexualwissenschaft und die fachgesellschaftlichen Widerstände dagegen, feministische Strukturen und Ideen innerhalb der DGfS zu verankern.

Reinhardt Kleber wirft ein Schlaglicht auf die Sommerfortbildung des Instituts als Vermittlungsort für die Paartherapie nach Hamburger Modell. Anschließend geht Ulrich Clement der Frage nach, was „jemanden über das menschenübliche Normalmaß an sexuellem Interesse hinaus in die Sexualforschung [treibt]“ (180). Er entwirft eine Typologie eines primären und eines sekundären Sexualforschers und erkundet die Selbsteile als auch die Identifi-

kation mit dem Beruf des Sexualtherapeuten. In Rekurs auf den Sexualforscher Jack Morin leg er dar (182f), inwiefern eine konflikthafte Motivation den Typus des primären Sexualforschers auszeichnet.

Hertha Richter-Appelt, die „erste Frau auf einer unbefristeten Stelle an der Abteilung für Sexualforschung“ (189), durchstreift ihre Stationen am Institut anhand von Themen wie Transsexualität, ihr Wirken im Psychoendokrinologieprojekt sowie der „ersten Welle der Missbrauchsdebatte“ (198). Im Klima der 68er-Bewegung, meinten auch Mitglieder der DGfS, dass „Sexualität zwischen Erwachsenen und Kindern [...] nicht weiter schädlich und das Verbot, inklusive der Inzestschranke, nur ein Ausdruck repressiver Sexualmoral [sei]“ (ebd.). Diese – später revidierte – Auffassung und die sich periodisch wiederholenden öffentlichen Diskussionen wurden zu einem weiteren Forschungsschwerpunkt Richter-Appelts, ebenso wie Intersexualität. Die naturwissenschaftliche Ausrichtung Richter-Appelts war dabei stets auch von Kontroversen begleitet, wie Bernhard Strauß in seinem Beitrag „Von der Sexual- in die Psychotherapieforschung (und zurück)“ darlegt und aufzeigt, wie die Sexualforschung durch den vorherrschenden Zeitgeist mitgestaltet wurde. Strauß zeichnet nach, wie sich das Institut von ideologischen und politisierten Debatten abkehrt und sich auf „Patienten mit sexuellen Störungen als auch [auf] forensische Patienten“ (218) ausrichtete, mit dem Fokus auf empirische Wissenschaft und eine psychotherapeutische Konzentration, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse aber vermeintlich vernachlässigt.

Sabine Cassel-Bähr beschreibt ihre berufliche sowie die institutionelle Entwicklung hin zu einer forensischen Schwerpunktsetzung wie auch zum Thema der Transsexualitäten (230). Im ihrem zweiten Beitrag „Über das Mütterliche im Eignen“ steht die weibliche Sexualität im Spannungsfeld von Perversion und Sinnlichkeit. Ausgehend von einer „grundlegende[n] Asymmetrie in der Entwicklung der Geschlechter“ (233), entfaltet sie mit Blick auf dem weiblichen Ödipuskomplex und Estela Welldons Zugang zu den Besonderheiten der weiblichen sexuellen Entwicklung und Perversion die These von der „Wendung der sexualisierten Aggression gegen das Mütterliche im eigenen Körper“ (239). Sie kommt zum Schluss, dass die kulturellen Bedingungen einen maßgeblichen Einfluss auf die geschlechtsspezifische Zuordnung früher Erlebnisse und Phantasien haben, dass die körperlichen Unterschiede und ihr Einwirken in der kindlichen, insbesondere in der ödipalen Entwicklung bedeutungsvoll und keinesfalls außer Acht zu lassen sind (vgl. 243).

Wilhelm F. Preuss blickt in seinem Beitrag „Was ich hier machte“ einerseits auf seine 25jährige Tätigkeit in Hamburg zurück, benennt andererseits Grundsätze in der Psychotherapie bei Transgender-Patienten, die einen Fixpunkt seiner klinischen Arbeit bildeten. Diese pragma-

tischen Grundsätze scheinen mitunter komplexe Sachverhalte zu reduzieren, jedoch bieten sie einen Rahmen zur grundsätzlichen Orientierung, d.h. ein Fundament, auf welchem die hochkomplexe Arbeit aufbauen kann. Erstens gelte es dem „Patienten aus der Identitätsverwirrung herauszuhelfen“ (252), zweitens soll die „Psychotherapie transidentischer und geschlechtsvarianter Menschen [...] geschlechtsspezifisch entwicklungsorientiert sein“ (ebd.). Der dritte Grundsatz befasst sich mit der Notwendigkeit einer „körper- und leiborientierten“ Behandlung (255), der vierte fokussiert auf die Beziehungsebene mit einem klaren Blick auf die „Bindungsbedürfnisse des Patienten“ (ebd.).

Die Übernahme der Professur für Sexualforschung durch Wolfgang Berner 1995 leitet den dritten mit *Kontinuitäten* überschriebenen Teil des Buches ein. Der ehemalige Institutsleiter und Psychoanalytiker diskutiert wie Psychoanalyse und Sexualwissenschaft zusammenhängen und skizziert den möglichen profitablen Zuwachs, den die Psychoanalyse zu generieren vermöchte, wenn sie den Dialog mit Nachbardisziplinen intensivieren würde. Wie sich die Disziplinen zusammenführen lassen, wird von ihm unter Bezug auf Robert Stoller ausgeführt. Zu den Therapieinitiativen des Hamburger Instituts vermerkt Berner, dass der Versuch, „psychodynamisches Denken mit Elementen von Verhaltenstherapie zu versetzen“ (275), Fallstricke bereithält und eine legitimierende theoretische Fundierung bisweilen aussteht.

Der Frage „Wozu Sexualwissenschaft?“ geht Andreas Hill anhand einer autobiographisch-historischen Analyse nach, die er mit privaten Beispielen verbindet, die seine These „Sexualwissenschaft kann Liberalisierungsprozesse unterstützen – und umgekehrt“ (281) belegen, so dass er selbstkritisch registrieren kann, welche Motivationen ihn leiten, sich mit bestimmten Fragestellungen auseinanderzusetzen, und andere im Sinne einer intrapsychischen Abwehr zu umgehen.

Auch Hanna Lietz, die „47 Jahre als Mann gelebt hatte“ (295) und sich nach ihrem Outing einer Transition unterzog, gewährt mit „Das Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie – Wegbegleitung und Weichenstellung“ Einblicke in ihre persönliche Entwicklung und berichtet aus ihrer klinischen Erfahrung als transsexuelle Psychiaterin, die mit transsexuellen Patienten und Patientinnen arbeitet. Sie beschreibt, wie ihre Transition die therapeutischen Prozesse beeinflusst und fokussiert auf die „Komplikationsrate, anhaltende Beschwerden und eine mangelnde sexuelle Erlebnisfähigkeit“ (299) – Symptome, mit welchen ihre Patienten und Patientinnen oftmals nach erfolgter Transition konfrontiert sind.

Silja Matthiesen befasst sich mit der siebzigjährigen Geschichte der Sex-Survey-Forschung. Einleitend benennt sie die verschiedenen „Problemkonstellationen“ (304) der empirischen Erhebungen: die Situierung im „besonderen

Spannungsfeld von Medien und Politik“, die „Frage nach einer guten Stichprobe“ sowie die sympathische wie fragwürdige „Hoffnung mithilfe der Untersuchungen und Ergebnisse, die sexuellen bzw. sexualpolitischen Verhältnisse in einem emanzipativen Anspruch zu verbessern“ (ebd.). Die Widersprüchlichkeit, die die empirische Forschung prägt, nämlich ein hochgradig affektbeladenes Thema zu operationalisieren und den Gegenstand mitunter reduktionistisch mit Hilfe von Maßzahlen abzubilden, wird von ihr in Bezug auf die Forschungen von Ulrich Clement in den 1980er Jahren zwar erwähnt, jedoch nicht weiter ausgeführt. So diskutiert sie zwar methodische Fragen, die Methode an sich wird jedoch nicht weiter kritisch betrachtet, wobei die naheliegende Assoziation zum Positivismusstreit der 1960er Jahre, dessen sich eine – zumindest in ihrer Historie – auch in der *Kritischen Theorie* verwurzelte Sexualwissenschaft durchaus bewusst sein sollte, weder in diesem Beitrag, noch in folgenden eine Rolle spielt.

Dies bildet eine Leerstelle neben anderen, etwa wenn Arne Dekker in „Was wurde eigentlich aus ... der Essentialismus-Konstruktivismus-Kontroverse?“ danach fragt,

„ob sexuelle Phänomene [...] als eine Art außerkulturelle Essenz zu verstehen seien, also als tief in den Menschen eingelagerte natürliche Eigenschaften, die sich zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Gesellschaften vergleichsweise stabil zeigen [...] oder um gesellschaftliche Konstruktionen, deren Existenz sich gerade nicht jenseits der kulturellen Symbolsysteme abspielt.“ (320)

Die Beantwortung der Frage, so Dekker, habe sich in einem bio-psycho-sozialen Paradigma erschöpft (vgl. 324), der Streit „über die Bedeutung von Natur und Kultur für die Sexualität“ wurde zu Gunsten einer innerwissenschaftlichen Harmonie durch die Etablierung eines bio-psycho-sozialen Modells beigelegt (ebd.).

Der seit 2010 als Institutsleiter wirkende Herausgeber Peer Briken beschreibt die im Rahmen seiner Promotion untersuchte Frage nach dem gehäuften Vorliegen bestimmter Auffälligkeiten, wie z.B. sexueller Sadismus bei Männern, die ein Tötungsdelikt begangen haben. Anhand mehrerer Fallvignetten stellt er die zu Grunde liegenden Dynamiken im Begutachtungsprozess dar, sowie das affektive Moment, wenn der „Gutachter zum Zeuge wird“ (331). Dabei illustriert er die Herausforderungen als Gutachter, die für den Leser – der durch die Falldarstellung ebenfalls in die Position eines Zeugen gerät – gleichfalls spürbar werden.

In Katinka Schweizers „Wege des Verstehens“ geht es um ein Verstehen des Sexuellen, wobei der Sexualitätsbegriff, der bei anderen Autor_innen mitunter als Begriffscontainer fungiert, deutlichere Konturen bekommt. Schweizer gliedert Sexualität in Sex als materialisierte, ver-

dinglichte Dimension, in das Sexuelle – in Anlehnung an die Gedanken Laplanches – als das Rätselhafte, das sich der Verdinglichung entzieht, und in Sexualität als kulturell-gesellschaftliche Form (347). Auf dieser Grundlage verdeutlicht sie den „Mehrwert einer psychodynamisch geprägten kritischen Sexualwissenschaft“ (353), die das Sexuelle in seiner Komplexität zu erfassen versucht, und sich dem verlockenden Versprechen monokausaler Erklärungen wehrt. Schweizer verdeutlicht die Limitierungen inter- und transdisziplinärer Zusammenarbeit und plädiert für die Mühen in der Auseinandersetzung, um somit der Komplexität des Sexuellen gerecht zu werden.

In „Von Überidentifikation und Partizipation“ setzt sich Timo O. Nieder mit dem Verstehen im Rahmen klinischer Behandlungen auseinander und thematisiert die Stellung des Subjekts im Prozess und das Spannungsfeld von Nähe und Distanz, das den therapeutischen Prozess zu befördern und einzuschränken vermag.

Der vierte Abschnitt blickt auf die aktuellen und zukünftigen sexualwissenschaftlichen Forschungsfelder des Hamburger Instituts. Verena Klein setzt sich in „Frauen und ihre sexuellen Spielräume“ mit der Frage auseinander, „wie sexuell handlungsfähig, dominant und aggressiv Frauen im sexuellen Kontakt tatsächlich sein dürfen“ (377). Ausgehend von einer weiblichen Submission innerhalb patriarchaler Strukturen und einer diese stets reproduzierenden und verfestigenden kulturellen Sphäre, zeigt sie die das Ausleben der sexuellen Lust restriktivierenden Strukturen auf. Sie belegt ihre Thesen auf Basis empirischer Forschung, die aufgrund der gegenwärtigen gesellschaftlichen Strukturen der gelebten Sexualität von Frauen diesen ein *pleasure deficit* attestiert. Dem stellt sie eine emanzipierte sexualpädagogische Praxis entgegen, welche durch die Aufklärung von (jungen) Frauen das sexuelle Vergnügen als wichtigen Selbstanteil der Sexualität fördert. Klein plädiert für eine Dezentrierung der männlichen Sexualität als „repräsentativ und normal“ (384) und formuliert die Notwendigkeit, eine Sprache für die Sexualität von Frauen zu etablieren, die nicht nur in Abgrenzung zur männlichen Sexualität ihren Ursprung findet. Des Weiteren spricht sie sich für die Fortsetzung der Dekonstruktion „biologisch/evolutionärer Erklärungsansätze“ (ebd.) aus, welche die wissenschaftliche Literatur dominieren.

Thula Koops geht in ihrem Beitrag „Die diagnostische Brille“ auf Limitationen und Trends im diagnostischen Prozess und in der Entwicklung von Diagnosen ein und versucht die hinter den Diagnosen manifesten Haltungen und Zeitdiagnosen auszumachen. Am Beispiel der Dyspareunie und des Vaginismus werden formale und inhaltliche Mängel nachgezeichnet, die zu der Forderung „nach Klarheit und Angemessenheit der Namensgebung im Hinblick auf das Erleben der Betroffenen“ (399) führt. Die Notwendigkeit des Einbezugs psychodynamischer ätiologischer Über-

legungen als Grundlage eines umfassenden Verständnisses für die Diagnosen der gängigen Diagnosemanuale (ICD-11, DSM-V) wird dabei nur tangiert (vgl. 398). Eine wünschenswerte konsequente Kritik(maximierung), um somit auch das „generelle Fehlen der Reflexion über die Haltung, die hinter der Formulierung steht und ausgedrückt wird“ (399) zu korrigieren, bleibt jedoch aus.

Fritjof von Franqué widmet sich der Frage „Was ist sexuelle Gewalt?“ und differenziert vor dem Hintergrund nativer Theoriebildung den sexuellen Gewaltbegriff aus, um daran anschließend eine Typologie sexueller Missbrauchs-täter in Korrespondenz mit dem Begriff der sexuellen Gewalt zu entwerfen. Martin Rettenberger befasst sich mit Kriminalprognosen in der Sexualforensik und diskutiert insbesondere die Hypersexualität als ein Kriterium von prognostischer Relevanz. Im Gespräch zwischen Dahnym Yoon, Elisabeth Stück und Fritjof von Franqué wird das Ressourcenkonzept vorgestellt, dem im gutachterlichen Prozess eine bedeutsame Relevanz zugeschrieben wird. In der Folge werden die verschiedenen Ressourcenkategorien dargestellt und erörtert. Judith Iffland beschreibt die „Begutachtung am Institut für Sexualforschung“; Anika Flöter, Ute Lampalzer und Reinhardt Kleber geben einen Einblick in die Gruppentherapie von Nutzern sexueller Missbrauchsabbildungen. Der gegenwärtige forensische Schwerpunkt des Instituts bildet sich durch die Gewicht im letzten Teil des Buches deutlich ab.

Safiye Tozdan widmet sich – wohlwissend, dass die „wissenschaftliche Anerkennung eines Phänomens [...] nicht unbedingt auch gesellschaftliche Anerkennung [bedeutet]“ (491) – dem in der Literatur marginal diskutierten, inzwischen jedoch durch Erhebungen ausreichend belegten Thema des sexuellen Kindesmissbrauchs durch Frauen. Neben dem aktuellen Kenntnisstand zu den Täterinnen, der „noch nicht besonders fortgeschritten [ist]“ (497), präsentiert sie zwei eindrückliche Fallvignetten und eröffnet durch das Aufzeigen von Leerstellen Anknüpfungspunkte und Möglichkeitsräume für weitere Forschung zu diesem wichtigen Thema.

Johannes Fuß befasst sich in dem Text „Virtuelle Sexualitäten“ einerseits mit den postmodernen technologischen Spielarten von Sexrobotern und der gesellschaftlichen Einstellung und Haltung diesen gegenüber, andererseits mit dem Phänomen und den Möglichkeiten von Virtual Reality Pornography.

Daniel Turner berichtet in seinem Beitrag „Sexualmedizin im Medizinstudium“ ernüchternd und mitunter erschreckend von dem „kleinen Fach mit einer fehlenden Lobby“, welches weiterhin bemüht ist „sich einen Platz in dem vollen Curriculum zu erkämpfen“ (511). Insbesondere das Wissen „über sexuelle Minderheiten, Transgender oder eher ungewöhnliche sexuelle Verhaltensweisen“ (513) erlebt Turner als unzureichend und zeigt mit seiner

Bestandsaufnahme die Notwendigkeit einer Reform des Lehrplans auf. Maika Böhm setzt sich mit dem „revisionsbedürftigen Verhältnis“ (524) von Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik auseinander und umreißt, wie eine Konkurrenz zu Entwertungen führt, die der von ihr gewünschten „interdisziplinären Offenheit und Kooperationsbereitschaft“ (525) zuwiderläuft. Eine wünschenswerte Vernetzung von Wissenschaft und Praxis ist das erklärte Anliegen ihres Textes.

Beschlossen wird der Sammelband mit Inga Becker-Heblys Beitrag „Empirie und Kontroversen zur Gender-varianz im Kindes- und Jugendalter“. Neben der Darstellung von Möglichkeiten und der Herausforderung in der wissenschaftlichen Begleitung der Behandlung von Transgender-Jugendlichen wirft Becker-Hebly die Frage auf, was die Zunahme von Jugendlichen, die sich als Transgender erleben und definieren, bedingt. Die Antwort oszilliert im Spannungsfeld zwischen der Zunahme als Resultat einer sozialen Ansteckung einerseits und dem Anstieg als Resultat der Entstigmatisierung.

Sophinette Becker hatte als Ingredienzen kritischer Sexualwissenschaft die Notwendigkeit „Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen“ (173) benannt und führt dazu aus, dass sich innerhalb sexualwissenschaftlicher Forschung „eine Art Selbstverständlichkeit [...] manifestiert [hat], ohne wirklich greifbar zu werden“; die kritische Sexualwissenschaft habe sich „in den Dienst nehmen lassen [...], die Tiefenstruktur der bestehenden Verhältnisse zu affirmieren“ (174). Diese Ausführungen Beckers drängen sich insbesondere bei der Lektüre des letzten Abschnittes des Buches auf. Denn was der vorliegende Band dokumentiert, ist eine deutliche Wendung zur empirischen Forschung, die auf einem biopsychosozialen Modell basiert und damit die Frage nach den Grundlagen kritischer Sexualwissenschaft hinterlässt – so wie sie Arne Dekker aufgeworfen hatte.

Perspektiven der Sexualforschung ermöglicht einen facettenreichen, disperaten Blick in die Geschichte des Instituts, der das Kontroverse und Konflikthafte nicht ausspart, zugleich aber die Möglichkeiten der weiteren sexualwissenschaftlichen Forschung aufzeigt, sodass der Band sich als spannende und gewinnbringende Lektüre empfiehlt.

Maximilian Römer (Berlin)



Dannecker, Martin, *Fortwährende Eingriffe. Aufsätze, Vorträge und Reden zu HIV und AIDS aus vier Jahrzehnten*. Mit einem Nachwort v. Clemens Sindelar u. Karl Lemmen, Männerschwarm, Hamburg 2019, 232 S., br., 20 €

Die Krankheit AIDS hat viel von ihrem Schrecken verloren. Die retrovirale Therapie ist heute vielen Menschen eher geläufig als der Krankheitsverlauf. Die Debatten der 1980er Jahre erscheinen mittlerweile vorgestrig, obwohl die Protagonisten noch im Diesseits weilen. Einer der wort- und wirkmächtigen Akteure war (und ist) der Soziologe Martin Dannecker. Mittlerweile pensioniert und in Berlin lebend, hat er in dem vorliegenden Buch 21 Aufsätze, Interviews und Kommentare aus den Jahren 1985 bis 2017 zusammengefasst, denen noch ein Nachwort und die von ihm 1984 initiierte Stellungnahme der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung zum Umgang mit AIDS beigeordnet sind.

Den Anfang markiert Danneckers Entgegnung auf den wirkungsvollen Artikel „Gibt es Sex nach dem Tode?“ aus der Feder Rosa von Praunheims, der 1984 im *Spiegel* erschienen war. Darin hatte Praunheim darüber philosophiert, ob es im Angesicht des Virus nicht sinnvoll wäre, eine Änderung des eigenen Sexualverhaltens vorzunehmen. Dannecker vermutete dahinter einen Bären dienst, den Praunheim den Schwulen erwiesen habe (16). Denn so würden die Vorbehalte gegenüber gleichgeschlechtlichem Sex und der schwulen Subkultur zu Verhaltensmaßregeln geädelt, denen sich die homosexuellen Männer unterwerfen sollten. AIDS werde von den „Moralisten“ (19) als Waffe benutzt und dagegen helfe nur die Fundamentalopposition, keine Suche nach einem wie auch immer zu formulierenden Kompromiss.

Diese Haltung durchzieht das gesamte Buch, wobei Dannecker bereits 1986 erkannte, dass AIDS die Integration der Homosexuellen in die bestehende Gesellschaft

vorantreiben werde (33). Er betonte, welche Folgen das Zusammenwirken von AIDS-Hilfen und Gesundheitsämtern langfristig haben würde und auch wie „Risikogruppen“ sich alsbald selbst neu differenzieren sollten. Die in den 1970er Jahren mühsam eingeübte „liberale Sexualmoral“ (41) erfuhr eine Veränderung, Überwachungs- und Deutungsmechanismen verschoben sich nun. AIDS betraf, auch wenn die Propaganda vieler Medien etwas anderes verhieß, keineswegs nur „Risikogruppen“, sondern alle Menschen, die ihre Sexualität auslebten (50).

Misstrauen und Angst erfüllten in den späten 1980er Jahren Teile der Bevölkerung und auch Dannecker sah sich 1987/88 dem Vorwurf ausgesetzt, er diene dem Staat und dessen Überwachungsagenten, indem er die Homosexuellen „aushorche“ (65). Denn Dannecker führte ein Forschungsprojekt über „Sexualverhalten und Lebensstil homosexueller Männer“ durch. Gegen den Vorwurf aus der Schwulenbewegung verwehrte er sich und sah sich hingegen als Speerspitze im Kampf gegen die medial und politisch geschürte „Diktatur der Angst“ (71). Tatsächlich hatten die von ihm befragten Männer nie mit dem Analverkehr aufgehört oder sich in Keuschheitszirkel zurückgezogen, u.a. deshalb, weil das Kondom als Verhütungsmittel unerschwinglich und zielführend beworben wurde (79f, ähnlich 93). Doch AIDS beeinflusste das schwule Leben und den Sex nachhaltig, 1991 von Dannecker als „Verarmung ihres Lebensgefühls“ bezeichnet (85). Stets schwang in seinen Artikeln und Kommentaren der 1980er und frühen 1990er Jahre die vage Hoffnung mit, es müsse doch irgendwann ein Medikament kommen.

Als dann 1996 auf der Welt-AIDS-Konferenz in Vancouver die antiretrovirale Kombinationstherapie vorgestellt wurde, verschoben sich die Themen. In einem Interview im gleichen Jahr betonte Dannecker, dass trotz Therapie der Schrecken und die Furcht vor dem Tod blieben, und Präventionsarbeit daher noch wirksam wäre (117). 2002 sah er sich dann mit der „Erosion der HIV-Prävention“ konfrontiert (135). Die neuen Kontaktwege im digitalen Raum entzogen sich klassischer Präventionsarbeit, eine neue Generation von sexuell aktiven Menschen wuchs heran, denen die Verbindung von Infektion = Tod nicht mehr so geläufig war. Zugleich sah Dannecker aber auch die Chance, dass nun die „sexuelle Depression“ der 1980er Jahre vorüber sei (146). Denn ganz ohne Ekstase und Lust lässt es sich auch mit AIDS nicht aushalten, resümierte er in Erinnerung an den Aktivist Hans Peter Hauschild im Jahre 2003 (154).

Kritisch vermerkte er im Jahre 2006, wie schwule Journalisten (z.B. Jan Feddersen) angesichts wieder steigender Infektionszahlen sich einer Rhetorik bedienten, die 20 Jahre zuvor Peter Gauweiler oder dem *Spiegel* (hierzu 36f) als angebracht erschienen war (158).

Stattdessen sei es notwendig, die eigenen Überlegungen zu sexuellen Lebensweisen an die Gegenwart anzu-

passen und nicht zu versuchen, jüngere Generationen zu vereinnahmen. Dazu gehört auch die Verdeutlichung der Tatsache, dass die lebenslange Einnahme von Pillen nicht Ausdruck sexueller Freiheit sein kann (170). Diese 2012 gewählten Worte erscheinen noch immer aktuell und ebenso die Betonung Danneckers, wie sehr sich durch und zeitgleich zu AIDS Überwachungs- und Kontrollmuster von Gesellschaft, Politik und Akteuren verändert haben.

Volkmar Sigusch, Danneckers langjähriger Kollege in Frankfurt, erdachte hierfür den Begriff der „Neosexualitäten“, den Dannecker jedoch im ganzen Buch nie verwendet. Auch richtete Dannecker von 1984 bis 2017 seine Worte exklusiv an ein Publikum, das auch als Befragungskohorte für eine soziologische Untersuchung über „Biodeutsche“ taugen würde. Die eigentlichen Hochrisikogruppen der 1980er Jahre: Prostituierte mit migrantischer Herkunft, ungeoutet lebende Männer oder Angehörige bildungsferner Schichten existier(t)en in Danneckers Denken nicht. Es gab und gibt für ihn nur den „deutschen schwulen Mann“. Klare Stellungnahmen, eindeutige Fronten bestimmten sein Denken, worin er Peter Gauweiler überraschend sehr ähnlich war. Sowohl Gauweiler als auch Dannecker kannten keine Kompromisse und wollten sich zu keiner Zeit eingestehen, dass die von ihnen beschworenen sexuellen Welten allenfalls in der Theorie existierten.

Daneben fallen eine Reihe weiterer problematischer Punkte auf: Viele der Fachtermini der 1980er Jahre sind heute bestenfalls noch Medizinhistorikern geläufig, frühere Gesetze haben Gestalt und Inhalt verloren, der Stand von Diagnostik und ärztlichem Weltbild war anders als heute und die Art und Weise der Gruppenkommunikation hat sich in den 2000er Jahren völlig gewandelt.

Gleichwohl verzichtete Dannecker in seiner Retrospektive auf eine entsprechende Einleitung. Wer weiß heute noch, was „HTLV-III“ gewesen war? Muss jeder interessierte Leser wissen, was der Inhalt sämtlicher Werke von Susan Sontag ist? Können sich mit Internet und Chatrooms sozialisierte Leser vorstellen, wie „schwuler Sex“ in analoger Vorzeit angebahnt wurde? Für Dannecker ist das alles offenbar selbstverständliches Grundwissen, denn eine Erläuterung findet nicht statt. Er erwartet auch, dass der Leser genau weiß, was seine Gegenspieler für Thesen und Ideen zu welchem Zeitpunkt produziert haben.

Auf den Abdruck korrespondierender Texte, auf die er sich immer wieder bezieht (z.B. 13, 65f), hat er verzichtet. Im Falle des Streitgesprächs zwischen Praunheim und ihm, tat er das „weil dieses Gespräch endlos lang ist, vor inneren Widersprüchen auf beiden Seiten nur so wimmelt und eine Annäherung der von mir und Rosa vertretenen Positionen erkennbar von Anfang an ausgeschlossen war“ (13f).

Anders formuliert: Zu viel Information verwirrt den Leser, Diskussionen sind unerwünscht, die eigene Position ist immer unverrückbar und darf nicht hinterfragt werden.

Gespräche mit Martin Dannecker enden immer in einer akklamatorischen Zustimmung zu seinen Thesen, sonst werden sie aus der Geschichte getilgt. Schließlich gibt es auch kein Register, so dass sich dem Laien der Gesamtzusammenhang von Debatten, Akteuren und Themen noch weniger leicht erschließen lässt.

Martin Dannecker hat ein Buch für Überlebende, Altersgenossen, Fachpublikum und devote Anhänger geschrieben. Die einen haben das Vorwissen, die anderen den Glauben. In anderen Worten: das Buch ist eine Fundgrube für den kritischen Leser von heute, der keiner Heldenverehrung erliegt.

Florian G. Mildenerger (Stuttgart)



Böttinger, Erwin, Jasper zu Putnitz (Hg.), *Die Zukunft der Medizin. Disruptive Innovationen revolutionieren Medizin und Gesundheit*, mit einem Geleitwort von Hasso Plattner, Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Berlin 2019, 414 S., br., 49,95 €

Die Digitalisierung der Welt macht auch vor der Medizin nicht Halt. Die Kompetenzen vernetzter Maschinen und digitale Technologien nehmen einen immer breiteren Raum ein, wobei bislang die neuesten Errungenschaften eher zufällig Eingang in den öffentlichen und fachspezifischen Diskurs finden. Der vorliegende Band vereint Beiträge aus verschiedenen medizinischen Disziplinen von Chirurgie über Pharmakologie und Onkologie bis zur Umwelt- und Versicherungsmedizin. Die Aufsätze sind verständlich aufbereitet und die Autoren widmen sich denjenigen Themen aus der Medizin, denen besonderes öffentliches Interesse sicher ist: Krebs, Nanosysteme, Rehabilitation, Künstliche Intelligenz und Heilkunde, Datentechnologien im Dienste der Gesundheit, neue Denkmodelle zum Verständnis von

Körper und Technik sowie die zukünftige Rolle von Versicherungsträgern. Als Autoren fungieren Spitzenvertreter der Forschung aus dem In- und Ausland. Sie sparen nicht mit Kritik am eigenen Fach und an dessen Versprechungen der letzten Jahre.

Dies wird bereits im ersten Kapitel über die „Zukunft der Krebstherapie“ deutlich. Anstelle der Sammlung gigantischer Daten- und Probenmengen geht der Trend nun zur gezielten Suche von „small data“ (9), die Auskunft über Dispositionen und Abwehrreaktionen geben können. Doch verlangt die neue Therapie die Mitwirkung des Patienten, z.B. bei einem „Diabetes-Tagebuch“ (21) oder der Abgleichung von Puls und Laborwerten auf dem Handy. Auch ein gesünderer Lebensstil wird quasi erwartet, damit der Patient überhaupt Eingang in die Behandlungskohorte findet. Auch die niedergelassenen Ärzte sind gefordert, sich stets weiter zu bilden und vernetzt zu arbeiten. Impulse übernimmt man aus den USA, beispielsweise zur Telemedizin (29).

Diese im Kontext der Therapie chronischer Leiden genannten Eckpunkte werden in den folgenden Kapiteln breiter erklärt. Das Smartphone avanciert zu einer Art Notfallassistent. Evidenzbasierte Leitlinien, geformt aus Misserfolgen und neuen Erkenntnissen, sollen Maschinen, Netzwerke, Ärzte und Patienten zusammenführen (61). Der menschliche Faktor erscheint den Autoren zunehmend als Problem. So wird den niedergelassenen Ärzten „diagnostische und therapeutische Trägheit“ (64) unterstellt. Eine Veränderung des genetischen Apparates zur Vermeidung künftiger Krankheiten wird ebenfalls angedacht (CRISPR/Cas9-Technologie). Hier erwartet man im Jahrzehnt nach 2020 bahnbrechende Erkenntnisse (90). Das modifizierte Gesundheitswesen wird als „personalisierte Medizin“ (95) angeboten. In der Therapie sollen nicht weiter Synthetika nutzen, sondern aus Bakterien gewonnene Arzneien in Form von „Mikrobiomtherapien“ Anwendung finden. Doch wirken diese nur optimal, wenn der Patient mitarbeitet und gesund lebt (107).

In anderen Teilbereichen der Medizin haben Patienten Glück, wenn sie mitwirken dürfen. Dies betrifft insbesondere die Rehabilitationsmedizin, die ihre ersten Fortschritte im Gefolge des Ersten Weltkrieges erlebte und nun – ausgehend von den USA – den Opfern asymmetrischer Kriegsführung nutzt. Hierauf gehen die Autoren allerdings nicht ein. Stattdessen bewerben sie die Vorteile des Exoskeletts für Querschnittsgelähmte und empfehlen für die Zukunft „Mensch-Maschine-Schnittstellen“ (138). Stammzellen sollen Blinden das Augenlicht wiedergeben (145).

Den immensen Arbeitsaufwand, die Notwendigkeit der Umschulung von Ärzten, Pflegern und Angehörigen negieren die Mitarbeiter des Buches nicht. Sie nehmen an, dass „virtuelle Assistenten“ einen großen Teil der Arbeit übernehmen werden (171). Die Bereitstellung der Software und Hardware erfolgt durch einige führende Unternehmen

(176). Apps und Computerprogramme sollen den Patienten zuhause begleiten. Die dabei anfallenden riesigen Datenmengen sollen zwischen den Forschungszentren zirkulieren, um so den medizinischen Fortschritt voranzubringen (211). So würde das „Sektorendenken“ zwischen rivalisierenden Ärzten, Klinikdirektoren, Apothekern, Patienten und weiteren Therapeuten aufgehoben werden (239). An ihre Stelle rückten „peer-to-peer“-Netzwerke (263).

Hier wird als Handlungsmaxime das „Blockchain“ avisiert: bestehende Datensätze sollen immer weiter ergänzt werden können, wobei den neuen Teilen Hinweise auf frühere Erkenntnisse beigegeben werden, so dass eine umfassende Verschlagwortung und schnelle Suche möglich sind. Ein vergleichsweise einfacher Anwendungsbereich wäre die Ausgabe von Rezepten, wobei hier Arzt und Apotheker gleichzeitig von eventuellen Risikofaktoren durch neue Therapien erfahren würden, so dass Medikamente angepasst werden könnten. Außerdem spart das „eRezept“ nach Ansicht seiner Befürworter analogen Speicherplatz, da digitale Archivierung viel einfacher ist (273).

Am Ende steht so ein „nutzenorientiertes Gesundheitswesen“ (283). Denn die Datenmengen geben – verwendet man entsprechende Suchwörter – Informationen preis, die in den Diagnosen nicht unbedingt enthalten sind, beispielsweise depressive Stimmungen der Patienten oder mögliche zusätzliche Komplikationen.

Einige Akteure erkennen hier mehr als Chancen: Risiken zeigen sich am Datenhorizont. Z.B. der Verlust von Privatsphäre, die man einfach neu modellieren müsse. Schließlich gehe es um die eigene Gesundheit. Freiwilligkeitsprinzip, Anonymisierung und staatliche Kontrollen würden ebenfalls greifen (320). Doch zugleich dürften nicht zu viele Daten geschützt bleiben – zum Wohle der Allgemeinheit und des Patienten selbstverständlich (326). Umso wichtiger sei es, die Daten sicher aufzubewahren. Hier könne und müsse die EU viele Impulse aus den USA übernehmen. Dies gelte auch für die Sicherheit von Medizinprodukten. Ganz am Ende des Buches finden in zwei kleinen Kapiteln auch die Krankenversicherungen Erwähnung. Sie müssten sich von dem ursprünglichen Auftrag der Versicherungsleistung zu Leistungsanbietern auf dem Gesundheitsmarkt wandeln (374). Dies beinhalte auch eine Orientierung hin zu den Patienten, die in den Gesunderhaltungsprozess eingebunden würden (382f). Letztendlich müssten auch die Versicherungen zu digitalen Anbietern werden und könnten sich so verschlanken (406).

So verlockend die einzelnen Aufsätze wirken, in ihrer Gesamtheit wirkt das Buch erstaunlich unkoordiniert. So scheint es, dass diejenigen Autoren, welche die Aufsätze zu den Nutzungen der Daten in verschiedenen peer-Netzwerken verfasst haben, nie die Ausführungen der Kollegen gelesen haben, welche die Anbieter der Technologien benannten. Denn diese verlangen in ihren Geschäftsbedingungen

ein Vorrecht der Datennutzung. Gerichtsstandort ist meist in den USA. Auch wird den niedergelassenen Ärzten Inkompetenz unterstellt, zugleich aber wird betont, dass die zukünftige Therapie allein in Großkliniken erfolgen wird (72). Darüber hinaus übersehen Autoren und Herausgeber weitere wesentliche Punkte:

1. Maschinen, Apps und Netzwerke werden programmiert – und dies geschieht gemeinhin durch externe Anbieter, also Menschen und somit durch genau den Faktor, der aufgrund seiner angeblichen Fehleranfälligkeit aus dem Heilungsprozess teilweise entfernt werden soll.
2. Vernetzte Werkzeuge, Hilfsinstrumente, medizinische Apparate, Datenspeicher und Patienteninformationen gehören weder den Krankenhäusern noch den Patienten, sondern den Hütern der Information. Dies ermöglicht ungeahnte Kontrollmöglichkeiten: wer einen Fremdkörper im eigenen Leib trägt, wird kontrollierbar. Wer seine Karriere, Macht und finanziellen Möglichkeiten der Verwendung eines von wenigen Anbietern unter staatlicher Kontrolle gelieferten Apparates anvertraut, verliert Unabhängigkeit. Nicht jeder Mensch wird als Schaf geboren.
3. Auch wenn die Herausgeber und Autoren es nicht so direkt formulieren, lässt sich erkennen, dass sie von einer Art DIN-Norm-Mensch als Patient ausgehen: kaukasische Ethnie, in Städten wohnend, Dienstleistungsgewerbe, heterosexuell, technikaffin und wohlhabend. Altersgruppe 12 bis 55. Unter 12 ist Operieren zu schwierig, die Perspektive unklar und die Mitarbeit des Patienten ausgeschlossen. Über 55 ist eine Wiedereingliederung in den Wertschöpfungsprozess unwahrscheinlich. Nicht alle Autoren entsprechen den eigenen Vorgaben, was ihnen wohl entgangen ist.
4. Wie alle Propheten einer strahlenden Zukunft, haben Herausgeber und Autoren es für unnötig befunden, soziale, kulturelle und gesellschaftliche Implikationen ihrer Handlungsstränge und Möglichkeiten auch nur zu erwähnen. Selbstkritik ist auch nicht die Stärke der Autoren: diejenigen, welche die großen Fortschritte im Bereich der Genomtherapie versprechen, sind dieselben, die daran bislang gescheitert sind. Hinzu kommt ein herablassender Ton gegenüber denjenigen Personen, die das aktuelle System am Laufen halten, z.B. wenn ein „Paradigmenwechsel zu einem nutzenorientierten Gesundheitswesen“ (283) versprochen wird – so, als ob derzeit kein sinnvolles Gesundheitswesen existieren würde. Der Begriff „Nutzen“ wird in diesem Zusammenhang nicht erläutert.
5. Die Psyche des Patienten wird allenfalls gelegentlich angeschnitten, nämlich dann, wenn die Vermeidung eines Suizids während der Therapie droht, weil dies als Ressourcenvergeudung gedeutet wird. Nicht existent in dieser neuen Medizin sind: Familien, Freunde, ein funktionierendes Sexualleben oder auch die Möglichkeit zu Fluchten aus dem diktatorisch-digitalen Gesundheitsprotokollalltag. Die Autoren versprechen nichts anderes als ein eugenisches Großexperiment, von dem einige Shareholder profitieren.
6. Die Patienten erhalten nur beschränkt Zugang zu ihren eigenen Daten und nur solange, wie sie sich allen Vorgaben von Ärzten – die nicht mehr selbständig agieren – unterwerfen. Die Krankenversicherungen werden allenfalls ein Mindestangebot leisten, alles Weitere muss privat finanziert werden.
7. Und schließlich hat noch jede technologische Revolution dazu geführt, dass viele Menschen sich ihr verschließen und lieber auf alternative Anbieter vertrauen. Im Fall der Medizin bedeutete dies in der Vergangenheit stets, dass Patienten sich „natürlichen Heilweisen“ öffneten, bewusst staatlich finanzierte Möglichkeiten ignorierten und allmählich eine Oppositionshaltung einnahmen. Erst gegenüber der Medizin und ihren Akteuren, dann gegenüber dem Staat und seinen Verbündeten. Dies wirft die Frage auf, wie Herausgeber und Autoren diesem Aufbegehren und Protest gegen Nichtteilhabe an Gesundheit begegnen wollen. Die Antwort wäre wohl, dass alle Personen, die nicht bei der täglichen digitalen Kontrolle ihres Lebens, ihrer Organe, ihres Konsums oder ihrer Genüsse mitspielen wollen, von jeder nutzbringenden Therapie ausgeschlossen werden. Doch eventuell ist dies vielen Menschen egal, weil ihnen ein langes Leben ohnehin nichts bringt, weil dann die Altersarmut droht. Das gesamte Zukunftssystem, welches in dem vorliegenden Buch geschildert wird, ist entweder nur auf eine dünne Oberschicht zugeschnitten oder aber seine Propheten haben übersehen, dass die Voraussetzung für eine Akzeptanz der Kontrolle eine Zukunft für alle Beteiligten wäre: ein gesichertes Staats- und Sozialwesen für alle Generationen. Dies jedoch ist in einer digital vernetzten, arbeitsteiligen Welt quasi unmöglich.

Schlussendlich ist festzuhalten, dass es sich bei dem vorliegenden Buch um eine höchst aufschlussreiche und wertvolle Studie handelt, die viel über Ideologien, Käuflichkeit, Autoritäten, Zukunftsglaube, Verzweiflung an der Gegenwart und Diskursvorgaben verrät. Die Lektüre kann nur empfohlen werden. Allerdings ist es notwendig, das gesamte Buch zu studieren, denn auf die Anlage eines Registers für eine zielführende Suche nach bestimmten Themen wurde verzichtet. Leser scheinen nicht die bevorzugte Zielgruppe der Herausgeber zu sein.

Florian G. Mildenerger (Stuttgart)



Mildenerger, Florian G., *Sexualgeschichte. Überblick – Problemfelder – Entwicklungen*. Springer Verlag, Berlin/Heidelberg 2019, 60 S., br., 14,99 €

Die Sexualgeschichte versteht sich als ein Teilaspekt von Fachrichtungen wie der Medizin, der Kultur-, Sozial- oder Geisteswissenschaften. Mildenerger geht diesem „Kosmos von Sexualitäten und ihrer Geschichte“ (1) in insgesamt acht Kapiteln nach. Dabei wirbt er für einen umfassenden Blick, der die Emanzipation von den „Denkmodellen [der] westlich geprägten Lehrer“ (ebd.) ebenso miteinschließt wie den Fokus auf die Besonderheiten der „Sexualitäten in (Nord) Amerika“ und in „Afrika, Asien und Ozeanien“ (29, 35).

Den historischen Auftakt bilden die vor-antiken Gesellschaften, für die sich auf Basis erster schriftlicher Überlieferungen, aber auch anhand von Statuen, Wandzeichnungen bereits verfolgen lässt, welchen spezifischen Regeln die Geschlechter unterworfen waren. Detaillierter kann Mildenerger für das Judentum, das antike Griechenland und das Römische Reich zeigen, wie verschiedene Wertehorizonte in Ehe- und Sexualitätsformen ihre Entsprechung finden. Ging es im Judentum darum, sich mittels religiöser Vorschriften von „den Eroberern kulturell abzugrenzen“ (4), so waren die Sexualverhältnisse der diversen griechischen Staatswesen zwar in sich differenziert, entsprachen aber der Interessenlage einer „kleinen Gruppe männlicher Vollbürger“. Das galt generell auch für das machtpolitische Gegenüber der Griechen, das persische Reich, doch waren hier bspw. die „Viel-ehe sowie Vergnügungen mit Sklaven“ (5) gestattet.

Bereits in diesem Kapitel lässt sich ein Leitgedanke des Kompendiums ablesen, wie er sich bis in die Anmerkungen zur „neosexuellen Gegenwart“ (43ff) hinein durchzieht: Die Geschichte der Sexualitätsformen ist ein Wechselspiel von Unterdrückung, Liberalisierung und Emanzipation und – so die Botschaft an die Leser_innen heute angesichts neuer sub-

tiler Grenzen und Verbote – man muss „den Willen und die Energie haben, sich seine Rechte stets aufs Neue zu erkämpfen und stets die Argumentationen scheinbarer Verbündeter oder historischer Wegbereiter kritisch zu hinterfragen“ (44).

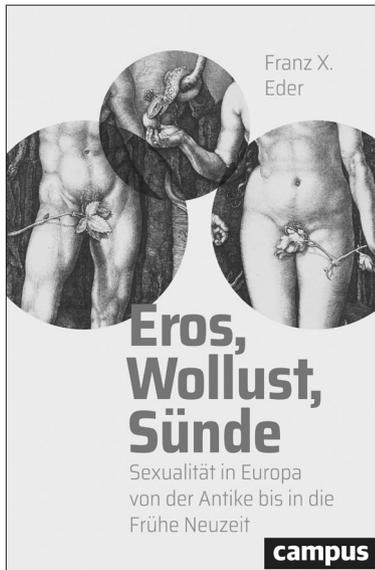
Was aber sind die Faktoren, die dieses Auf und Ab bedingen? Mildenerger entwirft keine Ideengeschichte des Sexuellen, sondern bindet seinen Gegenstand eng an den jeweiligen historischen Kontext. So kann er im Kapitel zum „europäischen Mittelalter“ (9ff) zeigen, wie sich in den formierenden christlichen Ländern durch Völkerwanderungen und Kreuzzüge „neue Erkenntnisse über sexuelle Verhaltensweisen“ (10) ausbreiteten, bis hin zu Bordellen und Vergnügungsbezirken in den europäischen Großstädten. Ein ähnliches Panorama eines Zusammenspiels verschiedener Faktoren, die letztlich einen Bruch mit der kirchlichen Sexualmoral bewirkten, bietet der Abschnitt „Von der Renaissance bis ins 19. Jahrhundert“ am Beispiel des englischen Königreiches: Der Restauration der Monarchie, die nach dem Bürgerkrieg einsetzte, folgte ein Ausbau des „staatlichen Gewaltmonopols“, der wiederum die puritanischen „privaten Tugendwächter“ in die Schranken verwies, zumal das „Laster [...] als Teil des Lebens begriffen“ wurde und sich „Bordellwirte und Veranstalter von Saufgelagen als gute Steuerzahler“ (15) erwiesen.

Die daran anschließenden Ausführungen im Kapitel „Sexualitäten zwischen Befreiung und Begrenzung (1850 bis 2000)“ vermitteln eine Ahnung von der Rasanz, mit der sich parallel zur Industrialisierung nicht nur das Wissen um das Sexuelle entfaltete – die Sexualwissenschaft als eigenständige Disziplin entsteht –, sich aber auch die sexuellen Verhältnisse innerhalb kürzester Zeit ändern konnten: Nahezu synchron zur Machteinsetzung der Nazis wurden auch in der Sowjetunion „die genitalen Freiheiten“ (23) wieder abgeschafft.

Aufhorchen lässt, was Mildenerger in Anschluss an Michel Foucault der Sexualwissenschaft ins Stammbuch schreibt: Foucault hatte in Abrede gestellt, dass die „Ak-kumulation von Wissen zu sexueller Emanzipation füh-re“, aber auch dass die „Angehörigen der ‚Diziplinarmacht Medizin‘ in der Lage“ wären, „Sexualität unbefangen zu erforschen“ (25). Dazu fügt sich dann Mildenergers Beobachtung vom „Schwenk“ der Sexualwissenschaft zu „soziologischen Forschungsmethoden“ und einem „Rückzug aus genetischen, molekularbiologischen und endokrinologischen Forschungsanstrengungen“, die ihre Position von einer „forschenden zu einer beobachtenden“ verschoben hätte und die Wissenschaftler in „Ratgeber von Gesellschaft, Medien Bürokratie und Politik“ (26) verwandelte.

Die Darstellungen des Bändchens sind überaus dicht und komprimiert angelegt, was der Intention, „[e]ine kurze Einführung“ zu gewährleisten (45) und „Literaturhinweise zum Weiterlesen und Studieren“ (ebd.) zu bieten, dennoch mehr als gerecht wird.

Maximilian Römer (Berlin)



Eder, Franz X., *Eros, Wollust, Sünde. Sexualität in Europa von der Antike bis in die Frühe Neuzeit*, Campus-Verlag, Frankfurt/M. 2018, 536 S., geb., 58 €

Sexualgeschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte bedeutete meist die Untersuchung von Ereignissen und Debatten im 19. und 20. Jh. Dies änderte sich allmählich, nachdem der britische Historiker Faramerz Dabhoiwala mit seiner Studie *The Origins of Sex* (2012) den Fokus auf die Frühe Neuzeit legte. Gleichzeitig entfaltete sich allmählich eine neue kritische Forschungsrichtung zur Untersuchung der Antike. Der Wiener Sozialhistoriker Franz X. Eder führt nun diese beiden Stränge zusammen und präsentiert in sechs Kapiteln eine Gesamtbetrachtung von Sexualitätsauffassungen und Diskursen von der griechischen Antike bis ins 17. Jh.

Gleich zu Beginn macht Eder deutlich, dass viele Begriffe, die wir heute als zeitlos und allgemein gültig sehen, Produkte des 18. Jh. sind, beispielsweise „Erotik“. Auch „Gefühl“ war nichts, was Menschen in der Antike oder im Mittelalter bewegte. Die heute aufgrund von Vasenmalerei, überlieferter Dichtkunst und Statuen als lustbetont interpretierte Antike war eine Ära voller Tabus (obwohl dieser Begriff ebenfalls erst im 18. Jh. geprägt wurde), in der medizinische Denkmodelle vor Samenverlust warnen und bestimmte sexuelle Verhaltensweisen öffentliche Ächtung nach sich zogen.

Zugleich war „Sex“ als Lustbefriedigung gleichrangiger Partner sehr selten – Hierarchien erstreckten sich vom Ehebett über das Personal und die Sklaven bis hin zu Angehörigen fremder Völker. Begriffe, die später Instrumentalisierung erfuhren wie „paiderastia“ (66), waren an strenge Vorgaben geknüpft. Normen und Regeln bestimmten auch die sexuellen Verhältnisse im *Imperium Romanum*. Kleiderordnungen, die sich in ähnlicher Wei-

se bis ins späte Mittelalter nachweisen lassen, diffamierten abweichendes sexuelles Verhalten (107). Die gesamte Antike hindurch existierten Ängste vor Geschlechtskrankheiten und ungewollter Schwangerschaft, wogegen Heiler und Ärzte gleichermaßen Mittel verschrieben.

Im Gegensatz zu vielen anderen Autoren verneint Eder, dass es einen abrupten Bruch in den Sexualkulturen zwischen (heidnischer) Antike und (christlichem) Mittelalter gegeben habe (129). Vielmehr habe sich ein schleichender, von den Unterschichten ausgehender Prozess abgezeichnet, der auf eine stärkere Kontrolle der Sexualitäten abzielte und die Ehe als Schutzgemeinschaft von Liebe und Gleichrangigkeit stärkte. Dies bekamen insbesondere Männer zu spüren, die gleichgeschlechtliche Interessen verfolgten. Die Beichte und Kirchenstrafen erhöhten den Druck auf die Menschen, schwächten zugleich aber die Kontrolle durch staatliche Behörden.

Medizinische Dogmen der Antike überdauerten bis in die Frühe Neuzeit (191). Doch Kriege, vor allem aber das Versagen der Autoritäten bei Seuchen (Pest) und die sich entfaltende kapitalistische Wirtschaftsform nagten seit dem Hochmittelalter an den Fundamenten der christlichen Ordnung für das Dies- und Jenseits. Hinzu kamen die Verbreitung von Wissen abseits der Klöster und schließlich die Erfindung des Buchdrucks.

Nachdem die Eliten in Europa zunehmend anders lebten, als sie dies von ihren Untertanen forderten, änderten diese ebenfalls ihr Verhalten, sofern sie über die notwendige wirtschaftliche Macht verfügten (297). Die katholische Kirche sah sich auf Konzilen – Konstanz 1414 und Basel 1431 – mit dem Vorwurf konfrontiert, ihre Angehörigen würden durch Konkubinate die eigenen Ansprüche konterkarieren (318).

Die Reformation veränderte die Diskurslage ab 1520. Die Protestanten feierten den wirtschaftlichen Erfolg als Dienst an Gott und verbanden dies mit neuen Regeln des Sexuallebens (328). Die Katholiken reorganisierten sich und beförderten den Kult um die Jungfräulichkeit bei gleichzeitiger Möglichkeit, alle Sünden jederzeit beichten zu können.

Der Staat, der bei Eder stets unausgesprochen das Heilige Römische Reich ist, nutzte die Situation zu einer Ausweitung seiner eigenen Kompetenzen und der Einführung von Strafgesetzbüchern. Deren Umsetzung erwies sich allerdings als schwierig – eine medizinische Bürokratie gab es vor dem 18. Jahrhundert nicht.

Zugleich drangen neue Informationen über Sexualkulturen nach Europa: Berichte von Entdeckungsreisenden aus Amerika und Asien beflügelten die Fantasie, Reisebeschreibungen des Orients führten zu einer Rezeption neuer – oder seit der Antike verdrängter – sexueller Fluchtmöglichkeiten und zugleich kam die Syphilis als neuer Faktor hinzu (364). Kirchliche Kreise entdeckten

wieder einmal in den Homosexuellen die entscheidenden Kräfte für den erneut halluzinierten baldigen Untergang des Abendlandes (425). Letztendlich begünstigten die Kombination aus andauernden Kriegen in Europa, staatlicher Schwäche und städtischem Selbstbewusstsein die Schaffung von Orten der Freizügigkeit, von denen diejenigen profitierten, die es sich materiell leisten konnten. Auch wenn Eder das so nicht formuliert, könnte man von einer Gentrifizierung des Sexuallebens im Europa des 17. Jh. sprechen.

Trotz dieser verdienstvollen und umfangreichen Arbeit bleibt eine Reihe von Kritikpunkten. So verwendet Eder die Begriffe „Begehren“ und „Begierde“ synonym (17), was nicht nur angloamerikanische und französische Leser erstaunen dürfte. Die Literaturlauswertung ist auf den deutschsprachigen Raum fokussiert und stützt sich ausschließlich auf bereits edierte Quellen, d.h. Eder schreibt im Grunde seine eigenen Untersuchungen fort, die er mit einer kleineren Monographie bereits 2002 umrissen hatte (vgl. Eder, F.X., 2002. *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. C.H. Beck, München, 2. Aufl. 2009). Der Einfluss islamischen Gedankengutes wird erst im letzten Teil des Buches thematisiert, obwohl das christliche Europa und die islamische Welt seit dem frühen Mittelalter einander befruchteten, bekriegten und erforschten. Teilweise finden sich im letzten Teil des Buches Wiederholungen von ganzen Absätzen (386, 434). Im Hinblick auf die sich ab 1500 entfaltende Kolonialisierung Amerikas, Asiens und Afrikas bleibt das Buch – im Vergleich zu früheren Kapiteln – erstaunlich inhaltsarm. Dies könnte damit zusammenhängen, dass zentrale Quellentexte nur in Spanisch vorliegen.

Gleichwohl bietet das Buch einen guten Überblick und verführt zugleich interessierte Leser zu eigenen Studien. Ungewollt verrät es zudem einiges über die Denkwelten der Wiener Historikerschule, die im Heiligen Römischen Reich (regiert von den Habsburgern) weiterhin den Nabel der europäischen Welt erblickt.

Florian G. Mildenberger (Stuttgart)



Rose, Andreas, Sandra Poppek, Thomas Mösler, Johannes Kemper, Wolfram Dorrman (Hg.), *Sexuelle Probleme bei Kindern und Jugendlichen*. Psychotherapie-Verlag, Tübingen 2018, 229 S., br., 19,19 €

Beginnend mit der Geburt (und nicht erst in der Pubertät) entwickeln sich sexuelle Einstellungen und sexuelles Verhalten in der aktiven Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt. Die sexuelle Sozialisation ist Teil der Gesamtsozialisation, der Persönlichkeitswerdung. Das ist das eine. Das andere ist (als Teil der sexuellen Sozialisation) die Sexualerziehung, also die bewusste und gezielte Einflussnahme auf die Persönlichkeit. Das eine hat die Persönlichkeit mehr als Subjekt im Blick, das andere mehr den Menschen als Objekt. Im Idealfall ergänzen sich beide – zum Wohle des heranwachsenden Kindes und Jugendlichen.

Was aber nun, wenn es bei der sexuellen Sozialisation hapert? Wenn die gewöhnliche Sexualerziehung versagt? Wenn die individuellen Voraussetzungen, die persönliche Lebenssituation und die sozialen Rahmenbedingungen übernormal vom Allgemeinen abweichen? Kurz gesagt, wenn Probleme auftreten, die allein nicht zu lösen sind? Dann hilft die Psychotherapie. Wie sie das tut und was sie vermag und, ganz wichtig, nicht vermag – davon handelt der vorliegende Sammelband, geschrieben von erfahrenen Psychotherapeuten.

Simone Hartmann schreibt feinfühlig und zugleich realistisch über Chancen und Risiken der psychosexuellen Entwicklung von Jugendlichen mit Behinderungen. „Nur ein sehr genauer und reflektierter Blick“ auf die Probleme, Themen und Menschen bietet ihrer Meinung nach „wirkliche reale Chancen“ (23). Solche Chancen für Klienten mit Behinderungen können sein: „erwachsen zu werden und zu dürfen, passende Unterstützung zu erhalten, verstanden und respektiert zu werden, Auswege aus Verhaltenssackgassen zu erproben [...]“ (ebd.).

„Überlegungen zur Pornografie-Forschung bei Jugendlichen“ (25) stellt, verbunden mit einem Einblick in die Literatur, Andreas Rose an. Er markiert Schnittstellen, die für die sexuelle Entwicklung problematisch werden könnten, nicht zuletzt durch den Porno-Konsum im Internet. In seinem Ausblick formuliert er allerdings die Vermutung, dass die Bedeutung der Pornografie im Internet abnehmen werde, „wenn es möglich sein wird, mit Sex-Robotern oder programmierten Puppen zu schlafen“ (33). Ob er das erfreulich oder unerfreulich findet, sagt er nicht, klugerweise.

Michael Bastian wendet sich „Störungen der Geschlechtsidentität/Geschlechtsdysphorie“ (34) in der Kinder- und jugendpsychiatrischen Praxis zu. Sein informativer Beitrag, der viele praktische Erfahrungen und auch „Vorschläge zur Behandlungsstrukturierung und -durchführung“ (45) enthält, ist ein Plädoyer für die Achtsamkeit und Achtung gegenüber transidenten Kindern und Jugendlichen und deren Lebensweg. „Mit relativ einfachen Mitteln lässt sich Menschen, die in großer Not sind, nachhaltig helfen und ihr Leben damit dauerhaft positiv beeinflussen.“ (49f)

Der wohl heikelste und mit 58 Seiten zugleich längste Artikel in diesem Buch ist der von Philipp Stang und Karin Schleider über „Psychische Verhaltensstörungen in Verbindung mit der sexuellen Entwicklung und Orientierung“ – heikel deshalb, weil es um eine „Irritation in der sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtsidentität“ (58), um diverse offizielle/anerkannte und nicht offizielle Krankheits- und Störungsbilder geht, nicht aber um die Richtung der sexuellen Orientierung an sich, die nicht einer Diskriminierung durch Pathologisierung anheimfallen darf. „Die Frage der sexuellen Orientierung und Geschlechtsidentität sollte vom Betroffenen geleitet entdeckt und nicht vom Therapeuten beantwortet werden.“ (104) Man kann sich vorstellen, dass das so einfach nicht ist, vor allem dann, wenn der Psychotherapeut aufgesucht wird, „um die Frage der Unsicherheit prompt zu klären“ und damit dem intensiven Bedürfnis der Betroffenen und deren Bezugspersonen nach „Orientierung und Sicherheit“ zu entsprechen (ebd.).

Bei ihren Recherchen zum Thema Psychotherapie bei sexuellen Problemen von weiblichen Jugendlichen stieß Uschi Engelberger „vorrangig auf die Behandlung des sexuellen Missbrauchs“ (115). Andere Störungsbilder schien es nicht zu geben, aber die Autorin weiß um solche, und denen wendet sie sich nun aufgrund ihrer Praxiserfahrungen zu. Als Titel wählt sie – in Anlehnung an die bekannte Fernsehserie – „Sex and the Girls“ – sexuelle Themen in der psychotherapeutischen Arbeit mit Mädchen“, und zwar bewusst, um auf dieses Drahtseil aufmerksam zu machen, „auf dem man sich bewegt, wenn man über Sexualität spricht. Was einerseits etwas so Sensibles, so sehr Intimes und Persönliches ist, kommt andererseits in unserer Öffentlichkeit häufig so reißerisch, aufdringlich und grob daher, dass es nicht einfach ist, in der Therapie den richtigen Ton zu finden zwischen zu

vorsichtig und gehemmt auf der einen Seite und zu neugierig, voyeuristisch oder gar grenzüberschreitend auf der anderen Seite“ (117).

Nun, der Autorin gelingt diese Balance hervorragend, und ihr Herangehen ist so plastisch und mitreißend dargestellt, dass andere in ihrem psychologischen und psychotherapeutischen Tun beflügelt werden können.

Michael Elsner widmet sich in seinem beklemmenden Buchbeitrag einem Personenkreis zu, der in der Öffentlichkeit wie in der Wissenschaft und Forschung kaum vorkommt, nämlich sexuell grenzverletzenden Kindern und Jugendlichen. Dabei sind, wie der Sexualpädagoge nachweist und auch in seiner praktischen Arbeit als Psychotherapeut erfahren hat, sexuell grenzverletzende Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen so selten nicht und psychotherapeutische Angebote „in diesem spezifischen Feld“ schwer zu finden (150). Vor allem an Fallbeispielen beschreibt und bewertet der Autor die oft dramatischen Kompliziertheiten bei diesem Personenkreis einschließlich der besonderen und bei diesen Vorfällen erweiterten Rahmenbedingungen in Gestalt des Gerichts, des Elternhauses, der Jugendhilfemaßnahme, des Strafverteidigers, des Opfers und möglicherweise einer erweiterten Familie „wenn es Übergriffe innerhalb eines Familiensystems gegeben hat“ (151). Er warnt vor der Versuchung, sich ausschließlich auf die Taten zu konzentrieren und empfiehlt, einen positiven Anknüpfungspunkt zu finden, der „erstens die Motivation und Bereitschaft zur Therapie erhöht und zweitens die Chance auf Alternativverhalten verbessert“ (152). Das sind klare und letztlich ermutigende Standpunkte.

Dem folgt mit ähnlichen Klarheiten der überaus informative Beitrag „Therapie der Störung der Sexualpräferenz und -delinquenz im stationären Kontext“ von Vaya Emmanouil und Kathrin Heubach-Bonnemaiso. Dabei geht es um Sexualdelinquenten im Jugendstrafvollzug, und zwar nicht nur um deutsche, sondern zunehmend auch um jugendliche Flüchtlinge aus ganz anderen Kulturkreisen. Der ermutigende und heute nicht ganz selbstverständliche Appell: „Nur durch das vermittelte Gefühl der Akzeptanz und Berücksichtigung der jeweiligen Individualität kann man bei jugendlichen Sexualstraftätern therapeutisch etwas erreichen!“ (196).

Das Buch ist in erster Linie praxisorientiert, eine erfahrungsgefüllte Fundgrube zugleich für Fachleute und alle die beruflich oder privat mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben und handhabbare Hinweise benötigen. Untheoretisch und theoretisch belanglos ist es deswegen nicht. Auch weil es aktuelle Prävalenzen sexueller Störungen und Probleme aufgreift, die früher nicht vorhanden waren oder nicht beachtet worden sind, ist das Buch aufschlussreich speziell für die Sexualwissenschaft – die sich überdies glücklich schätzen kann, solche engagierten Sexualtherapeuten mit ihrem speziellen Sachwissen an ihrer Seite zu haben.

Kurt Starke (Zeuckritz)



Melzer, Heike, *Scharfstellung – Die neue sexuelle Revolution*, Tropen bei Klett-Cotta, Stuttgart 2018, 236 S., br., 16,95 €

Im Zuge der ‚alten‘ sexuellen Revolution entkoppelten die ‚Pille‘ und die gesetzliche Regelung der straffreien Abtreibung Sexualität von der Fortpflanzung, sodass sexuelle Lust erstmals weitgehend angstfrei genossen werden konnte. Die ‚neue‘ Revolution verleiht diesem Erbe nochmals einen bislang ungekannten Drive, zunehmend unter der Prämisse, „Lust völlig autonom in einer Welt sexueller Superstimuli zu erleben“ (13).

Der Parforceritt der Münchener Paar- und Sexualtherapeutin durch die technologisch hochgerüsteten Weiten der Masturbation, Pornografie, Sex-Toys und des Casual Datings lässt die fatal anmutenden Folgen dieses Drives, wie sie dann auch im Praxisalltag durchschlagen, ahnen (131ff). Nicht nur wird die zwischenmenschliche Sexualität zunehmend zur Rarität, sie kann auch mit den digital beschleunigten und entfesselten Intensitätsgraden nicht mehr mithalten. Viele Männer beispielsweise seien dermaßen „auf die starken Reize von Pornografie konditioniert, dass sie nur noch abgestumpft und mit Verunsicherung auf partnerschaftlichen Sex reagieren“ (139). Dies ist nicht nur den mannigfachen quantitativ neuen Möglichkeiten geschuldet, sondern vor allem auch den damit verbundenen Raffinessen, qualitativ neu an den Körper ‚anzudocken‘.

Dies belegt etwa auch die letzte Generation des „Womensizer“, eines Sex-Toys für Frauen, dessen Prototyp 2012 aus einer „Aquariumpumpe, einem Schlauch und einem Saugnapf“ (58) hervorging. Eine derartige hightech „Superstimulation“ (53) setzt nicht mehr bei den Druck- und Dehnungs-Rezeptoren in Anus und Vagina an, sondern bei den berührungs- und vibrationsempfindlichen Rezeptoren der Klitoris und kleinen Schamlippen, die durch eine

„schnelle Frequenz von 50 bis 200 Hertz stimuliert“ werden – eine Frequenz, die mit „Hand, Mund und Penis nicht zu erreichen ist“ (57). Boshaft ließe sich schließen, dass sich die Männer mit den von ihnen geschaffenen Toys selbst abschaffen würden, bliebe nicht das leidige Problem der „Bedeutung“. Sex-Toys mögen als perfekte Lifestyle-Accessoires eine körperbewusste, gebildete Kundschaft ansprechen. Was sie aber (noch) nicht zu leisten vermögen, ist, ihrem Tun den Sinn und die „Bedeutung“ zu verleihen, die Sex mit einem Partner „so besonders macht und zu einer nachhaltigen Befriedigung führt“ (72).

Damit ist eine Thematik aufgerufen, der Melzer im Kontext der vielfältigen und partiell auch neuen Suchtdimensionen nachgeht (vgl. 161ff). Die fehlende sexuelle ‚Nachhaltigkeit‘ verweist auf eine analoge Entsprechung im entfesselten Wirtschaftskreislauf: Hier wie dort steht einem evolutionär auf Mangel konditionierten Belohnungssystem ein permanent gesteigerter und aller (auch repressiven) Normalität enthobener Überfluss gegenüber, dessen Surrogatcharakter Melzer gleichnishaft am vom Aussterben bedrohten „Prachtkäfer“ illustriert, der sich mit einer Bierflasche, die er für ein überdimensioniertes Weibchen hält, zu Tode kopuliert: „Wenn ich den Berichten meiner sexsüchtigen Klienten lausche, dann ähneln ihre Verhaltensweisen in Extremfällen denen dieser [...] Prachtkäfer, die ihr Lustzentrum mittels Superreizen rund um die Uhr triggern (181).

Das vorletzte Kapitel des Bandes stellt die Frage nach „Aufklärung“ heute, vor dem Hintergrund des gegenwärtig ablaufenden „globalen Feldversuchs ohne Ethik-Kommission“, an dem „allen voran Kinder und Jugendliche“ teilnehmen und dessen erste Resultate eine „signifikante Zunahme an sexuellen Funktionsstörungen wie Erektionsstörungen, Verzögerung oder Ausbleiben des Orgasmus und partnerbezogener Lustlosigkeit, die nicht nur die Mediziner, sondern ganz voran Betroffene selbst beunruhigen“ und „uns alle alarmieren“ (204f) sollten. Was bietet Abhilfe?

Der Band will eine „Seherschule“ bereitstellen, die die beobachteten Phänomene heranzoomt, sie ‚scharf stellt‘ und sie wie ein Prisma, das das weiße Licht in seine Spektralfarben zerlegt, begreifbar macht. Dies gelingt zweifellos gut. Wenn hinsichtlich der Abhilfe dennoch eine Leerstelle bleibt, resultiert dies daraus, dass der umfassende Appell an individuelle „Verantwortung“ (230) – nicht zuletzt der Eltern ihren Kindern gegenüber – auf die Feststellung trifft, dass die „Fahrt im Triebabteil unserer Sexualität gerade erst begonnen“ habe, weiter „unaufhaltsam an Geschwindigkeit“ (223) zunehme, wobei offen bleibt, wer den Führerstand des „Triebabteils“ besetzt hält. Und so bewegen sich die Vorgaben für ein individuell-vernünftiges Verhalten (214f, 223ff) lediglich im Rahmen des neoliberalen Paradigmas, nach dem jeder für sich selbst verantwortlich ist.

Rainer Alisch (Berlin)



Gerlach, Michael, *Sexuelle Süchte erkennen und behandeln – Grundlagen und Therapie einer Störung der Impulskontrolle*, Schattauer, Stuttgart 2018, 272 S., geb., 35 €

Sexsucht – „Sexuelle Süchte“ – ist zum Modethema geworden. Sexualtherapeutisch Tätige werden mit der Frage des Vorliegens und der geeigneten Intervention konfrontiert, mal von Betroffenen, mal von Partnern und sozialer Umgebung. Eine Darstellung des letzten Stands der Forschung wäre dringend nötig.

Das vorliegende Buch erfüllt diesen Anspruch leider nicht. Wir erfahren so manches, auch durchaus Interessantes, aber es fehlt eine klare Konzeption. Vor allem vermisse ich eine nachvollziehbare empirische Grundlage für die gegebenen Empfehlungen. Dabei ist das Werk durchaus lesbar geschrieben, es ist aber eher an interessierte Laien adressiert als an erfahrene Fachleute.

Zunächst überrascht der Autor mit einem Kaleidoskop von Streiflichtern auf allgemeine Grundlagen und mit der Frage „Was ist Sex und was ist Liebe?“ (Kap. 1). Nach kurzen Segmenten zu evolutionsbiologischen Aspekten – vom Liebesrausch der Liebeswanze bis zu brutalen See-Elefanten, fleißigen Hüttengärtnern und treuen Präriewühlmäusen, schließen sich einige Textabschnitte zu sexualwissenschaftlichen und psychologischen Erkenntnissen zur menschlichen Sexualität an. Ein kurzes Unterkapitel befasst sich mit „Sexualität und Liebe“.

Ähnlich cursorisch sind die Textsegmente im 2. Kapitel – „Was ist Sucht und sexuelle Süchtigkeit?“ – in dem die Suchtdimensionen einer körperlichen Erkrankung, einer psychischen Störung, einer sozialen Abweichung und einer spirituellen Störung durchaus im Sinne eines ganzheitlichen Modells abgehandelt werden. Etwas unvermittelt werden jene „sexuelle[n] Verhaltenssüchte“

(89) vorgestellt, und mit Scham und Schuld und – etwas befremdlich – mit männlicher Homosexualität in Zusammenhang gebracht. Das Kapitel schließt mit Vignetten zu Gestalten von sexueller Süchtigkeit.

Das dritte und letzte Kapitel „Was ist Heilung?“ befasst sich mit „Behandlungsperspektiven“. Anschließend wird der Ablauf einer standardisierten Therapie in sechs Einzelsitzungen, ergänzt um eine Gruppentherapie und Überlegungen zur Rückfallvermeidung dargestellt. Das ist konkret, anregend und gut lesbar. Nur fehlt eine nachvollziehbare Begründung für das gewählte Vorgehen. Zur Frage der Generalisierbarkeit über ausgewählte Einzelfälle hinaus ist nichts gesagt, eine empirische Überprüfung von Therapieergebnissen und wirksamen Faktoren fehlt völlig.

In einem letzten Abschnitt bespricht der Autor die dynamische Psychotherapie von Diana Fosha und die syndyastische Sexualtherapie von Loewit und Beier. Dabei handelt es sich eher nicht um dem Mainstream zuzuordnende Therapieansätze; es wird nicht klar, wieso gerade sie ausgewählt werden. Noch stärker gilt das für die „Karezza“ (178f), während der abschließende Hinweis auf einen angemessenen Hedonismus, hier mit Verweis auf die antiken Grundlagen bei Epikur, sicher ein gelungenes Schlußwort bietet.

Problematisch finde ich das Fehlen einer Diskussion über das durchaus nicht eindeutige Konzept der Sexuellen Süchte und über die Frage der systematischen Zuordnung, die aufgrund theoretischer Überlegungen und der Konsequenzen für Behandlungsstrategien nicht ganz trivial ist. Der Autor verhält sich dieser Frage gegenüber indifferent: Der Untertitel des Buches heißt „Störung der Impulskontrolle“, im Weiteren ist dann die Rede von „spezifischen Verhaltenssüchte[n]“ (85) – gerade auf die Unterscheidung dieser beiden Konzepte und ihre differenzierte Diskussion wäre es angekommen.

Was die Mosaiksteine miteinander verbinden könnte und was sie zum besseren Verständnis des zentralen Themas beitragen könnten, hat sich mir nicht erschlossen. Im Buch ist so manches gute Korn zu finden, ein Aha-Erlebnis oder eine Leitlinie zum Vorgehen mag sich nicht einstellen. Wir werden auf das Standardwerk zum Thema noch warten müssen.

Wolfgang Weig (Osnabrück)



Freese, Anne, *Gewalt – Deutung – Selbstoptimierung. Eine Geschichte der posttraumatischen Belastungsstörung seit dem Vietnam-Syndrom*, Franz Steiner, Stuttgart 2018, 420 S., geb., 68 €

Jede Zeit hat ihre Krankheit. Die mit den Grenzen der eigenen Freiheit ringenden Frauen des 19. Jh. entwickelten eine „Hysterie“, an der Beschleunigung verzweifelnde Männer wurden „nervös“, ihre Enkel durchleb(t)en „Stress“ und diejenigen Männer und Frauen, die verheerenden Gewalterfahrungen ausgesetzt waren und diese nicht ver- und aufarbeiten konnten, durften oder wollten, sehen sich mit dem konfrontiert, was Ärzte und Meinungsmacher „Trauma“ oder „Posttraumatische Belastungsstörung“ (PTSD) nennen. Die Historikerin Anne Freese schildert in ihrer als Buch erschienenen Berliner Dissertation, wie sich das Krankheitsbild manifestiert, wie lange es dauerte bis Gatekeeper der Psychiatrie es rezipierten und die Diagnosestellung schließlich auch die Hausarztpraxen erreichte. Zusätzlich beleuchtet sie konkurrierende Diagnosen und Deutungen und die zahlreichen Anwendungsgebiete der Krankheitszuordnung.

Das Werk ist in fünf Hauptkapitel gegliedert, denen eine Einleitung, eine Zusammenfassung, ein umfangliches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister beigeordnet sind. Als Quellen dienen der Autorin Lehrbücher, Fachzeitschriften, Zeitungsberichte, Autobiographien, Experteninterviews sowie Material aus Selbsthilfegruppen.

Freese schildert anschaulich, wie mit der Diagnose des „erlebnisbedingten Persönlichkeitswandels“ des Göttinger Psychiaters Ulrich Venzlaff im Jahre 1958 ein Paradigmenwechsel in der Beurteilung langfristiger Wirkungen traumatischer Erlebnisse einsetzte (16). Zuerst auf NS-Verfolgte angewandt, begannen deutsche Ärzte, meist im Auftrag von Versicherungsträgern, überkommene Einschätzungen zu Neurosen, seelischen Verletzungen, Trauma oder den

Zusammenhängen von ungenügender Erstbetreuung und langfristigen Wirkungen einschneidender Erlebnisse neu zu bewerten.

Es dauerte bis in die 1970er Jahre hinein, bevor der in deutschsprachigen Lehrbüchern und Fachzeitschriften seit den 1960er Jahren verfestigte Traumbegriff Eingang in populäre Lexika fand. Impulse erhielten Forschung und Öffentlichkeit durch den Vietnamkrieg, in dessen massenmedialer Aufbereitung das Wort „Trauma“ großen Stellenwert einnahm (58). Die amerikanischen Veteranen des Krieges durchlitten ähnliche Langzeitfolgen wie deutsche Soldaten nach den Weltkriegen, aber ihnen stand eine Neuerung offener gegenüberstehende (Fach)öffentlichkeit zur Seite.

Ärzte, pressure groups und Journalisten formten ab 1972 aus psychoanalytischen Konzeptionen, aufbereiteten Patientengeschichten und etablierten Fachtermini die Theorie der „post-traumatic stress disorder“ (PTSD), die 1978 Eingang in das *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* (DSM) fand (72). Die zeitgleich sich entfaltende feministische Bewegung unternahm Anstrengungen, die PTSD auf die Opfer von Missbrauch und Vergewaltigungen anzuwenden. In Deutschland wurde die Diagnose erst zu Beginn der 1990er Jahre in den Fachdiskurs überführt, wobei die Übersetzung „posttraumatische Belastungsstörung“ als wenig gelungen angesehen wurde (88). Denn „Störung“ klang nach einer rasch zu behebenden Kleinigkeit, nicht nach einer alle Lebensbereiche durchflutenden chronischen Erkrankung.

Die Therapie erforderte neue Techniken, die sich niedergelassene Ärzte und Psychotherapeuten aneignen mussten, wie von Freese ausgeführte Experteninterviews aufzeigen (106, 110). Die positiven Aspekte der Behandlung wurden als Element der Kostensenkung im Gesundheitswesen beworben. Im Kontext der Aufarbeitung der SED-Diktatur gelang es den Ärzten sowohl Hilfe für die Patienten zu leisten als auch das Wohlwollen der Politik zu erlangen (127). Den Irrweg zahlreicher Opfer durch ärztliche Praxen schildert Freese mit vielen Zitaten (138ff).

Die vielfältigen und langjährigen Erfahrungen führten bei den Therapeuten zu einer weiteren Professionalisierung, so dass es ihnen Ende der 1990er Jahre möglich wurde, PTSD bei weiteren potentiellen Patientengruppen zu diagnostizieren und frühzeitig einzugreifen (149). Es folgten internationale Kooperationen, insbesondere im Kontext der interkulturellen Betreuung von Flüchtlingen aus dem von Bürgerkriegen erschütterten ehemaligen Jugoslawien (172). Ab der Jahrtausendwende kamen traumatisierte Bundeswehrsoldaten als neue Patienten hinzu (190). Ebenso wie nach 1918 und 1945 mussten die Veteranen sich das Recht auf Krankheit und Therapie erst vor Gericht erstreiten (211). Allmählich spielten auch Angehörige der „Kriegskindergeneration“ eine Rolle (220). Schließlich rückten die Opfer sexuellen Missbrauchs in den Mittelpunkt öffentlichen, medialen und ärztlichen Interesses (236). Hier spiel(t)en Selbsthilfeorganisationen seit

den 1980er Jahren eine wichtige Rolle. Vereine wie „Wildwasser“ oder „Tauwetter“ avancierten zu gleichberechtigten Ansprechpartnern der staatlichen Bürokratie.

Dadurch erfolgte auch die zunehmende Akzeptanz der langfristigen Folgen einer traumatischen Erfahrung und der Notwendigkeit einer umfassenden und Zeit in Anspruch nehmenden Therapie. PTSD avancierte zu einem Diagnosemodell, das auch für internationale und interkulturelle Kooperationen auf therapeutischem Gebiet nützlich wurde. Neuro-biologische Studien stützen seit den 2000er Jahren die psychotherapeutischen Konzeptionen (300f). Letztendlich zielen Diagnose und Therapie (theoretisch) darauf ab, passive Leidende zu selbstbewussten neuen Menschen zu erziehen (330). Historikern kommt nach Ansicht von Freese die Aufgabe zu, die verschiedenen Diskursstränge von „Trauma“ in der Vergangenheit zu beleuchten. Diese kohärente Darstellung klammert jedoch eine Reihe von Aspekten aus. Freese übersieht vor allem, wer abseits der Patienten noch von der Anerkennung der PTSD profitierte.

Die pharmazeutische Industrie und ihre Rolle bei der Durchsetzung und Akzeptanz des PTSD-Konzepts werden z.B. mit keinem Wort erwähnt. Die Vorgehensweise, die von der Institutionalisierung von PTSD profitierenden „Experten“, nicht aber „Patienten“ als Zeitzeugen zu befragen, erscheint ebenfalls problematisch. Im Kontext der Selbsthilfegruppen stellte sich Freese einseitig auf deren Seite und klammert die Kritik an der Arbeit von „Tauwetter“ oder „Wildwasser“ aus. Dabei hatte es insbesondere in den 1990er Jahren harte Kritik an den Vereinen gegeben, da deren Vertreter zur Generierung von Zuschüssen inflationär den Begriff „Kindesmissbrauch“ verwendet hätten. Die Instrumentalisierung von Pädophilie für innenpolitische Zwecke in der Ära Schröder wird unerwähnt gelassen. Auch das frühzeitige Zusammenwirken feministischer Forscherinnen und selbst berufener „Kinderschützer“ auf Seiten der politisch Konservativen ist Freese entgangen. Die politisch-historische Sprengkraft einer Gleichsetzung der Erfahrungen von NS-Verfolgten und politischen Opfern der SED-Diktatur (122) wurde nicht erkannt. Der Aufstieg der Psychotherapeuten von einer Untergruppe der Heilpraktikerschaft zu einer selbständigen Berufsgruppe ist untrennbar mit PTSD verbunden, doch dieser berufspolitische Aspekt bleibt gleichfalls unerwähnt. Ihre eigene Rolle hinterfragt Anne Freese zu keiner Zeit. Beruflich ist sie als Koordinatorin im Büro der zentralen Frauenbeauftragten der Humboldt Universität zu Berlin tätig – und somit Teil jenes Konglomerats, welches durch die ständige Erweiterung des PTSD-Begriffs und der Betroffenen profitiert.

Das Buch enthält zweifellos zahlreiche Fakten und viele Informationen, aber die eigentlichen Fragen nach Ätiologie, Hintergründen, Durchsetzung und Nutzen von PTSD werden nicht gestellt.

Florian G. Mildnerberger (Stuttgart)

EIKE SANDERS, KIRSTEN ACHELNIK
UND ULLI JENTSCH

KULTURKAMPF UND GEWISSEN

Medizinethische Strategien der
»Lebensschutz«-Bewegung

Sanders, Eike, Kirsten Achteplik, Ulli Jentsch, *Kulturkampf und Gewissen. Medizinethische Strategien der „Lebensschutz“-Bewegung*, Verbrecher Verlag, Berlin 2018, 160 S., br., 15 €

Die Konfliktpanne, der sich das vorliegende Buch widmet, reicht vom „Totalverbot von und dem generellen Recht auf Schwangerschaftsabbruch“ (7). Im Mittelpunkt stehen die Paragraphen 219/219a und 218/218a des deutschen Strafgesetzbuches. Vor dem Hintergrund einer „gesellschaftliche[n] Stimmung, die ungewollt Schwangere und abtreibende Ärzt_innen moralisch als Mörder_innen verurteilt“ (9), nehmen die Verfasser_innen die politischen Kräfte in Augenschein, die diese Stimmung anheizen. Als „antifeministische[n] Akteur“ rücken sie die „Lebensschutz“-Bewegung ins Zentrum, die mit ihren „reaktionären und teils menschenverachtenden Argumentationen und Aktionen“ (12) dazu herausfordert, die eigenen feministischen Positionen zu schärfen und im Widerstand gegen diese Entwicklung emanzipatorische Handlungsoptionen zu gewinnen. Die Verfasser_innen rekonstruieren den gesellschaftlichen Kontext, der den Aufschwung der „Lebensschutz“-Bewegung ermöglichte, entziffern deren Gesellschaftsbild und die Forderung nach einem Abtreibungsverbot „als Vehikel für eine konservative bis extrem rechte, in Teilen antidemokratische Kulturkritik an der heutigen Gesellschaft“ (ebd.). Im Rahmen medizinethischer Debatten wird gezeigt, wie sich die Themenpalette der Bewegung „weit über die Frage nach der Legalität von Schwangerschaftsabbrüchen hinaus ausgeweitet“ (38) hat.

Gezeigt wird, wie die „Lebensschutz“-Bewegung in ihren unterschiedlichen Gruppierungen versucht, kulturelle Hegemonie für politische Entscheidungsmacht zu gewinnen – mit dem Ziel, ein allgemeines Verbot von Schwangerschaftsabbrüchen im Strafgesetzbuch zu verankern. Einen wichtigen Bündnispartner „im organisierten Antifeminismus, der jene

Positionen artikuliert, auf die auch Teile der ‚Lebensschutz‘-Bewegung ihren Kulturkampf bauen“ (148), sehen die Verfasser_innen in der AfD. Ob sich langfristig eine Zusammenarbeit etablieren wird, sei noch nicht absehbar.

Eine bevorzugte Strategie der „Lebensschützer“ sei es, ihre Kampagnen mit juristischen Feldzügen zu verbinden, die sich gegen Ärztinnen und Ärzte richten, die trotz des im § 219a festgelegten Werbungsverbots öffentlich über Abtreibungen informieren, wie Kristina Hänel (vgl. *Das Politische ist persönlich. Tagebuch einer „Abtreibungsärztin“*, 2019). Im Fall Hänel werteten die Richter dies als Werbung und verurteilten sie zu einer Geldstrafe. Die Autor_innen zeigen, wie die aktuellen Unklarheiten in der Gesetzgebung es den „Lebensschützern“ leicht machen, durch ständiges Prozessieren „die sexuellen und reproduktiven Rechte aller und die Pluralität der Gesellschaft in Frage zu stellen“ (145). Der „Burgfrieden“ (7), der das Verbot von Abtreibungen durch Straffreiheit bis zur 12. Woche ermäßigt, wird von den Abtreibungsgegnern zunehmend angegriffen. Als potenzielle Verbündete der „Lebensschutz“-Bewegung und Verhindernde von Schwangerschaftsabbrüchen dienen Ärzte selbst als die wichtigsten „Gatekeeper“ der Bewegung. Sie und anderes medizinisches Personal können sich weigern, an Schwangerschaftsabbrüchen teilzunehmen. Eine „propagandistische Taktik“ (75) sei es daher, Ärzte auf jene Moralform zu verpflichten, die einmal im hippokratischen Eid berufsständische Allgemeingültigkeit beanspruchen konnte. Die Bewegung unterstelle fälschlich, der Eid „sei immer noch der allgemein praktizierte Schwur von Ärzt*innen bei ihrer Approbation“ (74). Teile des hippokratischen Eids sind in die Genfer Deklaration als Neufassung eingegangen, in der aber „weniger explizit versichert [wird], ‚jedem Menschenleben von seinem Beginn an Ehrfurcht entgegen [zu] bringen‘“ (ebd.). Die Autor_innen betonen, dass Werte nicht ahistorisch und allgemeingültig seien. Ethik sei der „Spiegel moderner Moral- und Rechtsvorschriften“ und „die Moral der ‚Lebensschutz‘-Bewegung“ könne nicht „die einzig allgemeingültige Ethik“ (75) beanspruchen, doch drehen sich die Kämpfe ja gerade um den Anspruch auf Allgemeingültigkeit.

Die politisch-ethische Grundproblematik, die das Buch weitgehend unreflektiert durchzieht, besteht in dem Widerspruch zwischen dem Recht auf körperliche Selbstbestimmung und dem Recht auf Leben. „Feminist*innen“, stellen die Autor_innen fest, würden sich für „ein Recht auf Schwangerschaftsabbruch“ einsetzen, „ein ‚Recht‘ auf ein ‚gesundes‘ Kind“ jedoch ablehnen (149), das Recht also, eine Schwangerschaft zu beenden, „wenn das werdende Kind nicht den medizinischen Normen entspricht“ (150). Unter der Hand verschiebt sich die Debatte hier auf ein Feld, auf dem sich verschiedene Moraldiskurse durchkreuzen und „die feministischen und behinderungspolitischen Debatten unter Umständen zu den gleichen Teilergebnissen wie ‚Lebensschützer‘ kommen“ (149).

Wenn die Autor_innen der Behauptung, eine Abtreibung führe zu erheblichen psychischen und physischen Fol-

gen, entgegenhalten, dass eine von Abtreibungsgegnern als ‚Post-Abortion-Syndrom‘ bezeichnete Belastungsstörung von „keiner seriösen medizinischen oder psychiatrischen Vereinigung anerkannt“ (60) sei, verfehlen sie den Ernst der Sache, bagatellisieren die Vorwürfe der Abtreibungsgegner durch Einschließung ins Normale: Feministische Handlungsoptionen seien, „den Schwangerschaftsabbruch aus der Tabu-Zone herauszuholen“, ihn „als den häufigsten gynäkologischen Eingriff zu normalisieren“ (148) und ihn besser ins Medizinstudium zu integrieren. Der Vorschlag baut nicht nur auf falschen Voraussetzungen (neben der Rekonstruktion der weiblichen Geschlechtsorgane nach Dammriss ist der Kaiserschnitt der häufigste Eingriff), auch steht die Forderung nach Normalisierung hilflos im Widerspruch zum eigenen Postulat, dass „menschliche Stammzellen und Embryonen schützenswert und wertvoll“ seien und vor allem nicht „kapitalistische Verfügungsmasse“ werden dürften (148).

Es genügt also nicht, die „Lebensschutz“-Bewegung als antifeministisch zu ‚entlarven‘ und deren Nähe zur Religion aufzuzeigen. Auch nicht-religiöse Ärzte verweigern eine Abtreibung, da ihr klinischer Alltag der Erhaltung von Leben gilt. Die Strategie der Normalisierung übergeht den ethischen Impuls des „Lebensschutzes“ durch den Angriff auf die ideologische Artikulation und erschwert damit einen analytischen Zugang. Indem die Autor_innen den eigenen Standpunkt als Gegen-Norm setzen, entledigen sie sich der Aufgabe, die grundlegende Problematik zu diskutieren, und werden zu kurz greifenden Vorschlägen verleitet, etwa der Empfehlung, den Sprachgebrauch zu verändern, weil die „Rede vom Fötus oder Embryo als Kind, Baby oder Ungeborenem [...] die Grenze der Geburt“ verwische (50). Als könnte das ethische Dilemma, die Frage, ob dem Menschen das Recht auf Leben erst nachgeburtlich zukommt oder schon zuvor, durch eine Sprachregelung aus der Welt geschafft werden.

Dagegen sollte die Frage der Abtreibung in ihrer systematischen Verflechtung mit anderen Fragen der Reproduktion in Beziehung gesetzt werden, also die Verteidigung des Selbstbestimmungsrechts der Frauen mit der Bekämpfung von strukturellen, v.a. sozioökonomischen Ursachen verbunden werden, die so viele Schwangerschaftsabbrüche motivieren. Mehr Kitaplätze, Abschaffung der hohen Besteuerung unverheirateter Frauen, bessere sexuelle Aufklärung in den Schulen, freier Zugang zu Verhütungsmitteln, besondere Unterstützung für Mütter noch in Ausbildung u.a.m. – eine Politik, die solche Forderungen verfolgte, machte sich gemein mit dem ethischen Impuls. Von ihr wäre zu verlangen, die strafgesetzlichen § 218 und 219 durch eine vernünftige Verfahrensregelung der Bundesärztekammer zu ersetzen. Wer zur Durchsetzung solcher Forderungen auf diesem Feld um kulturelle Hegemonie ringen will, muss wissen, wie das Feld der Konflikte bestellt ist. Für diesen Zweck ist das vorliegende Buch allemal nützlich.

(Erstveröffentlichung in *Das Argument*, 332/2019)

Anne Loheit (Weimar)



Alexander Naß, Silvia Rentzsch, Johanna Rödenbeck, Monika Deinbeck, Melanie Hartmann (Hg.), *Empowerment und Selbstwirksamkeit von trans* und intergeschlechtlichen Menschen. Geschlechtliche Vielfalt (er)leben*. Bd 2, Psychosozial-Verlag, Gießen 2019, 152 S., br., 19,90 €

Communitybasierte Ansätze und Erfahrungen aus Peer-Prozessen, welche oftmals die Basis von weitergreifenden Veränderungsprozessen bilden, bleiben leider noch viel zu oft unberücksichtigt und unbenannt. Dahingehend schließt der vorliegende Band *Empowerment und Selbstwirksamkeit von trans* und intergeschlechtlichen Menschen* eine Lücke und bietet eine bedeutende Perspektiverweiterung, indem trans* und intergeschlechtliche Menschen selbst in den Vordergrund rücken.

Denn „das Reden über“ ist ein vielfach vertretenes Muster in Fachpublikationen in Bezug auf marginalisierte Personengruppen, und oft bleibt die tatsächliche Relevanz der jeweiligen Inhalte im Unklaren. Besonders in Bezug auf sogenannte Handlungsempfehlungen stellt sich oft die Frage der Praxistauglichkeit und real gelebter Umsetzbarkeit. Auch die Sexualwissenschaft bemüht sich zwar zunehmend darum, Trans*- und Inter*Perspektiven mit einzubeziehen, wobei dies mitunter etwas holprig erscheinen kann, wenn wissenschaftlich „von oben“ herab beforscht und untersucht wird oder im Praxisfeld, z.B. in Beratungssettings geschlechtlich-sexuelle Vielfalt „nett“ mitgedacht wird, ohne tatsächlich mitgemeint zu sein, um im 1:1 Setting dann doch eine Überforderung darzustellen. Dahingehend stellt der Band eine gelungene Erweiterung und Fortführung des 2016 erschienenen 1. Bandes *Geschlechtliche Vielfalt (er)leben* dar.

Peer-Ansätze sind nicht ohne Grund so wertvoll, weil sie zum einem nicht nur wertschätzend, sondern vor allem authentisch sind, und zum anderen Perspektiven

„von innen heraus“ gewähren, die es in der sexualwissenschaftlichen Praxis und Theorie zu berücksichtigen und vor allem zu überführen gilt. Dabei knüpft der community- und peer-basierte Ansatz des Bandes an Entwicklungen der letzten Jahre an, in denen zunehmend trans* und intergeschlechtliche Menschen aktiv auf ihre Belange aufmerksam machen sowie alltäglichen und strukturellen Diskriminierungen begegnen und diese Erfahrungen in ein professionsbezogenes Setting transferieren.

Dies spiegelt sich auch bei den Herausgeber_innen, die allesamt Akteur_innen bei TIAM e.V. (*Trans-Inter-Aktiv in Mitteldeutschland e.V.*) sind. Neben einer grundlegenden Sensibilisierung für die Situationen von trans* und intergeschlechtlichen Menschen ist es dezidiertes Ziel der Herausgeber_innen aufzuzeigen, wie trans* und intergeschlechtliche Menschen durch Empowermentstrategien und -strukturen gesellschaftlichen Schwachstellen entgegentreten und somit in den letzten Jahren Selbstwirksamkeit erfahren haben.

Diese Herangehensweise macht den Band besonders bereichernd, da die Beiträge sich nicht ausschließlich darauf beschränken, aktuelle Situationen mit allen dazugehörigen Barrieren für trans* und intergeschlechtliche Menschen sowie ein „was wäre wenn“ darzustellen, sondern konkret schon bestehende Projekte, Errungenschaften und Möglichkeiten in den Blick nehmen.

Der Band ist neben Vorwort und Einleitung in dreizehn Einzelbeiträge gegliedert, welche unabhängig voneinander verschiedene Facetten abbilden und sich im Gesamtbild gegenseitig ergänzen. Dabei bietet der Band breitgefächerte Zugänge bei interdisziplinärer und multiperspektivischer Sichtweise, u.a. für die Bereiche Gesundheitsversorgung, landespolitische Verankerungen, Gesundheitspolitik, Medizinethik sowie Beratungssettings und klassische Bildungsarbeit.

Die nachfolgende kurze Darstellung einzelner Beiträge soll verdeutlichen, wie in dem Band Empowerment und Selbstwirksamkeit zum Tragen kommen und sich mit Beiträgen zu einer grundlegenden Sensibilisierung gegenseitig ergänzen. Außerordentlich bereichernd ist der sehr praxisorientierte Artikel von Jonas Hamm und K* Stern zur Trans*-Beratung, welcher anschaulich Peer-Beratungsprozesse und -praxen anhand von Interventionen und Fallvignetten sowie die Bedeutung professionalisierter Peer-Beratung darstellt. Ähnlich ausführliche und unterstützende Impulse gibt der Beitrag von Alexander Hahne und Stern, welcher anhand des Praxisbeispiels eines Posters und Begleitheftes zur Mastektomie konkrete Handlungsspielräume greifbar macht sowie Haltungen, Ansprüche und deren Wirkungen für Empowerment und Selbstwirksamkeit beachtlich gut darstellt und somit die Übertragbarkeit für weiterführende, hoffentlich folgende Projekte nahelegt. Erik Meyer und Arn T. Sauer zeigen in ihrem Aufsatz zu Wünschen und Empfehlungen junger Trans*-Menschen, wie partizipatori-

sche Wissenschaft zu Empowerment und Selbstwirksamkeit beiträgt und darüber hinaus eigene wissenschaftliche Perspektiven erweitern kann – so brachten die interviewten Trans*-Jugendlichen intersektionale Perspektiven mit ein, in Erweiterung des eigentlichen Studiendesigns. Die Beiträge von Ants Kiel sowie Kerstin Schumann und Judith Linde-Kleiner verdeutlichen, wie es durch Sensibilisierung für geschlechtlich-sexuelle Vielfalt in den letzten Jahren zur Öffnung von Beratungs- und Bildungsangeboten in Institutionen gekommen ist, welche wiederum Entwicklungen auf bildungs- wie auch landespolitischer Ebene anstossen können. Einem wenig beachteten Bereich widmet sich der Artikel von Ilka C. Weiß zum Umgang mit Trans* in der Pflege, wobei verschiedene Diskriminierungen geschildert und empowernde Möglichkeiten des Umgangs sowie Basics für eine trans*-sensible Pflege besprochen werden. Ergänzend widmet sich Till Amelung den grundlegenden Notwendigkeiten für eine gesundheitserhaltende und -fördernde Versorgung. Mit der Vielschichtigkeit von Grenzverletzungen im medizinischen, rechtlichen und sozialen Bereich für Inter*- und Trans*-Menschen sowie deren Verwobenheiten setzt sich Michaela Katzer auseinander und verweist auf die immer noch fehlende Selbstverständlichkeit, und unbedingte Notwendigkeit, Erfahrungen sexueller Grenzverletzungen nicht in Frage zu stellen. Simon Zobel setzt erweiternde medizinethische Akzente in der kritischen Auseinandersetzung mit Entwicklungen der Biotechnologie, Pränataldiagnostik, Reproduktionsmedizin und der damit verbundenen Notwendigkeit, Beratungsangebote zu etablieren, um den Anforderungen an eine informierte Patienteneinwilligung (informed consent) gerecht zu werden und rundet den Band mit dieser ebenso wenig beachteten Perspektive ab.

Kritisch angemerkt werden muss, dass sich der überwiegende Teil der Beiträge ausschließlich auf Trans*-Perspektiven bezieht und Inter*-Perspektiven dadurch randständig erscheinen. Das wird dem Anliegen und Titel des Buches leider nicht gerecht und lässt Inter*Belange – wie so oft – nochmals eher abgehängt erscheinen. Das gibt dem Band einen leider einseitigen Beigeschmack. Des Weiteren bleiben einzelne Beiträge hinter dem Anspruch, Empowerment und Selbstwirksamkeit abzubilden, zurück, können allerdings als sinnvolle Ergänzung im Sinne einer Sensibilisierung zu dem überwiegenden Anteil der anderen Beiträge verstanden werden, die diesem Anspruch sehr gut gerecht werden.

Hervorzuheben ist der gut verständliche inhaltliche Aufbau von einem Großteil der Beiträge sowie der Open-Access-Zugang zu dem Band. Dies ist durchaus erwähnenswert, da sich der Band dadurch einem breiten Publikum erschließt und einerseits trans* und intergeschlechtlichen Menschen Empowerment(strukturen) sichtbar und dadurch auch zugänglich macht sowie andererseits für Fachkräfte im Beratungs- und Bildungsbereich

einen professionellen Zugang ermöglicht, welcher die Bedeutung von Selbstwirksamkeit begreifbar macht und somit einen Transfer in die eigene Praxis ermöglicht.

Zusammenfassend gelingt es dem Band Formen von Selbstwirksamkeit und Empowerment aufzuzeigen und in einen aktuellen und praxistauglichen Kontext zu stellen. Das Lesen hinterlässt nicht das Gefühl von Ohnmacht gegenüber den bestehenden Zuständen, sondern macht Mut und vermittelt das Gefühl der Selbstwirksamkeit und communitybasierter Handlungsfähigkeit – gesellschaftliche Zustände sind veränderbar.

Maria Kühn (Leipzig)



Henze, Patrick, Aaron Lahl, Victoria Preis (Hg.), *Psychoanalyse und männliche Homosexualität. Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte*, Psychosozial-Verlag, Gießen 2019, 330 S., br., 34,90 €

Es lässt sich konstatieren, dass Sexualität und sexuelle Spielarten in Zeiten neosexueller Revisionen und Revolutionen ihre einst vorhandene Sprengkraft und ihren „mythischen Sonderstatus“ (11) eingebüßt haben. Was einst als Perversion etikettiert und gar diffamiert war, findet heute seinen festen Ort in der (pop)kulturellen Sphäre. Unter der Vorherrschaft des Konsensuellen erscheint gegenwärtig nichts als unmöglich. Oberflächlich betrachtet gilt dies auch für die Homosexualität, die gesellschaftlich und auch in den psychoanalytischen Institutionen ein vermeintlich vorurteilsfreies Dasein pflegt.

Die Hg. von *Psychoanalyse und männliche Homosexualität* wenden sich gegen die Oberflächlichkeit dieser vermeintlichen Offenheit, die auch im Jahr 2019 die Notwen-

digkeit dieser Veröffentlichung bestimmt, und betrachten ein „tief verankertes Ressentiment gegen das sexuell Andere“, welches im „Schatten der offiziell gewordenen Toleranz“ (12) weiter brodeln. Der vorliegende Sammelband, ein Konglomerat von Vorträgen des 2018 an der International Psychoanalytic University Berlin (IPU) ausgetragenen Symposiums (*Homo*)*Sexualität und Psychoanalyse* und Beiträgen anlässlich der Ausstellung *Faszination Sex* im Schwulen Museum Berlin zur Feier des 70. Geburtstages Martin Danneckers, betrachtet das in seiner Historizität konflikthafte Verhältnis von Psychoanalyse und (männlicher) Homosexualität. Die Beiträge stellen gegenwärtige Entwicklungen und vordergründig vorherrschende Haltungen bezüglich des Verhältnisses kritisch auf den Prüfstand und sind bemüht die theoretischen Erkenntnisse der Schwulenbewegung mit dem hochgewachsenen Theoriegebäude der Psychoanalyse zu verweben.

Der Auftakt des Bandes „Zur Lage des Homosexuellen“ von Dannecker versteht sich als eine zeitgenössische Bestandsaufnahme zur Sexualität des Homosexuellen und der Interpretation eben dieser. Dannecker beleuchtet die Dispersität des Begriffes und wirft zudem die Frage der Bedeutung der Homosexualität für den klinischen Bereich der Psychoanalyse auf. Unter Rekurs auf die triebtheoretisch fundierte Arbeit Judith Le Soldats, die im Grundgedanken zwischen Homosexualität und der schwulen Homosexualität unterscheidet, als auch auf empirische Befunde beleuchtet Dannecker das „Klischee der Promiskuität“ (41), den Vollzug von öffentlichem Sex und die Neigung zum Partnerwechsel, stets mit dem notwendigen geschärften Blick auf die vorherrschende und historisch gewachsene soziale Diskriminierung der Homosexuellen.

Auch Monika Gsell befasst sich in ihrem Beitrag mit Le Soldats Theorie und stellt die Konzeptionen des Ödipuskomplexes der Schweizer Analytikerin und deren Ausarbeitungen zur Bisexualität, mit dem „gleichzeitige[n] Vorhandensein von sogenannten aktiv-genitalen und passiv-genitalen Triebzielen“ (97) vor und legt dar, dass unter strenger Annahme analytischer Axiome „mit Blick auf die inneren Strukturen und latenten, unbewussten Konflikte und Fantasiebildungen [...] keine Berechtigung [besteht], manifest homosexuelle Menschen von manifest heterosexuellen Menschen zu unterscheiden“ (101). Die Gleichstellung führt sie im weiteren Verlauf unter Bezugnahme auf den universellen Hammerschlag-Wunsch (104), ein zentrales Konzept der Soldat'schen Theorie, aus. Die dem Format eines Sammelbands angepasste komprimierte Darstellung der Theorie, die bei einem ersten Lesen durchaus zu Irritationen und Fragen führen kann, wird anhand einer Filmanalyse des 1942 erschienenen Filmes *Cat People* verständlich veranschaulicht.

Die Historikerin Dagmar Herzog analysiert mit einem Fokus auf die US-amerikanische Psychoanalyse der

Nachkriegszeit die Resistenz der Homophobie innerhalb dieser. Herzog legt dar, inwiefern als psychoanalytischer Gegenentwurf zu den empirischen Arbeiten Kinseys eine „Liebesdoktrin“ (74) etabliert wurde, die der Annahme, „liebloser Sex wäre schon in sich selbst pathologisch“ (76) folgte und so die gesellschaftlich verankerte Homophobie innerhalb psychoanalytischer Denk- und Institutionsstrukturen etablierte und zwar mit ihrem Stereotyp einer zwingenden Promiskuität Homosexueller. Herzog liefert einen präzisen Überblick über die Diskurse und Kontroversen um diese „zunftinterne Homophobie“ (77) und skizziert die analytischen Konzeptionen der Perversion, zu denen die Homosexualität lange gezählt wurde.

Mit dem Konzept der Perversion beschäftigt sich auch Ralf Binswanger in seinem Beitrag, in welchem er den „Vorschlag, den Perversionsbegriff neu zu formulieren“ (117) unterbreitet. Binswanger differenziert in seiner Neukonzeption eine Sexualität per se und eine Sexualität in actu, die „nicht zwei Teile der Sexualität, sondern zwei unterschiedliche Gesichtspunkte auf die eine Sexualität“ (129) darstellen. Die Sexualität per se „fokussiert Heterosexualität, Homosexualität, Fetischismus, Sadomasochismus, homosexuelle resp. heterosexuelle Pädophilie etc.“ (118) und bezieht sich auf die (relativ flexible) Fixierung im Individuum, während die Sexualität in actu, einem dialektischen Verständnis folgend, wiederum in ihren sexuellen und nicht-sexuellen Funktionen unterschieden wird. Die nicht-sexuellen Funktionen (z.B. Aggressionsabfuhr, Plombenfunktion, neurotische Inszenierung) prädisponieren dabei zur Perversion im klinischen Sinn (130). Binswanger führt mit einer fraglichen Entschiedenheit an, dass es somit der „Gesichtspunkt der Sexualität in actu [ist], unter dem sichtbar wird, welche Art von Sexualität Gegenstand psychoanalytischer Therapie sein kann und welche nicht“ (129). Schließlich fokussiert der Autor auf die Problematik, die sich in seiner Konzeption insbesondere bezüglich der Pädosexualität ergibt und setzt sich selbstkritisch mit den Anmerkungen seiner Kolleg_innen auseinander, die eine Publikation seiner Neuformulierung ablehnten.

Auch Herbert Gschwind setzt sich in seinem Beitrag mit der Pädosexualität und ihrer Verlötung mit der Homosexualität auseinander. In Anlehnung an die von Chasseguet-Smirgel formulierte Aussage „Tatsächlich hängt die von Freud beschriebene Kategorie von Homosexualität mit der Pädophilie zusammen“ (vgl. 55) unterbreitet Gschwind eine neue Leseart der Freud'schen Leonardo Studie. Er stellt den Zusammenhang von Pädosexualität und Homosexualität in der Historizität dar und resümiert in seiner Interpretation, dass „Freuds homosexuellen Männern [...] es intrinsisch [eingeschrieben ist], Knaben als auch Knäblein zu begehren / zu verführen“ (60). Gleichsam setzt Gschwind diesem Zwischenfazit den „Trümmerhaufen psychoanalytischer Pathologien“ (65)

entgegen und fordert schlussendlich ein erneutes Durcharbeiten der Verwebungen. Das sich regende Vorurteil „ob nicht doch in jedem homosexuellen Mann ein Kinderschänder steckt“ (66), welches sich auch gegenwärtig wiederholt in gesellschaftlichen Diskursen wiederfindet, vermag Gschwind in seinem Interpretationsansatz durchaus zu entkräften.

Der Genese der Queeren Psychoanalyse und der Konzeption des Sexuellen innerhalb dieser widmet sich Victoria Preis, welche die „Entstehung der Queeren Psychoanalyse vor allem vor dem Hintergrund der Kämpfe zahlreicher Homosexueller um einen Zugang zu psychoanalytischen Institutionen“ (139) versteht. Nachdem sie zunächst das Spannungsfeld von Ent- und Resexualisierung (nicht nur) queerer psychoanalytischer Theorien skizziert, untersucht und diskutiert sie drei unterschiedliche Ansätze Queerer Psychoanalyse: Zum einen, das Entwicklungsmodell des relational-psychoanalytisch ausgerichteten Ken Corbetts, die Mentalisierungstheorie Fonagys und Targets sowie Ilka Quindeaus Ausarbeitungen zum Begriff des Begehrens und ihre Lesart Jean Laplanches. Preis gelingt es, alle Ansätze komprimiert zusammenzustellen und kritisch zu kommentieren. Im wiederholten Rückgriff auf das Wirken normativer Vorstellungen und historisch zu begreifender Setzungen bezüglich der Geschlechtsidentität reflektiert sie die gegenwärtigen theoretischen Entwicklungen und beschließt die gelungene Überblicksarbeit mit weiteren möglichen Forschungsfragen.

Sophonette Becker verfolgt in ihrem Beitrag aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen und setzt sich unter Einbezug von Studienergebnissen und eigenen Beobachtungen kritisch mit dem Trend der Auflösung sexueller Identitäten und Spielarten auseinander. Einer mitunter medial vermittelten Euphorie bezüglich einer vermeintlich voranschreitenden Akzeptanz der Homosexualität im Allgemeinen begegnet sie mit deutlicher Skepsis, wenn sie konstatiert, dass es „mittlerweile die Ehe für alle und die Entdiskriminierung der Homosexualität [zwar gibt]“, jedoch „gleichzeitig weiterhin Gewalt gegen Homosexuelle statt[findet] und schwul (auch) ein Schimpfwort [bleibt]“ (167). Becker betont weiter eine „Heterosexualisierung der Homosexualität“ und so fügt sich auch ihr Beitrag in den Grundtenor des Sammelbandes ein als ein Plädoyer für ein gründliches sich vorschneller Pragmatik entsagendes Durcharbeiten der Antihomosexualität (nicht nur) innerhalb der Psychoanalyse.

Mario Erdheim und Benedikt Wolf widmen sich in ihren Beiträgen der Entwicklung männlicher Homosexualität in der Adoleszenz unter Einbezug literarischer Arbeiten. Der an Freud angelehnten Fürsprache, „die Grenzen von Wissenschaft und Literatur aufzuheben“, (187) folgend, beschäftigen sich die beiden Autoren mit den Werken Robert Musils, Hans Henny Jahnns und Hu-

bert Fichtes unter Einbezug von Arbeiten von Freud und Dannecker.

Aaron Lahl widmet sich in seiner Arbeit einer Erwidern auf Didier Eribons Veröffentlichung *Der Psychoanalyse entkommen* (dt. 2017). Er stellt den agnoszierten unausweichlichen Heterosexismus der Psychoanalyse in Frage (vgl. 298) und rehabilitiert für seine Erwidern Lacan als homophilen Analytiker. Im vollen Bewusstsein, dass „AnalytikerInnen [sich] nicht nur als Kinder einer homophoben Zeit hervorgeraten, sondern der Antihomosexualität ein kulturpolitisches Begriffswerkzeug zur Verfügung gestellt [haben]“ (300), entkräftet er Eribons Behauptungen bezüglich der Psychoanalyse. Mit einem Fokus auf der Liebe und der der analytischen Kur inhärenten Liebesübertragung zeigt er gekonnt und theoretisch fundiert auf, „dass die Analyse zwar mitunter einen paradoxen, aber keineswegs entwertenden Zugang zur Liebe hat“ (313).

Der letzte Abschnitt des Buches „Sexualpolitische Rück- und Ausblicke“ wendet sich der kulturell-gesellschaftlichen Dimension der Diskurse um Homosexualität (und Psychoanalyse) zu. Barbara Wackernagel-Jacobs schildert in ihrem Beitrag die Entstehungsgeschichte ihrer Diplomarbeit in den 70er Jahren, die sich mit homosexuellen Männern der Gruppe Rote Zelle Schwul (RotZ-Schwul) befasste und sich mit der Frage der Möglichkeit einer emanzipatorischen und verändernden Form innerhalb der Gesellschaft durch die politische Arbeit der Gruppe auseinandersetzte (vgl. 249). In ihrer Arbeit legt die Autorin den politischen Emanzipationsanspruch der Gruppe dar, verweist aber auch durch ihre authentischen Schilderungen der Begegnung mit den Aktivisten auf die Schwierigkeiten und Spaltungstendenzen der Gruppe und ermöglicht somit einen aufschlussreichen Einblick in ihre vergangene Feldforschung.

„Die Annahme, dass eine gleichgeschlechtliche Partnerwahl bereits ein Symptom darstellt, dass Homosexualität an sich ein Individuum psychisch krank macht, ist eine Unterstellung“¹ – dieses vielfach bemühte Zitat innerhalb der psychoanalytisch fundierten Diskurse um Homosexualität erhob den Schweizer Analytiker Fritz Morgenthaler zu einem wichtigen Vordenker in der Entpathologisierung der Homosexualität. Das „autobiographische Dokument“ (318) „Lob der Autonomie“ von Hans Hütt widmet sich diesem „Paradigmenwechsel in der Psychoanalyse von Homosexuellen“ (317) und beschreibt persönliche Zusammenkünfte mit Morgenthaler und dessen Rezeption in Berlin, die von kontroversen Auseinandersetzungen innerhalb linker Kreise geprägt war.

Marco Ebert befasst sich in seiner Abhandlung mit dem Verhältnis von Martin Danneckers frühem Werk

¹ Morgenthaler, F., 1987. *Homosexualität, Heterosexualität, Perversion*. Fischer Verlag, Frankfurt a.M., 86.

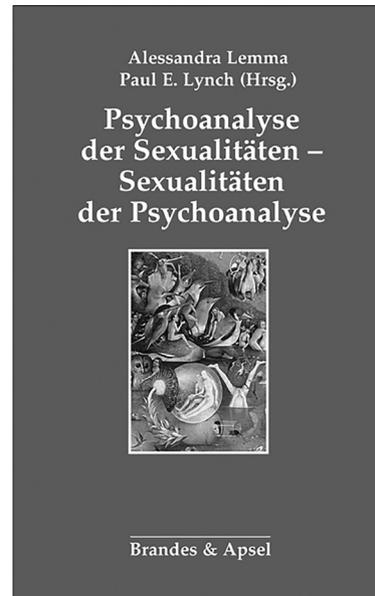
und der Konstruktion einer positiven Utopie. Dannecker, als Kritiker der Gesellschaft als Ganzer, wird hier in eine Traditionslinie der kritischen Theorie eingereiht. Ebert unterzieht den Fetisch der Jugend einer u.a. an Dannecker geschulten Lesart. Auch die Auseinandersetzung mit Aids und die dazugehörigen Kommentare Danneckers stellt der Autor vor und diskutiert diese in Bezug auf den Tod als Gegenutopie. Dem Themenkomplex Aids widmet sich auch Michael Bochow in seiner Auseinandersetzung mit der Präexpositionsprophylaxe (PrEP). Bochow zeichnet zunächst die Gründungsphase der Aidshilfe sowie die soziale Situation schwuler Männer im Rahmen der Aids-Krise nach und führt die Unterscheidung des alten und des neuen Aids ein, wobei letzterer nach Bochow durch die Möglichkeit der Einnahme von antiretroviralen Mitteln den einstig vorhandenen schreckhaften und an den Tod geknüpften Charakter längst einbüßt hat. Im Anschluss diskutiert er in neutraler Haltung das Einnahmeregime der PrEP und rekurriert auf eine Vielzahl von empirischen Studien, anhand derer er sich um eine Pro- und Kontraauflistung bemüht. Die Lösung des medizinethischen Dilemmas bleibt jedoch auch dem Autor versagt.

Die Sexualpädagogik, die in letzter Zeit wiederholt zum Angriffsziel querfrontartiger Zusammenschlüsse von Rechtspopulisten, Gläubigen und der bürgerlichen Mitte wurde, und deren gegenwärtiger Stand, mitsamt der Möglichkeiten und Limitationen werden im Beitrag von Marco Kammholz diskutiert. „Sexualfeindlicher Konservatismus“ sowie „präventionshysterischer Liberalismus“ (vgl. 286) markieren ihm folgend das Spannungsfeld, in welchem sich ein Gleichgewicht gegenwärtig nicht einzustellen vermag. Auch das Sexuelle im Allgemeinen, nicht nur die Homosexualität im Besonderen, erscheint mitunter in seiner Darstellung als gesellschaftlich etikettiertes Skandalon.

Es ist zu begrüßen, dass seit einigen Jahren das Verhältnis von Homosexualität(en) und Psychoanalyse wieder diskutiert wird, dass Veröffentlichungen und (inter)nationale Fachtagungen sich vereinzelt dem Thema widmen² und dass auch der vorliegende Sammelband sich in diese Tradition nun einreihet. Auch wenn es progressive Tendenzen zu verzeichnen gibt, gilt es doch stets dem Latenten nachzuspüren, das hinter dem manifesten Libertären und auch Pseudoprogressiven fortbesteht. Dies aufzuspüren, zu analysieren und durchzuarbeiten gelingt den Beitragenden im höchsten Maß, was die Lektüre des Sammelbandes absolut empfehlenswert macht.

Maximilian Römer (Berlin)

² Vgl. zur Übersicht: Kunstreich, T., 2019. Zur aktuellen psychoanalytischen Diskussion um (Homo-)Sexualitäten. In: Die Freud im Korb Gruppe (Hg.), *Die junge Psychoanalyse im Boudoir*. Lit Verlag, Wien, 59–73.



Lemma, Alessandra, Paul E. Lynch (Hg.), *Psychoanalyse der Sexualitäten – Sexualitäten der Psychoanalyse*, aus dem Engl. v. Eberhard Knoll, Brandes & Apsel, Frankfurt a.M. 2019, 328 S., br., 39,90 €

Sigmund Freud schrieb 1923: „Die Annahme unbewusster seelischer Vorgänge, die Anerkennung der Lehre vom Widerstand und der Verdrängung, die Einschätzung der Sexualität und des Ödipus-Komplexes sind die Hauptinhalte der Psychoanalyse und die Grundlagen ihrer Theorie“ (Freud, S., 1923. *Libidotheorie. Psychoanalyse*. GW XIII, 223) und rückte die Sexualität bzw. das Sexuelle in den Mittelpunkt seiner theoretischen und klinischen Überlegungen. Fast einhundert Jahre später scheint die Sexualität in der Psychoanalyse, aufgrund der Verschiebung der theoretischen Foki durch die Etablierung der Selbstpsychologie, Objektbeziehungstheorie und auch der relationalen Psychoanalyse, gar in Vergessenheit geraten zu sein. *Psychoanalyse der Sexualitäten – Sexualitäten der Psychoanalyse*, im englischen Original bereits 2015 erschienen, herausgegeben von der britischen Psychoanalytikerin Alessandra Lemma und dem amerikanischen Psychoanalytiker Paul E. Lynch, erinnert zurück an die Freud'schen Ursprünge und stellt sich der Herausforderung, Sexualität „im Zeitalter der Technik-Kultur [...] neu zu denken“ (10). Dabei geht es dem renommierten Herausgeberduo, als auch den Beitragenden, vornehmlich nicht um die Verwerfung zeitgenössischer psychoanalytischer Konzepte, sondern vielmehr um das Aufspüren des Sexuellen innerhalb dieser, um eine nützliche Verbindung der Triebtheorie mit der populären Objektbeziehungstheorie (16). Zudem wird eine Überwindung stereotyper „heterosexueller Denkmuster“ forciert (23), die für eine fruchtbare Entwicklung in der Zusammenführung der dispersen theoretischen Stränge von Nöten ist.

Einleitend zeichnet Dagmar Herzog die Geschichte der Homophobie innerhalb der Psychoanalyse nach, die sich nach ihrer Ausführung nach dem zweiten Weltkrieg insbesondere innerhalb der US-amerikanischen analytischen Community sedimentierte, offen vorgetragen wurde und der Freud'schen Haltung weitestgehend widersprach (vgl. 35). Herzog, die Ursprünge der Homophobie befragend, führt die eigne abgewehrte Homosexualität sowie die „Ambivalenz innerhalb der psychoanalytischen Vereinigung [...], was die Sexualität in jeglicher Form“ (36f) betraf, ins Feld. Ihr Hauptaugenmerk liegt jedoch auf deren „Doktrin der Liebe“ (39), die als analytischer Gegenentwurf zu den Kinsey-Reports verstanden werden kann. Nach der Liebesdoktrin galt, dass „Sex ohne Liebe [...] pathologisch [sei]“ (ebd.) und sich dies insbesondere am promiskuösen Verhalten Homosexueller offenbarte. Die Homosexualität wurde pathologisiert und fristete fortan ein langes und beständiges Dasein innerhalb dieser kategorialen Zuschreibung. Nebst der Einführung der wichtigen homophoben und homophilen Theoretiker zeichnet Herzog detailreich die Entwicklungen innerhalb der psychoanalytischen Vereinigung und die kontroversen Auseinandersetzungen auf den internationalen Kongressen nach, ohne die bedeutsame „Untrennbarkeit von sozialem Umfeld und seelischem Innenleben“ (55) aus den Augen zu verlieren.

Explizit widmen sich drei weitere Beiträge dem Themenkomplex der Homosexualität: In ihrem Beitrag „Eine wissenschaftliche Theorie der Homosexualität für die Psychoanalyse“ wenden sich Peter Fonagy und Elizabeth Allison zunächst, analog zu Herzogs Ausarbeitung, der Vergangenheit der Homosexualität bzw. der Homophobie innerhalb der Psychoanalyse zu und diskutieren die kategoriale Einteilung der Homosexualität in eine „normale Variante“, eine „pathologische“ Auslegung und die Gleichsetzung von Homosexualität mit „Unreife“ (vgl. 163). Die Autoren merken kritisch an, dass eine gegenwärtige differenzierte Betrachtung der Homosexualität, welche die zuvor angeführte reduktionistische Einteilung übersteigt, in erster Linie „in den gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen“ begründet liegt und „weniger in den klinischen Studien über homosexuelle Frauen und Männer“ (164). Die Psychoanalyse im Allgemeinen könne sich bezüglich ihrer Überlegungen zur Homosexualität somit nicht unbedingt als fortschrittlich rühmen und so schließen sie mit der folgerichtigen und notwendigen Forderung, eine erweiterte Perspektive einzunehmen, um somit zur „Delegitimierung vorhandener Normen bei[zu]tragen“ (176).

Im Folgebeitrag „Intimität, Begehren und Scham bei schwuler männlicher Sexualität“ beleuchtet Paul E. Lynch die psychosexuelle Entwicklung von Jungen bis ins Erwachsenenalter in steter Rückkopplung an die gesellschaftlichen Gegebenheiten und vorherrschende Diskriminierung, die trotz einer allgemeinen Liberalisierung der Sexualität einen beständigen Kern der aktuellen Gesellschaftsverhältnisse be-

züglich des Sexuellen darstellen. Lynch verweist auf die ödipale Ablehnung durch den Vater (182) als initiale Ablehnung bzw. Diskriminierungserfahrung und wirft in der Folge ein Schlaglicht auf die anale Sexualität (187). Lynch appelliert an die klinisch arbeitenden Kollegen, sich der „blinden Flecken und inneren Verbote bewusst [zu] werden“ (191) und stellt seine Überlegungen an einer ausführlichen klinischen Vignette dar, anhand derer er eindrucksvoll aufzeigen kann, wie die Homosexualität bereits durch frühe Beziehungen zu den nahen Interaktionspartnern Spezifika bezüglich des Begehrens und auch des Schamerlebens erhält.

Leezah Hertzmann beschreibt in ihrer Arbeit „Die Ablehnung des Objekts“ die Schwierigkeiten lesbischer und schwuler Paare, die mit ihrer verinnerlichten (heterosexuellen) elterlichen Paarbeziehung im Rahmen eigener Beziehungserfahrungen konfrontiert werden. Anhand von Fallbeispielen aus ihrer Praxis legt sie das Spannungsfeld ihrer Patienten dar, in welchem das Bedürfnis, sich mit ihren Eltern zu identifizieren (207), auf die Abweichung eigener sexueller Begierden, Neigungen und Vorstellungen über Partnerschaft einer spannungsreichen Dynamik unterliegt. Dabei unterscheiden sich nach Hertzmann homosexuelle Paare nicht grundlegend von heterosexuellen Paaren. Hertzmann machte als Einzel- und Paartherapeutin jedoch die Erfahrung, dass die „Rigidität und das Gefühl der Ablehnung“ (214) in ausgeprägter Intensität bei homosexuellen Frauen und Männern häufiger vorzufinden sei.

Mary Target legt in Anlehnung an Peter Fonagy mit ihrem Beitrag „Ein Entwicklungsmodell für sexuelle Erregung, Begehren und Entfremdung“ ein gewinnbringendes Konzept für das menschliche Sexualleben vor, welches Mentalisierungs- sowie Bindungskonzepte mit triebtheoretischen Überlegungen legiert. Ihre Betrachtungsweise betont, dass sowohl bewusste als auch unbewusste Bindungsbedürfnisse die „Bühne für die psychosexuelle Identität bereiten, für erotische Phantasien und Vergnügen“ (61) und dass die Sexualität mitsamt dem Begehren, der Erregung und aber auch dem Unbehagen im Rahmen sexueller Erregung in Interaktion zwischen dem Kind und dem Erwachsenen entsteht. Target skizziert, wie gleichsam die Affekte und die sexuelle Erregung des Kindes einer markierten Spiegelung durch den Erwachsenen bedürfen, um für das Kind als solche erkennbar zu werden. Gelingt dies nicht ausreichend, sodass die Spiegelung „nur verhalten oder ausweichend stattfand“ (63), kann dies zu einer „ständigen Sehnsucht nach Anerkennung und körperlichem Austausch führen“ (ebd.). Target zeigt weiter auf, inwiefern das Ausbleiben der Spiegelung zu Beginn des Lebens der Patienten sich in der Beziehung zum Analytiker reinszenieren kann, wenn sich dieser mit seinen erlebten (sexuellen) Gefühlen in der Gegenübertragung, in der Position der mütterlichen Überforderung wiederfindet. Durch die klinischen Darstellungen hält das Kapitel nebst der theoretischen Ausarbeitung praktische Implikationen bereit.

Marilia Aisenstein und Donald Moss widmen sich in ihrem Beitrag dem Konzept des Wunsches „als Grundlage der seelischen Arbeit und des Denkens“ (88) und verorten diesen von Freud ausgehend in der gegenwärtigen psychoanalytischen Theorie und Praxis, während Nicola Barden in ihrem Beitrag sich mit dem Ödipuskomplex einem weiteren Freud'schen Kernkonzept zuwendet. Die Autorin kritisiert den Ödipuskomplex im Besonderen und die psychoanalytische Theorie im Allgemeinen als Produkt heterosexueller Normen (107) und befragt das subversive Potential der Psychoanalyse, das sie einst zum Skandalon erhob. Sie stellt kritisch auf den Prüfstand, inwiefern und ob die Psychoanalyse dem Anspruch, außerhalb einer heteronormativen Matrix zu denken, gerecht werden kann. Barden betont, dass die Orientierung an ödipalen Konzepten das gegenwärtige triebtheoretische Denken einschränke und sich die Psychoanalyse als fortschrittliche Wissenschaft somit selbst im Weg stehe. Ohne sich auf poststrukturalistisches Glatt-eis zu wagen, betont sie, „dass einerseits körperliche Unterschiede nicht übersehen werden dürfen, [diese] andererseits zur Beantwortung der Frage nach der Geschlechtsidentität nicht beitragen können“ (116). Barden warnt zudem vor einer vorschnellen Korrektur theoretischer Grundlagen, ohne diese mit Bedacht durcharbeiten, und sieht die Zukunft psychoanalytischer Theorie und Praxis in einer intensiven Auseinandersetzung mit der Frage: „Was passiert zukünftig mit der ödipalen Theorie?“ (131). Die Erweiterung einer ödipalen Theorie sollte ihrer Ansicht nach das Potential beinhalten „Heterosexualität und Homosexualität als das Ergebnis einer normalen Entwicklung“ (132) zu begreifen. Die „Bereitschaft zu grundlegenden Veränderungen“ (133) in der Theoriebildung sei die Aufgabe der Theoretiker und Praktiker, die sich um eine die heteronormativen Grenzen überwindende Psychoanalyse bemühen.

Vittorio Lingiardi fragt in seinem Beitrag, ob „unsere sexuelle Orientierung etwas mit der Konstruktion und den Ausdrucksformen unserer Geschlechtszugehörigkeit zu tun [habe]“ (135) und verortet diese Frage im Spannungsfeld von Essentialisierung und Entmaterialisierung. Er fokussiert weiterhin auf verschiedene Männlichkeitskonzepte bzw. -entwürfe, wie die Meterosexualität oder die schwule Subgruppe der „Bären“ und fordert, aktuelle Positionen gegenüber seelischen Störungen zu erarbeiten, in denen neue Ausdrucksformen der Sexualität einen Platz finden“ (153). Auch in Lingiardis Beitrag wird die Verschiebung des Blickwinkels von einer Pathologisierung hin zu einer Normalisierung forciert.

Der letzte Abschnitt des Buches, der mit dem Titel „Perversionen revisited“ überschrieben ist, setzt sich mit den Spielarten des Sexuellen auseinander, die im Freud'schen Sinne als sexuelle Abirrungen zu verstehen sind. Donald Moss befragt die Freud'schen Kategorien auf ihre Zeitgemäßheit hin und siedelt die Kategorie der Perversionen zwi-

schen den Polen der psychoanalytischen Orthodoxie und der Leugnung der ‚facts of life‘ an. Er resümiert, dass trotz gesellschaftlicher Fortentwicklung und (partieller) Liberalisierung bezüglich der Sexualmoral die „Trennlinie zwischen normaler und abnormaler Sexualität und die Spannung zwischen konservativen und liberalen Positionen nach wie vor“ (236) fortbestehe und er betont das Problem, dass auch wir uns „genauso wie Freud [...] an einer festen Vorstellung von Normalität, an der wir den Fetischcharakter sexueller Ausdrucksformen messen“ (239) festhalten.

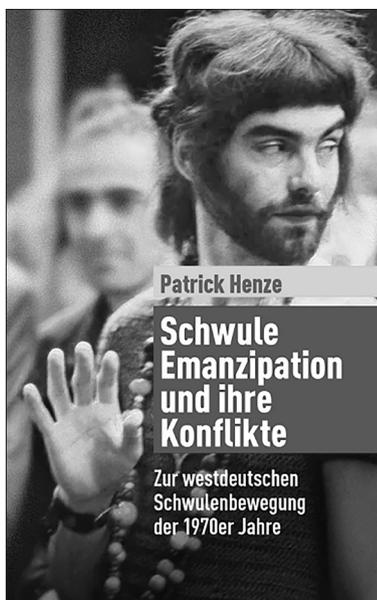
Alessandra Lemma stellt in ihrem Beitrag „Die Prostituierte im Spiegel“ ein Fallbeispiel dar, anhand dessen sie sich mit einer Leerstelle der psychoanalytischen Theorie, nämlich der Perspektive und der psychischen Konstitution derjenigen, die Prostituierten aufsuchen, befasst. Sie unterscheidet dabei einen „perversen und nicht-perversen Umgang mit Prostituierten“ (247), wobei in der Begegnung nicht-perverse Männer in ihrem Begehren gespiegelt werden können und somit eine nachträgliche Strukturierung der eigenen unzureichend integrierten Sexualität erfahren können (vgl. 249). Hier – wie an vielen anderen Passagen des Buches – wird die enorme Bedeutsamkeit der Entwicklungshypothese Targets und Fongays verdeutlicht, die einen wichtigen Beitrag für aktuelle Überlegungen über Sexualität in der Psychoanalyse darstellt. Die Prostituierte, so Lemma, fungiert somit als Möglichkeit, eigene „unerwünschte, abgespaltene Teile des Selbst“ auszulagern und diese später wieder zu integrieren (250). Sie zeigt in ihrem Beitrag auf, inwiefern eine Betrachtung des Sexuellen frei von moralischer Tönung erfolgen sollte, um die Mechanismen und auch das Potential vermeintlich perverser Spielarten offenzulegen.

Avgi Saketopoulou untersucht in ihrem Artikel „das besonders psychische Potential, das perversen sexuellen Praktiken innewohnt“ (265). In Rekurs auf die Theoreme Bions betrachtet sie mögliche Gegenübertragungsphänomene und seelische Zustände des Analytikers, die in der Arbeit mit perversen Patienten hervorgerufen werden bzw. eintreten können und denen jedoch mitunter nicht ausreichend Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Herausforderung, sich den oftmals schwer erträglichen Gegenübertragungsgefühlen zuzuwenden, stellt sie als wichtiges Analyseinstrument in den Fokus ihres Beitrags. In den Behandlungen soll nach Saketopoulou nicht nur den verborgenen Traumata der Perversion nachgespürt, sondern die Perversion an sich auch als Möglichkeit der Kontaktaufnahme (auch in der Übertragung-Gegenübertragung) analysiert werden. Ähnlich einer zugewandten Mutter müsse der Analytiker die durch den Patienten gesendeten Beta-Elemente aufnehmen, verdauen und ihm in verständlicher Form in Alpha-Elementen modifiziert wiederantragen. So könne ein analytischer Prozess fruchtbar werden. Der Beitrag zeichnet diesen Prozess umfangreich nach, sodass er ein anregendes Potential für die Praxis beinhaltet.

Die Probleme in der Arbeit bei Perversionen werden abschließend von Heather Wood beschrieben. Auch Wood fokussiert auch schwer erträgliche Gegenübertragungsgefühle in der Arbeit und verweist auf die Notwendigkeit, die sexuelle Erregbarkeit des Patienten im Rahmen des Prozesses zu dechiffrieren, um mit den darunterliegenden Ängsten, Traumatisierungen und Wünschen in Kontakt zu treten.

Der in der Übersetzung von Eberhard Knoll vorliegende Sammelband stellt sich gegen den seit vielen Jahren bestehenden Trend, das Sexuelle aus der Psychoanalyse weiter auszuklammern und rekuriert auf die triebtheoretischen Konzepte Freuds und dessen Kommentatoren. Dabei stehen die Autorinnen und Autoren in einem Dialog mit den Nachbarwissenschaften der Psychoanalyse in der Bemühung, die dispersen Zugänge gemeinsam zu denken. Das zentrale Konzept Targets und Fongays, das sich in vielen Kapiteln als Denkfigur wiederfindet, ist besonders hervorzuheben. Die zahlreichen klinischen Fallbeispiele vermögen es, die theoretischen Gedanken zu veranschaulichen. Nebst einer detailreichen historischen Übersicht bietet das vorliegende Buch einen wertvollen Einblick in die Schwierigkeiten und Herausforderungen des triebtheoretischen Denkens, aber auch in das enorme Potential einer Rehabilitierung des Sexuellen innerhalb der Psychoanalyse.

Maximilian Römer (Berlin)



Henze, Patrick, *Schwule Emanzipation und ihre Konflikte. Zur westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre*, Quer Verlag, Berlin 2019, 424 S., br., 18 €

Seit einiger Zeit stehen die *Gender Studies* im Zentrum akademischer, populärwissenschaftlicher und politischer Kritik.

Den Akteuren werden unwissenschaftliche Arbeitsweise, irrelevante Erkenntnisse oder tendenziöse Vorgehensweise unterstellt. Dieses Buch ist dazu angetan, alle Vorurteile gegenüber den *Gender Studies* zu bestätigen.

Basierend auf seiner Dissertation im Fach *Gender Studies* an der Freien Universität Berlin stellt der Autor in der vorliegenden Schrift eine quellenorientierte, Literaturauswertung implizierende und Zeitzeugeninterviews umfassende Studie zur Geschichte, Ideologie und Praxisarbeit der westdeutschen Schwulenbewegung in den 1970er Jahren vor.

Das Buch ist in drei vielfach unterteilte Hauptkapitel gegliedert, denen eine Einleitung, ein Fazit und ein Literaturverzeichnis beigeordnet sind. Chronologisch umfasst der untersuchte Zeitraum etwa 10 Jahre, beginnend mit dem Praunheimfilm *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation in der er lebt* (1971) und endend mit der Parteienbefragung zur Bundestagswahl 1980 in der Bonner Beethovenhalle. Henze benennt und beschreibt die dazwischen liegenden Ereignisse, die ihm als zentral erscheinen: die erste Schwulendemo in Münster 1972, der „Tuntenstreit“ 1973, die Trennung von den „schwulen Frauen“ in der Folgezeit und das „Homolulu“-Event 1979 in Frankfurt am Main.

Material verschiedener Emanzipationsgruppen wurde herangezogen: Westberlin, Bielefeld, Göttingen, Würzburg. Intensiv beschäftigt sich der Autor mit den Motiven zur Gründung einer schwulen Emanzipationsgruppe, den Interessen der einzelnen Mitglieder, der Entwicklung von einer reinen Politsekte zu einer kulturell engagierten und selbsterfahrungsbegeisterten Unternehmung. Für die allermeisten Mitwirkenden ging es vor allem um das „sich selbst in der Gruppe kennenzulernen“ (220) und sich so aus der privaten bzw. gesellschaftlichen Isolation zu befreien.

Die in späteren Jahren ikonographisch überhöhten Streitpunkte über „Tunten“ und „Frauen“ entlarvt Henze als Ergebnis längerer Prozesse, die weniger explosionsartig als schrittweise abliefen (326). Als entscheidende Akteure für Politisierung, Entpolitisierung, sexuelle Befreiung, kulturelle Aktivitäten, Trennungen und Neugründungen sowie die Vereinigung von „privatem“ und „politischem“ benennt Henze exklusiv die effeminierten Schwulen („Tunten“) und stützt sich hierbei auf insgesamt 21 Zeitzeugeninterviews. Damit bedient Henze ein Narrativ, welches seit dem „Tuntenstreit“ von genau denjenigen Akteuren verfochten wurde, die der Autor befragt. Oder anders formuliert: die vorliegende Dissertation enthält allenfalls homöopathische Spuren an neuen Erkenntnissen. Henze bedient sich einer geradezu abenteuerlichen Methodik und Arbeitsweise.

Im Bemühen, sich und die eigene Vorgehensweise in einem größeren kulturwissenschaftlichen und geistesgeschichtlichen Zusammenhang zu verankern, möchte Henze ausgerechnet Sigmund Freud und seine Schriften für einen queertheoretischen Ansatz umdeuten (21). Wenn Freud Interesse an einer entsprechenden Verwendung sei-

ner Schriften gehabt hätte – und er stand zeit seines Lebens Interpretationen durchaus offen gegenüber – so wäre eine positive Konnotation von Hirschfelds Zwischenstufentheorie der naheliegendste Ansatzpunkt gewesen. Freud hat darauf jedoch bewusst verzichtet. Ihn nachträglich für queere Ansätze umdeuten zu wollen und hierbei Versatzstücke seiner Schriften aus dem Zusammenhang zu reißen, um sie anschließend in das eigene Werk einzufügen, hat mit wissenschaftlicher Arbeitsweise nichts zu tun und fällt unter die Rubrik Leichenschändung.

Anstatt das Werk Verstorbener zu fleddern, hätte Henze gut daran getan, sich ausführlicher mit der bestehenden Forschungsliteratur auseinander zu setzen. Er tut dies knapp im Unterkapitel 2.4 und verwendet hierfür etwas mehr als 30 Seiten. Vorrangig bezieht er sich auf zwei eindeutig als solche gekennzeichnete parteiische Schriften aus den 1970er Jahren (Pareik, 1977; Wackernagel, 1975) und beschränkt sich ansonsten auf das Buch *Identität in Bewegung* von Sebastian Haunss (2001), obwohl dieses „nicht den Anspruch einer historischen Aufarbeitung“ (139) erfüllt, sowie auf den Sammelband *Rosa Radikale* (Pretzel & Weiß, 2012), in dem Henze selbst mit schrieb bzw. vorrangig Autoren auftreten, die er in der vorliegenden Dissertation als Zeitzeugen heranzieht.

Unerwähnt bleibt die gesamte übrige, seit Jahren kontinuierlich zunehmende Forschungsliteratur zur Geschichte der 1970er Jahre, die umfänglichen Forschungsarbeiten zu den sozialen Bewegungen und selbstverständlich jeder Aufsatz, Monographie oder Biographie zu Akteuren jener Problemfelder, welche tatsächlich in den 1970er Jahren für sexuelle Emanzipationsbewegungen und ihre Handlungsrahmen bestimmend waren: Abgrenzung zum Terrorismus, die Frage der Drogenkultur, sexuelle Ausbeutung, Pädophiliedebatten, der Antizionismus, die Umweltproblematik sowie die Haltung gegenüber anderen politischen Sekten. Die eigentlichen Gründerväter einer neuen homosexuellen Emanzipationsbewegung werden nahezu komplett aus der Geschichte getilgt: es gab nämlich in der Zeit des Totalverbots homosexueller Handlungen vor 1969 durchaus emanzipatorische Ansätze. Nur waren diese nicht von sozialistischen Traumtänzern und Langzeitstudenten dominiert, die von einer egalitären Gesellschaft unter dem roten Banner des Marxismus schwafelten und dabei die Sexualpolitik eines Josef Stalins diskret aussparten, sondern von Angehörigen des Bürgertums oder der Schicht der Angestellten, die sich nicht in eine halluzinierte Affinität zu gut gebauten Proletariern hineinräumten.

Dies hätte Henze dem Vorgängerband zu dem von ihm reichlich zitierten *Rosa Radikale*-Buch entnehmen können, das in der gleichen Reihe erschienen war: Pretzel & Weiß (2010). Es findet sich jedoch nicht in der Literaturliste. Diese ab 1969 entstehenden „homophilen“ Organisationen werden im vorliegenden Buch nicht durch Quellenauswertung untersucht, sondern nur zufällig gestreift (290f, 295). Gänzlich

ausgespart bleibt die Tatsache, dass einer der Vereine, die sich nach 1969 entwickelte, sich als erheblich langlebiger erweisen sollte als alle studentischen Projekte, mit denen Henze allein die emanzipatorische Arbeit verbindet: der Verein für sexuelle Gleichberechtigung (VSG) in München bestand bis 1998.

Der VSG übernahm zeitweise sogar die Arbeit der in sich zerstrittenen „sozialistischen“ Gruppen und dominierte über Jahre hinweg die politische Arbeit auf der Bundesebene – trotzdem kommen er und die gesamte Schwulenbewegung in München im vorliegenden Buch mit keiner Silbe vor. Was man wohl ahnt: der VSG war keine Organisation der „Tunten“. Außerdem war er zeitweise stark in die Debatten um intergenerationelle sexuelle Beziehungen eingebunden – und diese Thematik spielt in der vorliegenden Arbeit eine höchst untergeordnete Rolle.

Nur die nicht weiter in den Kontext eingearbeitete Indierkommune findet peripher im Zusammenhang mit „Homolulu“ und der Parteienbefragung in der Beethovenhalle Erwähnung (339, 349, 353). Es scheint, als ob Henze bemüht ist, die damaligen vorgeblich so revolutionären „Tunten“ von jeder Nähe zu einer revolutionären Neuordnung des Sexuallebens zu entrücken, um auf keinen Fall den Verdacht aufkommen zu lassen, die Schwulenbewegung der 1970er Jahre habe eventuell ähnliche „Leichen im Keller“ wie die Partei Bündnis90/Die Grünen. Anders lässt sich nicht erklären, weshalb Henze ganze Bündnisse an Emanzipationsgruppen, Vereinen und Akteuren in seinem Buch völlig unerwähnt lässt. Dabei liegen die entsprechenden Akten direkt neben denjenigen im Archiv des Schwulen Museums, auf die sich Henze – ausweislich seines Quellenverzeichnisses – umfangreich stützt. Dies wirft Fragen auf.

Henze ist es gelungen, sämtliche Zeitzeugen unbeachtet zu lassen, die seine Sichtweise eventuell gestört hätten. Abfällig wird gelegentlich der Aktivist und Historiker Manfred Herzer (307, 347) erwähnt, der als Gegenpart eine wichtige Rolle spielte. Er wurde jedoch als Zeitzeuge von Henze nicht befragt. Kein einziger Akteur der Gegner von „Tunten“ wurde interviewt. Kein Mitglied der stets als sexistisch und schwulenfeindlich geschilderten Politsekten und Aktionsgruppen wurde kontaktiert. Henze nahm einfach alle Ausführungen seiner Zeitzeugen für bare Münze, ohne sie auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen.

Damit nicht genug: Bei der Durchführung der Zeitzeugeninterviews und ihrer Verwertung ignorierte Henze alle anerkannten Standards und brüstet sich auch noch seiner unwissenschaftlichen Vorgehensweise. So betont er auf S. 31, dass er die Erinnerungen „zu einer nachvollziehbaren Erzählung“ zusammengefügt habe. Stolz erklärt er auf S. 33: „In meiner Arbeit greife ich auf die Erzählungen der Zeitzeug_innen zurück, deren Geschichte ich durch meine Interpretation zu einer solchen werden lasse“. Zugleich behauptet Henze die „Unkorrigierbarkeit der Erinnerung“

(34), während es in der Oral History darum geht, Zeitzeugen im Rahmen mehrerer Gespräche mit historischen Quellen zu konfrontieren, um so anstelle einer privaten Nabelschau einen möglichst wertfreien Blick in die Vergangenheit zu erlangen.

Hierzu gehört auch das Ambiente, wonach ein Zeitzeugeninterview stets an einem neutralen Ort zu erfolgen hat – und nicht in der Privatwohnung der von Henze stets als zuvorkommend geschilderten Akteure. Zu deren Gewinnung äußert sich Henze nicht direkt, doch kann man erahnen, dass der wichtigste Zeitzeuge Martin Dannecker zahlreiche weitere Gesprächspartner vermittelte. In anderen Worten: die Negierung der Forschungsliteratur korreliert mit der unwissenschaftlichen Auswahl und Befragung der Zeitzeugen, deren subjektive Erkenntnisse anschließend vom Autor dahingehend umgedeutet werden, dass diese mit den von Anfang an feststehenden Intentionen harmonieren.

Hinzu kommen noch orthographische Auffälligkeiten wie das sinnlos in den Text eingestreute „s“ an verschiedenen Satzenden, das zwanghafte (aber nicht immer von Erfolg gekrönte) Ringen um eine geschlechterneutrale Sprache sowie falsche Querverweise. So behauptet Henze auf S. 122 die Theorien von „Dieter Duhm“ auf den Seiten 64–71 vorgestellt zu haben, was aber nicht der Realität entspricht. Es fragt sich, warum Henze 9 Seiten braucht, um den Inhalt von Praunheims Film (160–169) zu beschreiben. Warum der Regisseur selbst als Zeitzeuge nicht befragt wurde, bleibt ebenso unklar wie der Grund, weshalb einige Interviewpartner mit Klar-, andere mit Künstlernamen genannt werden.

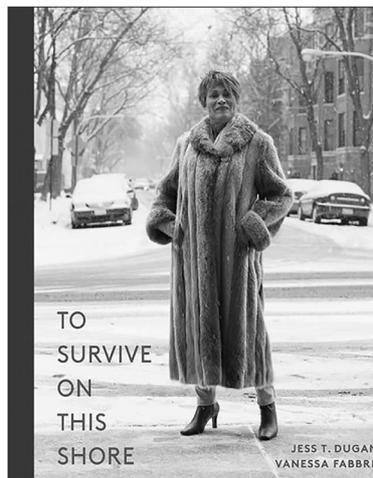
Es ist mir völlig schleierhaft, wie eine solche jeder wissenschaftlichen Arbeitsweise spottende Schrift an einer deutschen Universität als Dissertation angenommen werden konnte. Um dem interessierten Leser bei all dem Name-Dropping und dem inflationären Gebrauch verschiedener Termini nicht zur Ruhe kommen zu lassen, hat Henze selbstlos auf die Anlage eines Registers verzichtet. Gefördert wurde diese geschichtsklitternde Studie, durch welche unterschwellig stets der sozialistische Klassenkampf als höchste Form der politischen Arbeit vagabundiert, von der Rosa Luxemburg Stiftung. Leider liest man nichts davon, warum sich die scheinbar so erfolgreichen „Tunten“ allein in kapitalistischen Systemen hatten artikulieren können.

Literatur

- Haunss, S., 2004. Identität in Bewegung. Prozesse kollektiver Identität bei den Autonomen und in der Schwulenbewegung. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Pareik, A., 1977. Kampf um eine Identität. Entwicklung, Probleme, Perspektiven der neuen Homosexuellen-Emanzipationsbewegung am Beispiel der Homosexuellen Aktion Westberlin (HAW). Diplomarbeit im Fach Pädagogik. Freie Universität Berlin. Archivbibliothek des Schwulen Museums.
- Pretzel, A., Weiß, V. (Hg.), 2010. Ohnmacht und Aufbegehren.

- Homosexuelle Männer in der frühen Bundesrepublik. Männerschwarm, Hamburg.
- Pretzel, A., Weiß, V. (Hg.), 2012. Rosa Radikale. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre. Männerschwarm, Hamburg.
- Wackernagel, B., 1975. Die Gruppe Rotzschwul. Eine Analyse homosexueller Subkultur. Diplomarbeit im Fach Soziologie. Universität des Saarlandes Saarbrücken. Bestand Archivbibliothek des Schwulen Museums.

Florian G. Mildenberger (Stuttgart)



Dugan, Jess T., Vanessa Fabbre, *To Survive on This Shore. Photographs and Interviews with Transgender and Gender Nonconforming Older Adults*, Kehrer, Heidelberg 2019, 208 S., geb., 45 €

Der Titel dieses englischsprachigen Bildbandes im Großformat vermittelt nicht ansatzweise, wie bedeutsam er in sowohl künstlerischer als auch wissenschaftlicher Hinsicht ist. Die beeindruckend talentierte Kunstfotografin Jess T. Dugan ist u.a. durch ihre Monografie *Every Breath We Drew* (Daylight Books, 2015) bekannt. Die Sozialarbeiterin Vanessa Fabbre forscht als Assistenz-Professorin für Geschlecht und Sexualität an der Washington University (St. Louis, MO) zu den Bedingungen positiven Alterns. Über fünf Jahre sammelten beide Autorinnen eindrucksvolle Lebensgeschichten der älter werdenden Transgenergeneration in den USA. Als Ergebnis entstand ein einmaliges, facettenreiches und nicht zuletzt sexualgeschichtlich aufschlussreiches Bild dieser gesellschaftlichen Gruppe. Die Schilderungen skizzierten US-amerikanische Transgender-Erfahrungen und den Queer-Aktivismus in den letzten neunzig Jahren. Die dazugehörige umfangreiche Projekthomepage (www.tosurviveonthishore.com) zeigt auch Porträts und Interviews, die keinen Platz mehr im Buch gefunden haben.

Der auffallend hochwertig produzierte Bildband zeigt 65 sozialdokumentarische Fotografien mitsamt Interviews von Persönlichkeiten im Alter zwischen 50 und 90 Jahren mit Lebenserfahrung in der Intersektionalität von Geschlechts-

identität, Alter, ethnischen Minderheitenstatus, Sexualität und sozioökonomischer Schicht. Meist eine Doppelseite mit einseitigem gesellschaftlich engagiertem Porträtfoto und einer Seite Textauszug aus den deutlich umfangreicheren Leitfadeninterviews, die die Autorinnen amerikanischen Archiven in voller Länge zur Verfügung stellen. Die ungekürzten Interviewtranskriptionen sind beim Kinsey Institut in Bloomington (Indiana), im Transgenderarchiv der University of Victoria (Kanada) und im Archiv für sexuelle Minderheiten in Holyoke (Massachusetts) öffentlich zugänglich.

Die edierten Begleittexte beginnen mit der Frage nach der Identität und dem Wandel der zur Verfügung stehenden Labels im Laufe der Jahrzehnte. Sie skizzieren die individuellen Kämpfe und Freuden in der Aushandlung der eigenen geschlechtlichen und sexuellen Identität mit Familie, Partnern, Arbeitgebern und Gesellschaft. Drittens reflektieren die Texte die Bedeutung von Authentizität, Hoffnung und Spiritualität.

Unzufriedenheit, Dysphorie, chronischer Stress, Alkoholismus und Drogenkonsum bilden ein wiederkehrendes Element der zahlreichen biografischen Verläufe der präsentierten Trans-, Intersex-, genderqueer oder bi-gender Stimmen. Selbsthilfegruppen sind für viele daher wichtige Anlaufstellen. Diskriminierungserfahrungen und ökonomische Ungleichheiten setzen dem Streben nach dem authentischen Leben bisweilen Grenzen.

Geschlechtsangleichende Prozesse bedingen Übergänge, die teils mit drastischen disruptiven Dynamiken im familiären und sozialen Umfeld einhergehen. Bezugspersonen benötigen oft Zeit, um sich eine Meinung zu bilden oder diese zu ändern. Verlusterlebnisse entstehen auch durch Partner, Vermieter und Arbeitgeber. Selbst innerhalb der LGBT-„community“ gibt es Sexismus; der Transmann Greyson (61 Jahre alt) berichtet z.B. Erlebnisse von Misandrie durch Lesben (33). Bei der Bewältigung der damit verbundenen Herausforderungen können die hier dargestellten Langzeitperspektiven unterstützend helfen und Hoffnung spenden. Für den deutschen Leser ist erstaunlich, wie wichtig Amerikanern Halt durch Religiosität ist; besonders für ethnische Minderheiten spielen Kirchengemeinden oft zentrale Rollen im Kampf mit persönlichen Krisen, Suchterkrankungen und Rückschlägen.

Wenn es einen roten Faden gibt, der sich durch sämtliche Lebensgeschichten zieht, dann die Einsicht, dass das Streben nach Authentizität letztlich alternativlos ist und allen Widrigkeiten zum Trotz ein Imperativ bleibt. Selbst wenn die Anstrengungen, Akzeptanz zu erfahren, innerhalb der Kernfamilie vergeblich scheinen.

Das Cover beispielsweise zeigt Momma Gloria. Die Seniorin ist 70 Jahre alt und lebt in Chicago (96f). Sie identifiziert sich als Frau und erfuhr familiäre Unterstützung durch ihre Großmutter mütterlicherseits. Sie engagiert sich für junge Transsexuelle im lokalen LGBT-Zentrum. Sie hat im

Laufe der Jahrzehnte viele ihrer Freunde an den Folgen von Drogenkonsum oder AIDS sterben sehen. Sie rät der jüngeren Generation, stärker auf Stabilität in den eigenen Alltagsroutinen zu achten.

Die empathisch geschilderten und kunstfotografisch inszenierten reflektierten Lebensverläufe, die das Buch lebensnah illustriert, sind insgesamt in hohem Maße ergreifend. Die Vereinheitlichung der Interviewtexte führen zu einer leichten Lesbarkeit der detaillierten Textbeiträge. Die Autoren verwandten offensichtlich viel Zeit für die Produktion und Auswahl der Fotografien und Begleittexte. Der Bildband eignet sich sowohl als Lehrmaterial für diejenigen, die mehr über die Vielfalt und den Wandel genderqueerer Identitäten im Laufe der Jahrzehnte erfahren möchten, als auch als Ratgeber für jüngere Transsexuelle. Denn dieses Buch vermittelt zahlreiche Rollenbilder im vorangeschrittenen Alter, die Vorbildfunktionen erfüllen können. Lebenserfahrung ist nun mal ein ziemlich unschlagbarer Lehrmeister. Der exzellent gelungene Band sollte daher in keinem sexualmedizinischen Wartezimmer fehlen.

Thomas K. Gugler (Frankfurt a.M.)



Bergemann, Hans, Ralf Dose, Marita Keilson-Lauritz unter Mitarbeit v. Kevin Duhout, *Magnus Hirschfelds Exil-Gästebuch*, Hentrich & Hentrich, Berlin 2019, 238 S., geb., 29,90 €

Nachdem die in Berlin angesiedelte Magnus Hirschfeld Gesellschaft bereits 2013 Hirschfelds Aufzeichnungen im Exil kommentiert herausgegeben hatte, erfolgte nun die Edition seines Gästebuchs. Die Vorgeschichte des vorliegenden Werkes reicht, wie die Literaturwissenschaftlerin Marita Keilson-Lauritz im Vorwort bemerkt, bis in die 1990er Jahre zurück. Aufbewahrt wird das Original im Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar. Dorthin war es auf verschlungenen Wegen aus Brünn gelangt, wo Hirschfelds Lebensgefährtin und Erbin Karl Giese 1938 Selbstmord begangen hatte.

Das vorliegende Werk besteht aus dem Vorwort, einem Beitrag des Publizisten Ralf Dose zur Situation Hirschfelds in Frankreich, der Vorstellung der edierten Quelle durch den Historiker Hans Bergemann, einer Danksagung nebst editorischer Notiz und schließlich auf den Seiten 41 bis

205 dem Gästebuch in Faksimile mit Transkription der bisweilen höchst schwer zu entziffernden Einträge, die in deutscher, englischer, französischer, rumänischer oder auch chinesischer Sprache abgefasst sind. Es folgen noch Kurzbiographien zu den im Gästebuch aufscheinenden Personen mit Hinweisen auf ihr Auftauchen in selbigem, ein Quellen/Literaturverzeichnis und ein Register.

Der Leser erfährt, wie schwierig Hirschfelds Situation in Frankreich (1933–1935) war: gesetzliche Beschränkungen und Animositäten seitens französischer Kollegen verhinderten den Neuaufbau eines wirkmächtigen sexualwissenschaftlichen Instituts, deutsche Behörden und servile Kollegen wie Albert Moll hetzten gegen den Exilanten Hirschfeld. Die anfangs sich noch interessiert gebende internationale Fachwelt zog sich zunehmend zurück, während gleichzeitig Hirschfelds Gesundheitszustand sich verschlechterte und schließlich auch noch sein Lebensgefährte Karl Giese Frankreich verlassen musste. Die politisch zerstrittene Exilantengemeinde war ebenfalls wenig an einer Zusammenarbeit interessiert. 1934 musste schließlich Hirschfeld Paris verlassen und zog mit seinen Büchern, Manuskripten und dem Freund Li Shiu Tong nach Nizza um.

Die Einträge im Gästebuch lassen zugleich erkennen, wie bemüht Hirschfeld beinahe bis zum letzten Tag seines Lebens war, wissenschaftliche Sexualforschung zu betreiben, Kontakte zu knüpfen, Wissen weiter zu geben und für die Sexualwissenschaft zu werben. Kollegen aus aller Welt besuchten ihn und verewigten sich mit Einträgen im Gästebuch, in denen sie nie vergaßen zu erwähnen, wie engagiert Hirschfeld für die Sexualwissenschaft kämpfte. Seine Pariser Wohnung und später das Appartement in Nizza fungierten aber auch als Orte der Erinnerung für Flüchtlinge, die so sich der Zeit in Berlin erinnerten. So schrieb der Schriftsteller Rudolf Leonhard (1889–1953) am 11. Mai 1934: „Ich bin sehr glücklich, hierher so kommen zu können, wie ich in Berlin zum Sanitätsrat kam – und dieselbe Aktivität und denselben Geist hier zu finden wie in Berlin!“ (71). Weitere Einträge lassen erahnen, wie weit gespannt Hirschfelds Beziehungsnetzwerk war und wie sich dieses im Exil bewährte: Die Kollegen Manfred Mayer-Zachert und Alfred Döblin verewigten sich ebenso wie der Schriftsteller Botho Laserstein. Auf der letzten Seite des Gästebuchs schließlich findet sich der Hinweis, dass das Gästebuch 1942 zufällig im Altpapier in Brünn von einer aufmerksamen Passantin entdeckt und gerettet worden war (201).

An der vorliegenden Edition des Gästebuchs ist negativ wenig zu bemerken. Zu Hirschfelds Zerwürfnissen hätten die Briefe von Hirschfelds Mitarbeiter Max Hodann – der im ganzen Buch nicht aufscheint – an das gleichfalls unerwähnte Ehepaar Brupbacher im Schweizerischen Sozialarchiv herangezogen werden können. Der Bestand wird zwar im Quellenverzeichnis genannt (228), wurde aber offenbar nicht zielgerichtet ausgewertet. Das Namensregister ist gut,

ein Sachregister wäre aufgrund der vielfältigen Punkte und Themen im Gästebuch noch besser gewesen. Doch sind dies Marginalia, die den großen Wert des Buches nicht mindern können. Erwähnenswert ist noch die erfolgreiche Einwerbung von Drittmitteln, so dass das Buch für unter 30 Euro auf den Markt gebracht werden konnte.

Florian G. Mildenberger (Stuttgart)



Rönicke, Katrin, *Beate Uhse. Ein Leben gegen Tabus*, Residenz Verlag, Salzburg/Wien 2019, 24 Abb., 205 S., geb., 22 €

„Beate Uhse“ ist ein Markenname, der hierzulande einen besonderen Klang hat. Für die Einen steht die Firma stellvertretend für sexuelle Befreiung, andere verbinden damit eine Kommerzialisierung des Sexuallebens. Die Frau hinter der Firma steht im Mittelpunkt des vorliegenden Werkes, doch sind Marke und Person untrennbar verbunden. So ist das Buch nicht nur die Biographie einer erfolgreichen Unternehmerin, sondern auch die Geschichte des bundesdeutschen Unterleibs.

Das Buch ist in 10 Kapitel gegliedert, denen Vor- und Nachwort sowie ein „Bibliographie“ genanntes Literaturverzeichnis beigeordnet sind. Auf ein Register wurde verzichtet. Das Buch ist in einem populärwissenschaftlichen Sprachduktus gehalten. Es wendet sich ganz offensichtlich an ein Publikum abseits akademischer Sphären, doch hat die Autorin umfängliche Recherchen angestellt. Anschaulich schildert Rönicke die Kindheit und Jugend der Hauptperson, die im gesamten Buch als „Beate Rotermund“ aufscheint, während „Beate Uhse“ für die Firma steht.

Rotermund/Uhse (1919–2001) wuchs als jüngstes Kind einer Landärztin und eines Landwirtes in Ostpreußen auf, besuchte die Internate auf der Insel Juist und die

Odenwaldschule, interessierte sich früh für den Flugsport und lernte dort auch ihren ersten Ehemann Hans-Jürgen Uhse kennen. Dieser verunglückte 1944, die Witwe floh mit ihrem Sohn Klaus in den Westen, nach Schleswig-Holstein. Die genauen Umstände hatte Rotermund/Uhse beizeiten in Interviews und Publikationen aus ihrer Sicht geschildert, doch macht Rönicke deutlich, dass hier – wie auch an anderer Stelle – die autobiographische Deutung mit der historischen Realität nicht immer übereinstimmt.

In Schleswig-Holstein traf Uhse den Haarwuchsmittelproduzenten Ernst-Walter „Ewe“ Rotermund und entwickelte mit ihm zusammen in der Nachkriegszeit das Konzept eines „Versandes für Eheartikel“ – an dessen Anfang die berühmte „Schrift X“ (zur Empfängnisverhütung) stand, in der die Knaus-Ogino-Regel anschaulich erklärt wurde. Wie Rönicke darlegt, standen handfeste Geschäftsinteressen im Vordergrund und keine karitativen Sorgen um Frauen mit Furcht vor einer ungewollten Schwangerschaft (47).

In der Adenauerzeit musste sich Uhse mit Angriffen durch selbst berufene Sittenschützer befassen, zahlreiche Gerichtsverfahren folgten. Ganz im Gegensatz zu anderen Marktakteuren wie dem Kondomhändler Walter Schäfer, trat die Unternehmerin Beate Uhse offen an die Presse heran, betrieb eine aggressive Werbestrategie und PR-Arbeit (69). Kondome, Sexualaufklärungsliteratur, Fotobände, „Liebestropfen“ und Potenzhilfen wurden geliefert und ab den frühen 1960er Jahren traten auch Universitätsprofessoren als Gerichtsgutachter zugunsten von „Beate Uhse“ auf (86, 92).

Die Unternehmerin selbst hatte längst Ewe Rotermund gehehlicht und lebte das erotisch optimierte Familienleben bis hin zur Reformkost nach Are Waerland vor. Doch der Ehemann ging fremd und zwang die Gattin, zum Wohle der Firma und der Außenwahrnehmung, mitzuspielen (115). Als dann Beate Rotermund sich 1971 die Freiheit herausnahm, sich ebenfalls einen Lover zuzulegen, kam es zu einem öffentlich geführten Rosenkrieg. Denn der aus New York stammende afroamerikanische Lehrer John Holland war „27 Jahre alt, Beate fast 52“ (117). Die BILD bediente alle Vorurteile bis hin zum „N-Wort“ (119).

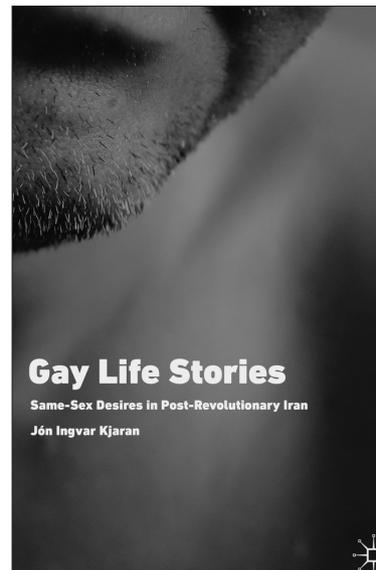
Anfang der 1970er Jahre wurde Pornographie legalisiert, „Beate Uhse“ produzierte selbst erfolgreich Filme und die ersten Sex-Shops eröffneten. Das vormalige Kleinunternehmen avancierte zu einem Konzern, in dessen Führungsriege Grabenkämpfe zwischen den einzelnen Familienmitgliedern ausbrachen. Zusätzlich sah sich die sich selbst als emanzipierte Frau begreifende Firmenchefin mit einer aggressiven feministischen Anti-Pornokampagne konfrontiert (142f). Auch Fragen nach der Tätigkeit Uhse/Rotermunds im NS wurden gestellt – und ausweichend beantwortet.

Letztendlich aber überstand „Beate Uhse“ alle Anfeindungen. Als das Interesse der Deutschen und Westeuropäer an Sexspielzeug und Filmen gerade nachließ, brachte

die deutsche Wiedervereinigung und die Öffnung der osteuropäischen Märkte neuen Schwung (168f). Die Chefin hatte zu diesem Zeitpunkt eine schwere Krebserkrankung überstanden, zog sich nicht von der Leitung des Unternehmens zurück. Im Laufe der 1990er folgte schließlich eine Reihe von Ehrungen und die Anerkennung ihres Lebenswerks – das mittlerweile allerdings zerbröselte ist. Die „Beate Uhse AG“ musste 2017 Konkurs anmelden.

Das Firmenarchiv liegt in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und diente Rönicke als Grundlage für ihr Buch. Leider aber lässt sie den Leser aufgrund sparsamer Fußnotensetzung und wenig informativer Ausführungen in den Fußnoten darüber im Unklaren, was sich dort genau befindet. Hinzu kommen zahlreiche historiographische Ungenauigkeiten: der Gerichtsmediziner Wilhelm Hallermann wird zum Sexualwissenschaftler, die Beschreibung des Niedergangs von Uhses Konkurrenten Walter Schäfer ist ungenau und die „Bibliographie“ umfasst gerade einmal 24 Werke, deren Auswahl keiner nachvollziehbaren Logik folgt. So wird Elizabeth Heineman zitiert, *Die Politisierung der Lust* von Dagmar Herzog bleibt hingegen unbeachtet. In den Fußnoten, nicht aber im Literaturverzeichnis befinden sich Hinweise auf Zeitzeugeninterviews, ohne dass man erfährt nach welchen Kriterien diese wann und wo durchgeführt wurden. So schildert die Autorin im Ganzen überzeugend eine interessante Lebensgeschichte im Zeitkontext, ohne genau zu belegen, woher ihre Erkenntnisse stammen.

Florian G. Mildenerger (Stuttgart)



Kjaran, Jón Ingvar, *Gay Life Stories: Same-Sex Desires in Post-Revolutionary Iran*, Springer, Cham 2019, 233 S., geb., 74, 89 €

Jón Ingvar Kjaran ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Island. Seine ethnografische Studie fokussiert Schwule im gegenwärtigen Teheran.

Die Einleitung, die das erste Kapitel (1–20) bildet, beginnt mit der Aussage von Ex-Präsidenten Ahmadinedschad aus dem Jahr 2007, dass es in Iran keine Homosexuellen gäbe. In der Tat neigen iranische Schwule dazu, ihre Sexualität hinter gesellschaftlich akzeptierten Masken zu verschleiern. Kjaran nutzte daher den Instant-Messaging-Dienst *Telegram* zur Befragung seiner Interviewpartner.

Im zweiten Kapitel (25–40) diskutiert Kjaran Foucault, der Iran 1978 zweimal besuchte. Kjaran erklärt dabei den nationalistischen Diskurs, der Homosexualität als kontagiöses Phänomen ausländischer Verwestgung (*Westtoxification*) begreift, sowie den medizinischen Diskurs zur Pathologisierung der Homosexualität, die biopolitische Regulierung von Sexualität durch moralisch-religiöse-juridische Normen des Nationalstaates und die Disziplinierung durch das heteronormative Regime innerhalb der Familie in Iran. Im Gegensatz zu westlichen Gesellschaften kenne der Islam den christlichen Konfessionsimperativ nicht, weshalb die Privatsphäre, zu der die Sexualität zählt, deutlich stärker vom öffentlichen Raum abgetrennt sei (39).

Das dritte Kapitel (45–67) spezifiziert diesen Befund am Beispiel der Islamifizierung der iranischen Öffentlichkeit im Zuge der Islamischen Revolution. Beispielsweise wurde die Homoerotik der klassischen persischen Poesie zunehmend verbannt und der Islam als Allheilmittel gegen Verwestgung propagiert (vgl. z.B. Ahmad, J.A., 1984. *Occidentosis: A Plague from the West*. Mizan Press, Berkeley). Im Januar 2018 verbot Ajatollah Khomeini den Englischunterricht an den Grundschulen, da dieser iranische Kinder der kulturellen Invasion des Westens ausliefere (56).

Im vierten Kapitel (71–86) analysiert Kjaran knapp die Darstellung von iranischen Schwulen in westlichen Medien. Hinrichtung sei das Leitmotiv des westlichen Diskurses. Dass die Realität in Iran deutlich vielschichtiger ist, versteht sich eigentlich von selbst. Kjaran räumt ein, dass die Situation in Teheran deutlich mehr Ambiguität erlaube als in kleineren Städten oder auf dem Land (78). Als Grund für die Zuspitzung des Diskurses vermutet Kjaran unterschiedliche Auffassungen von Autonomie (83) in islamischen und westlichen Gesellschaften, die zu der unterschiedlichen Hierarchisierung individueller Freiheitsrechte führe.

Das fünfte Kapitel (91–129) ist Strategien des Widerstands gegen die Repression gewidmet. Iranische Schwule internalisierten den Diskurs der Andersheit (93) und würden daher eher am gesellschaftlichen Skript maskuliner Geschlechtlichkeitsperformanz, dem Heterotheater, festhalten (97f). Der islamifizierte öffentliche Raum reguliere schließlich auch das männliche Erscheinungsbild (Bart)

sowie die Sittlichkeit des Kleidungsstils und Verhaltens. Die Expansion der öffentlichen Sittlichkeitsideen wirke sich einschränkend auf die Privatsphäre aus. Insbesondere, wenn die Ehe als heteronormalisierende Gesellschaftspflicht (111) das zentrale Übergangsritual zur Erwachsenwerdung bildet.

Das sechste Kapitel (133–145) diskutiert kurz emanzipatorische Aktivitäten. Strategien der Sichtbarkeit seien im iranischen Kontext kaum eine Option (134). Allerdings unterstützten viele Schwule politische Protestbewegungen wie die Grüne Bewegung im Jahr 2009. Viele bemühten sich um Asyl in westlichen Ländern, v.a. Kanada, wo sie von der *Iranian Railroad for Queer Refugees* (139) besonders unterstützt werden.

Im siebten Kapitel (151–177) analysiert Kjaran den biopolitischen Diskurs am Beispiel HIV. Der HIV-Diskurs reifiziere die Unsichtbarkeit von Schwulen, da er hauptsächlich injizierende Drogenkonsumenten fokussiere (176). Iran hat ein massives Heroin-/Opiumproblem mit etwa einem Drogenabhängigen in 17 Einwohnern. Der nationale HIV-Diskurs vergegenständliche ebenso den Mythos der Verwestgung, da das Virus im Land auf kontaminierte Blutkonserven aus Frankreich während des Irak-Iran-Krieges zurückgeführt wird (154).

Das achte Kapitel (181–198) beschreibt die wenigen Freiräume queerer Identität, wie Piercings oder die Untergrundkultur des Tätowierens, aber auch Privatparties und Autocruising. Im Schlusskapitel (201–207) kritisiert Kjaran zusammenfassend die homonationalistische Rhetorik als islamophob und im Resultat als repressionsförderlich.

Auch die akademische Reflektion einer Gesellschaft darf – und muss es sogar, wenn sie kritisch sein will – Komponenten von Religionskritik, darunter auch der Islamkritik, enthalten. Kjarans Studie ist, von der irrigen Schlussfolgerung einmal abgesehen, akademisch mehrheitlich ordentlich und für Experten interessant. Wirklich neue Perspektiven eröffnet sie allerdings nicht. Auch sollte der Leser bedenken, dass die Situation in Teheran keinesfalls auf Iran insgesamt verallgemeinert werden darf. In einer anderen Stadt in Iran, sofern eine vergleichbare Studie überhaupt möglich wäre, müsste das Fazit deutlich düsterer ausfallen. Als Einführung in den iranischen Sonderfall der Sexualitäten sei *Professing Selves* von Afsaneh Najmabadi empfohlen (rezensiert in *Sexuologie* 23 (3–4)).

Thomas K. Gugler (Frankfurt a.M.)